

Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege

Laufen/Salzach

ANL

Beiheft 1
zu den
Berichten

Die Eigenart der Berchtesgadener
Landschaft - ihre Sicherung und Pflege
aus landschaftsökologischer Sicht,
unter besonderer Berücksichtigung des
Siedlungswesens und Fremdenverkehrs

Josef K. Heringer



Beiheft 1

zu den Berichten der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege

Josef K. Heringer

Die Eigenart der Berchtesgadener Landschaft –
ihre Sicherung und Pflege aus landschaftsökologischer Sicht,
unter besonderer Berücksichtigung des Siedlungswesens und
Fremdenverkehrs

Herausgeber:

Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege

Postfach 61

8229 Laufen/Salzach

Telefon 0 86 82 / 70 97 – 70 98

Schriftleitung:

Helga Haxel ANL

Diese Arbeit wurde als Dissertation am
Lehrstuhl für Landschaftsökologie
des Fachbereiches Landwirtschaft und
Gartenbau der Technischen Universität
München angenommen.

1981

ISSN 0720-9436

	Seite
Vorwort	4
1. Einführung	5
1.1 Darstellung der Betrachtungs- und Arbeitsweise	5
1.2 Schau und Begriff der Landschaft im Wandel	6
1.3 Landschaft als Ökosystem	7
1.4 Landschaftliche Eigenart - Wesen und Definition	8
2. Überblick über den Landschaftsraum Berchtesgadener Land	10
2.1 Begriffsklärung und Gebietsabgrenzung	10
2.2 Geologie	10
2.2.1 Relief und Morphologie	11
2.2.2 Karst- und Hohlformen	11
2.2.3 Mineralien und Bodenschätze	12
2.3 Klimatische Gegebenheiten	12
2.4 Gewässer	15
2.5 Vegetation	15
2.6 Tierwelt	16
3. Überblick über die landschaftlich bedeutsamen Teilbereiche Berchtesgadener Geschichte	17
3.1 Siedlungsgeschichte	17
3.2 Land- und Forstwirtschaft	19
3.3 Salinenwirtschaft und Holzgewerbe	19
3.4 Fremdenverkehrsgeschichte	20
4. Beurteilungs- und Wertungsmaßstab für landschaftliche Eigenart	21
5. Eigenartsträger - Wertung, Sicherung und Pflege	23
5.1 Siedlungswesen	23
5.1.1 Baumaterialien - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	23
5.1.1.1 Baumaterial Holz	24
5.1.1.2 Baumaterial Kalk, Naturstein, Ziegel	25
5.1.1.3 Baumaterialverwendung und -veredelung	25
5.1.1.4 Das »Kleid« des Hauses	26
5.1.1.5 Alte und neue Baumaterialien im Vergleich	27
5.1.1.6 Baumaterialien - zusammenfassende Beurteilung	27
5.1.1.7 Baumaterialien - Vorschläge zur Eigenartspflege	28
5.1.2 Bauformen - ihre Eigenart und Beziehung zur Landschaft	29
5.1.2.1 Der Zwie- oder Paarhof	29
5.1.2.2 Einfirsthof - Gütl und Häusl	30
5.1.2.3 Bürgerhaus	30
5.1.2.4 Sakralbauten	31
5.1.2.5 Herrschaftsbauten, Salinen, Landsitze	32
5.1.2.6 Bäuerliche Nebenbauten	32
5.1.2.7 Bauformen der Gegenwart	33
5.1.2.8 Bauformen - zusammenfassende Beurteilung	34
5.1.2.9 Bauformen - Vorschläge zur Eigenartspflege	35
5.1.3 Siedlungslage - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	36
5.1.3.1 Der Ort des Hauses	36
5.1.3.2 Siedlungsordnung und -begrenzung	37
5.1.3.3 Gärten und Hofflächen	38
5.1.3.4 Einfriedungen	39
5.1.3.5 Siedlung - zusammenfassende Beurteilung	40
5.1.3.6 Siedlung - Vorschläge zur Eigenartspflege	41
5.1.4 Almsiedlung - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	41
5.1.4.1 Almgebäude	42
5.1.4.2 Almnebeneinrichtungen	42
5.1.4.3 Almsiedlung - zusammenfassende Beurteilung	43
5.1.4.4 Almsiedlung - Vorschläge zur Eigenartspflege	43
5.2 Landwirtschaft	44
5.2.1 Landwirtschaft - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	44
5.2.1.1 Grünlandwirtschaft - Ehgartland	45
5.2.1.2 Gschnoaden und Buckelwiesen	47

	Seite
5.2.1.3 Tratten	49
5.2.1.4 Freien	50
5.2.1.5 Ötzen	52
5.2.1.6 Ackerbau und Sonderkulturen	54
5.2.1.7 Almwirtschaft	56
5.2.1.8 Landwirtschaft – zusammenfassende Beurteilung	58
5.2.1.9 Landwirtschaft – Vorschläge zur Eigenartspflege	59
5.3 Forstwirtschaft	60
5.3.1 Forstwirtschaft – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	60
5.3.2 Von der Wald- zur Forstwirtschaft	61
5.3.3 Jagd und Eigenart	63
5.3.4 Wald und Erholung	64
5.3.5 Forstwirtschaft – zusammenfassende Beurteilung	64
5.3.6 Forstwirtschaft – Vorschläge zur Eigenartspflege	65
5.4 Infrastruktur	66
5.4.1 Infrastruktur – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	66
5.4.2 Verkehrsinfrastruktur	66
5.4.3 Freirauminfrastruktur des Fremdenverkehrs	67
5.4.4 Wasserversorgung – Abwasser	68
5.4.5 Energieversorgung	68
5.4.6 Abfallstoffe – Entsorgung	70
5.4.7 Infrastruktur – zusammenfassende Beurteilung	71
5.4.8 Infrastruktur – Vorschläge zur Eigenartspflege	72
5.5 Gewerbe und Handwerk	72
5.5.1 Gewerbe und Handwerk – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft	72
5.5.2 Berchtesgadener Holzwaren	73
5.5.3 Salzgewerbe	74
5.5.4 Sonstige landschafts-eigenartige Berufe und Gewerbe	74
5.5.5 Gewerbe und Handwerk – zusammenfassende Beurteilung	75
5.5.6 Gewerbe und Handwerk – Vorschläge zur Eigenartspflege	75
6. Fremdenverkehr – Verderben oder Chance für die landschaftliche Eigenart	76
6.1 Freizeit und Erholung am Wendepunkt	76
6.2 Eigenartsschwund infolge Tourismus	76
6.3 Erholungswirksame landschaftliche Eigenartsträger	76
6.3.1 Geophysische Vorgaben	77
6.3.2 Akustisch-ökologische Vorgaben	78
6.3.3 Bäuerlich-kulturlandschaftliche Vorgaben	79
6.3.4 Handwerklich-gewerbliche Vorgaben	80
6.4 Ferien als Einübung in ökologisches Umweltverständnis	80
6.4.1 Pflege und Entwicklung kulturlandschaftlicher Eigenart als Ferienprogramm	81
6.4.2 Ferienaktivitäten als landespflegerische Chance	82
6.4.2.1 Land- und forstwirtschaftliche Ferienaktivität	83
6.4.2.2 Hauslandschaft und Landespflege-Ferienaktivität	83
6.4.2.3 Rekultivierung als Landespflege-Ferienaktivität	84
6.4.2.4 Weg- und Stegbau als Landespflege-Ferienaktivität	84
6.4.2.5 Natur- und Denkmalspflege als Ferienaktivität	85
6.4.2.6 Tätigkeit für Alpenpark, Wissenschaft und Forschung als Landespflege-Ferienaktivität	86
6.5 Institutionell organisatorische Rahmenbedingungen neuer Freizeitformen	86
7. Abschließende Überlegung zum Wert der Eigenart	87
7.1 Unverzicht- und verzichtbare Eigenart	87
7.2 Gefährdete Eigenart	88
7.3 Zusammenfassung	89
Anhang	
- Quellenverzeichnis	90-96
Verzeichnis der Darstellungen	97
Verzeichnis der Bildtafeln	97
- Bildtafeln	98-128

Vorwort

In einer der ersten Veröffentlichungen des Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege, eines Gremiums, das für sich den Anspruch erheben darf, den modernen Naturschutz in Bayern aus der Taufe gehoben zu haben (vgl. SEEBAUER 1980, S. 58), steht unter Begriff und Aufgabe der Naturpflege: »Naturpflege ist jene Tätigkeit, welche bezweckt: die Eigenart der heimatlichen Natur zu erhalten und nicht die »Schönheit« allein, die Eigenart vor allem ist zu schützen« (WELZEL 1907, S. 4–5). Die Begriffe wandelten sich, aus Naturpflege wurde Landschaftspflege. Wiewohl die Pflege der Eigenart der Landschaft all die Jahrzehnte hindurch bei keiner Aufgabenformulierung dieses Arbeitsgebietes fehlte, so war doch unverkennbar, daß man sich um sie nur randlich kümmerte, wohl auch deshalb, weil zwar Eigenart von vielen wertgeschätzt wird, doch die meisten können nicht so richtig sagen, was sie darunter verstehen. An der schwierigen Faßbarkeit des Begriffes hat sich bis heute wenig geändert; wenn dennoch der Versuch gemacht wird, ihn am konkreten Beispiel des Berchtesgadener Landes näher zu erläutern, dann nicht etwa deshalb, um irgendeine verstaubte Naturschutztradition aufzugreifen, sondern vielmehr der außerordentlich gestiegenen Bedeutung des Anliegens der Sicherung und Pflege landschaftlicher Eigenart wegen.

An dieser Stelle ist es recht und billig, all denen zu danken, die die vorliegende Arbeit unterstützt haben! Herrn Professor Dr. Wolfgang Haber gebührt sicher der größte Dank für seine Arbeitsbegleitung mit Rat und Tat. Zahlreiche Anregungen verdanke ich im weiteren Herrn Professor Dr. Rupert Riedl. Für die materielle Förderung sei in Vertretung der Landwirtschaftlichen Rentenbank besonders den Herren Dr. Pabsch und Lichtwer gedankt. Herzlicher Dank sei im weiteren dem Ehepaar Gabriel abgestattet. Als vormaliger Leiter der Zweigniederlassung der Gesellschaft für Landeskultur GmbH in Bayern war Herr Gabriel wesentlich an den Vorbereitungen für diese Arbeit beteiligt, seine Frau, als geübte Sekretärin, leistete hervorragende Schreibdienste. Bei der Korrektur machten sich besonders die Frauen Schledorn, Haxel und Herzog verdient.

1. Einführung

1.1 Darstellung der Betrachtungs- und Arbeitsweise

Unsere Epoche des Wandels ist von mächtiger innerer Spannung und Zerrissenheit, die sich auch in den Wissenschaftsbereichen zeigt, welche sich mit dem Haushaltsgefüge und Erscheinungsbild der Natur in Zeit und Raum befassen. Die naturwissenschaftlichen Richtungen, die ausgehend von der Renaissance in steter Steigerung bis zur Gegenwart den materiellen Bau der Welt erforschten, schufen auf dem Wege der Forschung eine riesige Basis des Wissens und der verfügbaren Macht über die Natur. Sie handelten im wesentlichen wohl nach der Maxime Descartes, »jede der Schwierigkeiten in so viele Teile zu teilen als möglich und zur besseren Lösung wünschenswert wäre« (FRANK zit. nach CUBE 1967, S. 287). In der extremen Ausprägung führte dies dazu, daß man sagen konnte: »Die Naturwissenschaft ist gerade dadurch als Naturwissenschaft gekennzeichnet, daß sie darauf verzichtet, von Natur zu sprechen, daß sie vielmehr Natur in ihre Komponenten zerlegt und damit denaturiert« (ebenda S. 267). Durch moderne mathematisch-kybernetische Techniken und deren Hilfsapparaturen bekamen die Wissenschaftler ein Instrumentarium an die Hand, das mit seinen mechanistischen, statistisch-schematisierenden Methoden der Informationssammlung und Auswertung diese Tendenzen außerordentlich fördert. In den letzten Jahren trat jedoch mit zunehmender Deutlichkeit die Not des fehlenden Sinnzusammenhangs in Erscheinung. Information als Erkenntnisvermittlung bezog sich zu sehr auf Funktion, Struktur und Form der Landschaft, erwies sich als zu wenig umfassend und vernachlässigte deren vital- und geistbestimmten Gestalt- und Symbolcharakter. Dies hat jene herausgefordert, die den Weg des Bildhaften, der gesamtheitlichen Betrachtung und Bewertung lebendiger Vorgänge für den besseren halten. Der Verfasser dieser Arbeit ist sich dieses Konfliktes wohl bewußt, und wenn er sich vorwiegend der letztgenannten Arbeitsweise bedient, so deshalb, weil er sie dem gestellten Thema für angemessener hält. Diese Entscheidung schließt das Risiko des Vorwurfs der Einseitigkeit und Ungenauigkeit mit ein, denn nach HABER (1972 a, S. 298) »... ist und bleibt es schwierig, in der vom Computer beherrschten Zeit neben dem quantitativen Datum die zahlenmäßig nicht erfassbare Qualität, die durch Quantifizierung sogar zerstört werden kann, als gleichwertige Größe anzuerkennen«.

Ähnlich äußert sich TISCHLER (1976, S. 1) »In der Ökologie, der Wissenschaft von den Beziehungen zwischen Lebewesen und Umwelt, setzt die Erforschung entscheidender Probleme ein Denken voraus, das in erster Linie nach Zusammenhängen sucht, also ein kombinatorisches Vermögen. Den Ökologen interessiert die Verwirklichung des Lebens in seiner Mannigfaltigkeit und Verflochtenheit. Dabei kann er nicht auf unbewußt vorangehendes Erkennen von Qualitäten und Gestalten verzichten. Das hat ihm bisweilen den Ruf eines weniger exakten Forschers eingetragen; freilich zu Unrecht, da auch er intuitives, d.h. Zusammenhänge mit einem Blick übersehendes Erfassen in ein rational nachprüfbares Verfahren seiner Ergebnisse umwandeln muß«.

Wirklichkeit, die zur Darstellung kommen soll, kann also auf zwei Wegen in Kenntnis gebracht werden. Der eine Weg ist der des Zerlegens, Zählens, Messens, des Klassifizierens und In-Form-Bringens - der der Information. Der zweite Weg bevorzugt das intuitive Erfassen, sucht den Sinnzusammenhang, benützt die Phantasie und das Bildhafte und verteidigt die Imagi-

nation als wesentlicher im Wissen, daß das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Indessen scheint der Gegensatz zwischen Information und Imagination in der dargestellten Totalität nicht gegeben. Vielmehr drängt Information, die der Wahrheit dienen will, nach Einbau in den Zusammenhang und imaginärer Vollendung. Information lediglich als neutrale Faktensammlung zu sehen, verkennt die Möglichkeit, daß sich in der Art der Datenzusammenstellung Absicht und Tendenz verbergen lassen (vgl. MANN 1973, S. 36).

Nach PORTMANN (1966, S. 29) »bleibt das Wirken der Imagination, des Denkens in Bildern, in Analogien eine der großen Formen geistigen Seins - die Sprache selbst lebt davon, die Dichtung, alle Künste leben von ihr. Wie oft sich auch der rationale Verstand leise von diesem Erleben lenken läßt, wo seine eigenen Mittel den Dienst versagen, wollen wir auch nicht vergessen«.

Zum selben Thema führt WEIZSÄCKER (1973, S. 17) aus: »Imago heißt Bild und der Begriff des Bildes bezeichnet das Verhältnis des Abgeleiteten zum Ursprünglichen. Das Vorbild, der Archetyp ist eben die Idee, das Abbild davon ist das »Sinnending««. Auf ein weiteres scheint es in der gegebenen Situation anzukommen: Wenn es neue Wissensbereiche zu erobern gilt, deren Bearbeitung von elementarem Interesse zu sein scheint, so ist es notwendig, rasch zu handeln und »Nischen« mit Grobkonzepten zu besetzen. Auf diese Weise kann Zeit gewonnen und mancher Schaden verhindert werden (vgl. TOMASEK 1976, S. 310). Die »Wissensukzession« verfeinert ohnehin durch Differenzierung, Komplexitätszunahme das Begonnene und korrigiert dergestalt die Unvollkommenheit der »Erstbesiedlung«.

Was ist Landschaft, deren Eigenart in dieser Arbeit verdeutlicht werden soll? Ist Landschaft eine mehr oder weniger mechanisch funktionierende biologische Maschine oder ist sie erlebbares Sinnending und Abbild einer höheren Ordnung? Von der Beantwortung dieser Frage hängt auch die Gewichtung der Arbeitsweise ab.

In Anbetracht des Nachholbedarfes an ganzheitlicher Art und Weise des Kennenlernens und Verwertens landschaftlicher Wirklichkeit wird diese der Eigenart gewidmete Arbeit ihren Schwerpunkt mehr auf der Imagination haben, denn auf der reinen Information. Man wird in dieser Arbeit vergebens nach exakten Eigenartsermittlungsverfahren suchen. Was EIGEN/WINKLER (1975, S. 345-346) über die »Theorie der ästhetischen Information« und deren Sinn und Grenzen schreiben, kann getrost auch auf das nahe verwandte Thema der Ermittlung landschaftlicher Eigenart bezogen werden. Es wird hier angesprochen »... die Sinnlosigkeit des Versuchs, die auf verschiedene Ursachen zurückführbare vielparametrische und subtile Aussage auf eine einzige »Kennzahl« zu reduzieren... Durch eine solche Mittelwertbildung wird nicht Information zusammengefaßt, sondern einfach zerstört. Warum mitteln, wenn Einzelheiten wahrgenommen werden können. Allein diese sind für ein Kunstwerk maßgebend.«

Für das Herausarbeiten des Eigenartsträchtigen in der Landschaft ist demnach das beschreibende Untersuchen und Werten wohl die angemessenste Arbeitsweise. Das »erzählerische Element« soll das »scharfe Bad der Analyse« indes nicht aus-, sondern einschließen (vgl. MANN 1973, S. 44). Noch ein abschließendes Wort zu Stil und Inhalt der vorliegenden Schrift: »Der Mannigfaltigkeit der Ökologie kommt man am nächsten, wenn auch eine Mannigfaltigkeit an Darstellung zur Verfügung steht« (REMMERT 1978, S. 1).

1.2 Schau und Begriff der Landschaft im Wandel

Ganz ohne Zweifel ist es das Auge des Menschen, das mehr und umfassender als seine anderen Sinne die Umwelt wahrnimmt und sein geistig-seelisches Innenleben dazu in Resonanz bringt. Daß Welt-»Anschauung« und Landschaftsschau sich wechselseitig bedingen, wird nicht nur durch die ähnliche Wortzusammenstellung klar, sondern auch aus vielfältigen Zeugnissen der Malerei, der Dichtung und der Bau- und Gestaltkunst. Durch sie tut der Mensch über die Zeiten hinweg kund, was er sieht – oder zu sehen vorgibt oder sehen möchte. Bei all dem ist des Menschen Zwiespältigkeit unverkennbar. So ist denn auch die Landschaftsschau unserer Zeit nicht frei von Täuschung und Unehrlichkeit. Wie könnte es sonst dazu kommen, daß in dem Maße, in dem der Mensch so sehr auf nützliche Rationalität Wert zu legen scheint, extreme Teile der Natur in Gestalt eines ihrer wildesten und unwirtlichsten Gebiete zum landschaftlichen Idealbild weitester Bevölkerungskreise werden? Eberwein, der erste Propst und Gründer des Chorherrenstiftes und Berchtesgadener Siedlungswerkes zu Beginn des 12. Jahrhunderts ist in seiner Skepsis gegen diese Landschaft recht gut zu verstehen, da nach ALBRECHT (1954, S. 2) »das unwirtliche und rauhe Bergland die Chorherren schon bald zwang, Berchtesgaden zu verlassen und gegen das im Vorland gelegene Baumburg zu vertauschen.«

Erst beim zweiten Anlauf, einige Jahre später, glückte die Klostergründung und Urbarmachung des Landes. Die »Fundatio monasterii Berchtesgadensis« (zit. nach MARTIN 1923, S. 1) spiegelt recht deutlich die Schau der Landschaft jener Zeit wider, wenn wir von »silva terribilis perpetui frigoris et nivium horrore squalum«¹⁾ lesen, wo heute die Lieblichkeit der Landschaft gepriesen und die geschätzte Bergeinsamkeit und geliebte Tierwelt als eine »vesta solitudo, quae paulo ante fuerat saltus ferarum et cubile draconum«²⁾ geschildert wird. Der Gründungsbericht mag zugebenermaßen auch im Lichte seiner Zeit etwas überzeichnet gewesen sein, aber ganz so abwegig ist diese Schau der Landschaft nicht. Schließlich gibt es weit fruchtbarere und flachere Landschaften, die mit weniger Aufwand mehr Erträge abwerfen und dem Menschen zuträglicher sind. Wer ählt schon freiwillig sein Vieh auf 1800 m hohen Gebirgen und trägt Laub und Heu auf dem Rücken nach Hause? Irgend etwas muß wohl an der anthropogenen Welt der Gegenwart nicht stimmen. Sie scheint wenig geliebt zu werden und den Bedürfnissen des Menschen nur ungenügend zu entsprechen. Wie anders wäre es sonst zu verstehen, daß der Mensch der Industriekultur einen erheblichen Teil dessen, was er an materiellen Überschüssen produziert, dafür aufwendet, um seiner gemachten Welt zu entfliehen und jene Welt bevorzugt aufsucht, die noch die geringsten Spuren seiner Überformung aufweist.

Zwischen der Schau der Rodungsmönche und der des Zeitgenossen aus den hochverdichteten Ballungsräumen liegt wohl irgendwo die Betrachtungsweise, die sich nicht nur der Brille der Zeit bedient, sondern zeitlos Gültiges im Erleben der Landschaft zu erkennen vermag. Ähnlich wie die Schau ist auch der Begriff der Landschaft einem Wandel unterworfen, dem es sich nachzuspüren lohnt. Landschaft als Begriff ist noch stark im Fließen. Selbst so häufig gebrauchte Begriffe wie »Naturlandschaft« und »Kulturlandschaft« erlauben allenfalls Groborientierung. Hat

der Begriff »Industriellandschaft« wenigstens noch eine gewisse ökologische Berechtigung, so verläßt die Wortkombination »Parteienlandschaft« z. B. voll den realen Bezug zum räumlich-geophysischen Wirkungsgefüge. Verständlich wird das Wechseln und Auseinanderfließen des Landschaftsbegriffes, wenn man seine sprachgeschichtliche Entwicklung kennt. »Zur Zeit Karls des Großen wurde für das lateinische Wort »regio« erstmals der Begriff »lantscaf« gebraucht, wobei sich »scaf« weitergebildet hat in das englische »shape« und das deutsche »schaffen«: Man hat im Land geschaffen, geformt« (HABER 1977, S. 115). Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts verstand man unter »Landschaft« nicht einen durch ein besonderes Gefüge gekennzeichneten Teil der Erdoberfläche, sondern die Bevölkerung eines bestimmten Gebietes, die sich nach Landständen gliederte (vgl. HANDBUCH DER BAYERISCHEN GESCHICHTE, S. 515). Noch im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts wurde der Amtsarzt von Berchtesgaden z. B. als »Landschaftsphysikus« bezeichnet. Mit der beginnenden Industrialisierung bahnte sich ein Wandel des Begriffes »Landschaft« an. Die Einheit oder das Sich-eins-fühlen des Menschen mit der Natur brach. Der Mensch wurde durch die Hilfe der angewandten Naturwissenschaft zum »Gegenüber«, zum Beherrscher der Natur. Sie wurde ihm räumlich gegliedert, immer stärker durchforscht und beschrieben, in neuer Weise verfügbar.

In dem Maße, wie sich im Lauf der Zeit neue Naturwissenschaftsdisziplinen der Landschaft zuwandten, wurde ihr semantisches »Umfeld« verbreitert. Deutlich ist dabei eine Tendenz zu erkennen: Ausgehend von Alexander v. HUMBOLDT'S Schau des »Totalcharakters eines Erdausschnittes« verengte man zeitweise die Optik und bevorzugte eine rein geophysische Betrachtung mit starker Herausarbeitung der Details. Neuerdings – seit der von Carl TROLL (1939) geprägte Begriff der »Landschaftsökologie« stärker in die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise einzudringen beginnt – bemüht man sich wieder mehr um eine ganzheitliche Landschaftsschau. Die von BOBEK/SCHMITHÜSEN (1949) formulierte und von FOCHLER/HAUKE (1968, S. 229) ergänzte Definition läßt den Universalcharakter der Landschaft aufs neue deutlich werden:

»Die geographische Landschaft ist ein Erdraum mit seiner dinglichen Erfüllung, mit einem bestimmten Kräftesystem innerhalb eines bestimmten Raumgefüges, in seinem sinnlich wahrnehmbaren Inhalt einem mehr oder weniger stark ausgeprägten jahreszeitlichen Wechsel unterworfen, abgegrenzt aus dem Wesen der Landschaft heraus, d. h. nach ihrer durch das ökologische und ökonomisch-kulturelle Kräftespiel bedingten Gestalt; sie geht in ihren derart gegebenen Grenzen in Landschaften anderer Wesensart über. Ihre Gefügeteile – von formaler Ordnung und meist typenhaft entwickelt – werden durch die Landschaftselemente aufgebaut, durch ihre anorganischen bzw. abiotischen (Oberflächenformen, Untergrund, Böden, Klima, Gewässer), organischen bzw. vitalen Komponenten (Pflanzen, Tiere, der Mensch als physische Sonderheit) und durch die Geistbestimmtheit des Menschen bzw. der menschlichen Gruppen, die sich in Wirtschaft, Verkehr, Siedlung, politisch-sozial und religiös ausprägt.«

Jeder, der Probleme und Fragestellungen der Landschaft wissenschaftlich bearbeitet, engt die Begriffsbreite dadurch ein, daß er sich Arbeitsschwerpunkte setzt. Auch für die Untersuchung der »landschaftlichen Eigenart« ist eine derartige Begriffseinschränkung nötig. Doch bleibt sie als ein Fachbeitrag der Landschafts- und Landespflege notwendigerweise auch der ökologischen Ganzheitstheorie verpflichtet (vgl. HABER 1977, S. 115).

1) »ein Wald von ständiger entsetzlicher Kälte.«

2) »wüste Einsamkeit, die wenig früher der Platz wilder Tiere und Wohnort wilder Drachen gewesen war« (Übersetz. d. Verf.)

1.3. Landschaft als Ökosystem

Neben der Primärbetrachtung, die Landschaft als Lebensraum vertraut macht und die über Jahrtausende hinweg in der Beziehung Landschaft-Mensch dominierte, hat die Sekundärbetrachtung (intellektbetont) die ergänzende Aufgabe, durch Analyse wie Systemdenken das Bewußtsein zu weiten. Wenn man das Entstehen und Werden von Landschaften im Hinblick auf deren Eigenart zu betrachten gedenkt, ist es notwendig, daß man neben ihrem elementaren Aufbau besonders ihren Ökosystem-Charakter in die Überlegung einbezieht. Ökosysteme bestehen aus Komponenten wie Pflanzen (Produzenten), Tieren (Konsumenten) und Mikroben (Reduzenten). Die Art und Weise, wie diese Bestandteile beschaffen sind und zusammenwirken, macht sie zum System oder Gefüge, was sie mehr sein läßt als eine bloße Ansammlung. Sie stehen untereinander in stofflicher, energetischer und informativer Wechselwirkung (vgl. HABER 1977, S. 116).

Mithin ist es ein Kennzeichen von Ökosystemen, daß sie einen ganz bestimmten Haushalt besitzen. Durch die Photosynthese wird in den grünen Pflanzenteilen die eingestrahlte Sonnenenergie in energiereiche chemische Verbindungen, deren Bausteine den anorganischen Bereichen des Bodens und der Luft entstammen, festgelegt und somit Biomasse erzeugt, die einer Reihe von höheren Organismen zur Nahrung dient. Während pflanzen- und fleischfressende Tiere und von Detritus (totem Pflanzenmaterial) lebende Mikroorganismen (Reduzenten) tierischer Art Biomasse abbauen und mineralisieren, produzieren wiederum andere Pflanzen aus diesen Abbauprodukten mit Hilfe der Sonnenenergie erneut Leben, das alsbald aufgenommen wird von Konsumenten, die selbst wieder konsumiert werden usw.. Die Qualität des produzierten Lebens indes ändert sich dabei. Es verfeinert sich und wird artenreicher, wird nach allen Seiten hin vernetzt, so daß der Kreislauf von Stoffen und der Durchsatz von Energie nicht einem Karussell, sondern eher einem Baum und seiner Tendenz gleicht, sich selbst mehr und mehr zu verästeln, um Leben in höchster Differenzierung zu ermöglichen. Das Besondere an diesen Lebensprozessen ist, daß sie – was selbst die ausgeklügeltsten Maschinen des Menschen nicht vermögen – dem II. Hauptsatz der Thermodynamik ein System entgegenstellen, durch das sie das Entropiegesetz, die Verkehrung von Ordnung in Chaos und den Kältetod scheinbar überlisten. Unter sparsamstem Verbrauch von Energie und Materie (Kaskadensystem, Recycling) bauen sie Ordnungen unvorstellbaren Ausmaßes auf und vermögen eingestrahlte Energiemengen über Jahrtausende dem Entropiegeschehen praktisch zu entziehen (vgl. MOROWITZ, zit. nach RIEDL 1972, S. 12). Somit haben sie der Erdrinde ein Sparvermögen von extraterrestrischer Energie vermacht. Unter Nutzung dieser »Energiekonserven«, z.B. Kohle und Erdöl kann der Mensch an diesen Systemen weiterbauen und neue Ordnungsgrößen hinzufügen oder das Gegenteil bewirken. Nehmen wir als Beispiel den Einfall von Sonnenstrahlung auf einen Felsblock irgendwo im Hochgebirge: trifft sie auf nackten Fels, so wird sie ihn etwas erwärmen und durch das thermische Gefälle Spannungen hervorrufen, die seine Verwitterung beschleunigen. Sie wird sich schließlich – kaum genutzt – als Rückstrahlung wieder in Atmosphäre und Weltraum verlieren. Dieselbe Strahlungsenergie kann aber auch auf einen mit Flechten, Polsterpflanzen, Latschengebüsch oder Zirbenwald überwachsenen Felsen treffen, dort photosynthetische Stoffproduk-

tion bewirken und somit in eine temporäre »Energiefalle« gehen. Die sonnenbürtige Energie wird nun in kleinen Nutzungskaskaden verwertet. Aus den relativ primitiven Initialstadien eines Ökosystems, etwa der Besiedlung eines Felsschuttkegels, kann sich eine Sukzession pflanzlich-tierischen Lebens entwickeln. Die Natur läßt sich Zeit für die Anpassung von Pflanze und Tier. Netz- und kreisförmige Nährstoff- und Energieläufe sind Kennzeichen einer zunehmenden Reife und Stabilität des Systems. Extreme Klimaeinflüsse wie Starkregen, Stürme, Kälte werden durch die biologische »Pufferzone« in ihrer brachialen, entropie-fördernden Wirkung gemindert: Wasser wird festgehalten, Gestein weniger talwärts verfrachtet, Boden wird gebildet und weniger leicht ausgewaschen. Schritt für Schritt erhebt sich das Leben durch Differenzierung und fängt an, sich einerseits in der Atmosphäre, andererseits in der Boden- und Gesteinssphäre zu schichten. Es beginnt der Kampf um Standraum, Licht, Wasser und Nährstoffe. Ökologische Nischen werden geschaffen und durch entsprechend angepasste Organismen genutzt: So hat etwa die Pionierflora des Hochgebirges zwar genügend Raum und Licht, sie kann sich horizontal in der Polsterwuchsform auf ihrem Standplatz breit machen, dafür muß sie sich mit einem Minimum an Wärmesumme und Nährstoffen begnügen und dabei extremen Temperaturen, Sturm, Sturzwasser, Austrocknung und Schneelast standhalten. Je günstiger Nährstoff- und Klimaverhältnisse, desto leichter kommt Baumwuchs auf, desto höher wachsen die Bäume dem Licht entgegen. Durch höhenmäßige Staffelung der Vegetationsdecke in Moos-, Kraut-, Strauch- und Baumschicht versucht das Pflanzenleben in vielfältiger Form möglichst umfassend das Nährstoff- und Energieangebot zu nützen. Zur räumlichen Schichtung tritt die zeitliche. Frühjahrs- und Herbstblüher, saprophytisch lebende Pilze sind Zeichen einer außerordentlichen Lebensökonomie.

Der Wald, mehrstufig, von hoher Diversität an pflanzlich-tierischen Arten, in der Zeit gereift, kann meist als Inbegriff einer Ordnung im Sinne der Genesis und eines dynamischen Gleichgewichtes angesehen werden.

Ökologische Systeme werden auch definiert als Energieverarbeitungseinheiten; sie sind in unseren Breiten meist strahlenenergetisch limitiert, in wärmeren Klimaten eher durch die Verfügbarkeit von Wasser und Nährstoffen. Ökosysteme besitzen eine abgrenzbare Organisation, zeitliche Beständigkeit und eine ausgeprägte Lebensstrategie. Mit Hilfe der in verschwenderischer Fülle in Jahrtausenden gewachsenen genetischen Information wird versucht (durch ausgeklügelte symbiotische Vernetzung), die Stoffkreisläufe und Energieläufe auf zahlreiche Ökosystem-Partner zu verteilen. Freilich werden dadurch die »Bissen« und zugeteilten Energiequanten für die systemverbundenen Lebewesen entsprechend klein. Selbst über das Leben hinaus reicht diese strategische Sorge. Ein zeitlich-räumlicher Puffer von totem organischem Material soll es wie ein »Sparkonto« vor der Unbill der Zeitläufe sichern (vgl. ODUM 1969, S. 262 ff. und REICHLE et al. 1975, S. 34).

Am Umkippen von Systemen scheint zunächst niemand interessiert zu sein. Stabilität gilt gemeinhin als erstrebenswertes Ziel für Gesundheit, wie für Währungen und politisches Leben (vgl. HABER 1971 a, S. 22).

Die Funktionsweisen eines Ökosystems sind bestimmten geographischen Grundbedingungen und deren Nährstoffkreislauf und Energiefluß angepaßt. Sie unterliegen, mit Ausnahme nur sehr weniger Be-

reiche der Erdoberfläche, der menschlichen Nutzung in Form von Entnahme oder Hinzufügung von Stoffen und Energien. Der Mensch ist schließlich in seiner Leiblichkeit selbst der Biosphäre zugehörig und folglich nicht »eo ipso« ein Fremdkörper in seiner Beziehung zu Ökosystemen. Hinsichtlich dieser Ökosystembetrachtung gehört es zur bemerkenswerten Eigenart gerade der Berchtesgadener Landschaft – bedingt durch die außerordentliche Reliefdynamik –, daß sich in ihr laufend natürliche Ansatzpunkte für die Änderung von Ökosystemen ergeben: Sei es durch die klimatisch-anthropogen bedingte Schwankung der Waldgrenze infolge Alm- und Forstwirtschaft oder durch die Schuttverfrachtung eines Baches (z.B. die des Eisgrabens bei St. Bartholomä). Es erfolgt eine intensive Durchmischung von reifen und initialen Stadien von Ökosystemen auf allen Ebenen und Höhen. Das Berchtesgadener Land ist daher noch weit mehr »in statu nascendi« begriffen als andere Landschaften von ausgeglichenem, sanftem Relief. So kann das gesamte oberste Stockwerk, die Plateauhochlage mit den mächtigen Felserhebungen, als ökologisches Pionier- und Brückenkopfsystem aufgefaßt werden. Ordnung des Lebendigen steht hier in Offensive und Defensive zur stärker chaotischen Neigung des Anorganischen. Die Feinheiten, die hier das pflanzlich-tierische Leben in der Anpassung an extreme Umweltbedingungen zeigt, nötigen tiefen Respekt vor der Evolution der Organismen ab. Was allein in einer Felsspalten-, Schneetälchen- oder Schuttgesellschaft an genetischer Determination oder Information steckt, ist ein kaum vorstellbares Ordnungsmaß.

1.4 Landschaftliche Eigenart – Wesen und Definition

Das deutsche Wort »Eigenart« findet in besonderen Kultursprachen zahlreiche sinnhaft-entsprechende Gegenstücke. Es besitzt semantische Ähnlichkeit mit »Individualität«, »Partikularität«, »Personalität«, »Charakteristik«, ist auch verwandt mit »Originalität«, »Identität«. Eigenart bedeutet »Gestalt«, »So-sein«, »Unverwechselbarkeit«, unterscheidet Dinge sich gleichender Art. Mit der Hinzufügung eines Eigenschaftswortes wird das Besondere der Eigenart näher umrissen, wird angegeben, ob sie dem, der ihr begegnet, subjektiv liebenswert oder unangenehm erscheint. Als reines Substantiv gebraucht, grenzt sich Eigenart deutlich von Unart, Abart, Fremdart und Gleichart ab. Eigenart scheint begrifflich Wert in sich selbst zu verkörpern. In Verbindung mit raumbedeutsamen Gesetzen wird Eigenart mehrfach als gesetzlich geschütztes Gut genannt. Das Bayerische Landesplanungsgesetz Art. 12, Abs. 12 schreibt in diesem Zusammenhang:

»Gebiete von besonderer Schönheit oder Eigenart und Naturdenkmale sind möglichst unberührt zu erhalten und zu schützen«. Das Bayerische Naturschutzgesetz führt in seinem Art. 1, der sich mit »Grundsätzen« sowie »Zielen und Aufgaben« befaßt, u.a. an: »Natur und Landschaft sind in ihrem Leistungsvermögen zu erhalten. Sie sind insbesondere vor Eingriffen zu bewahren, die sie ohne wichtigen Grund in ihrem Wirkungsgefüge, ihrer Eigenart und Schönheit gefährden oder beeinträchtigen können.«

Zweifelsfrei wird also der landschaftlichen Eigenart neben der Schönheit ein besonderer Wert zugebilligt. Es fehlt indes weitgehend an der Definition dessen, was dieser Begriff beinhaltet. Was Wunder, wenn er als Rechtsgut faktisch uneinklagbar und dem beliebigen Herumdeuteln Tür und Tor geöffnet ist. Eigenart als räumliche Wertkategorie scheint nun in dem Maße in den Vordergrund zu rücken, in dem sie abnimmt und durch Gleichart und Unart ersetzt wird. Im folgenden wird deshalb der Versuch gemacht, landschaftliche Eigenart näher zu verdeutlichen. Das kulturelle Schaffen des Menschen in der ur-

sprünglichen Bedeutung von »bebauen, pflegen, planen« ist aufs engste mit der Eigenart und Gestaltwerdung einer Landschaft verbunden. Je nach Formvorgabe ist dieser Beitrag größer oder geringer anzusetzen.

Nach HERDER ist die Landschaft das große Gegenüber des Menschen, doch »sie zwingt nicht, sondern sie neiget«. Bei HEGEL ist es das dialektische Spiel der Frage der Natur an den Menschen und dessen Antwort an sie und umgekehrt (SCHWIND 1964, S. 72).

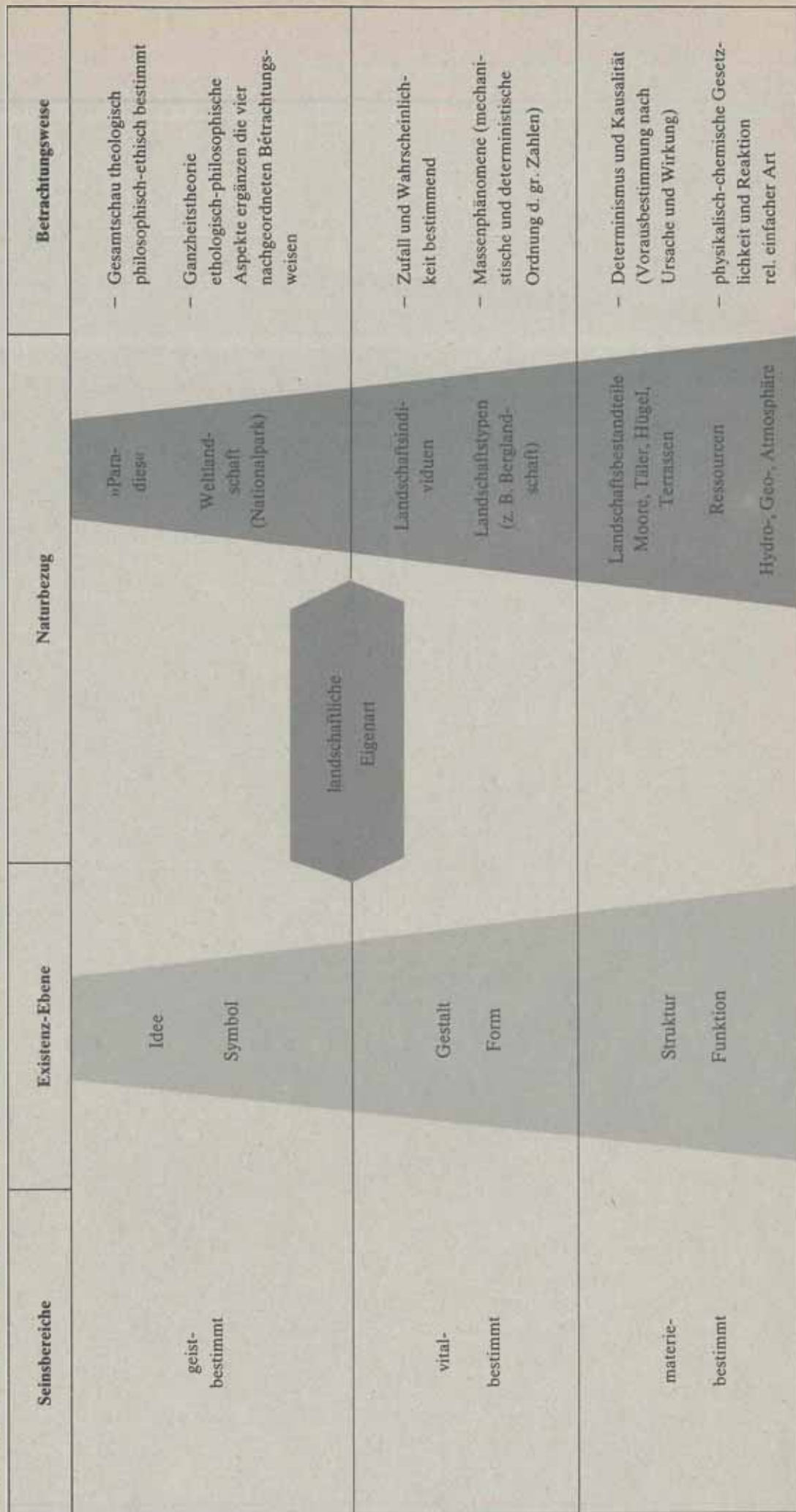
Für TOYNBEE ist »Challenge and Response« also »Herausforderung und Antwort« von entscheidender Bedeutung für die Landschafts-Menschheitsgeschichte. »Herausforderung« entsteht durch die unverfügbaren Kräfte der Natur, aber auch autokatalytisch durch das menschliche Wirken in Raum und Zeit, das sich in und mit der zur Landschaft gewordenen Natur ereignet. »Jedes Stück Erde, auf dem Menschen leben oder lebten, enthält die von Menschen gegebenen Antworten auf die Fragen der Natur. Wo diese Antworten gültig sind, dokumentieren sie eine Kultur. Jede Kulturlandschaft ist eine Komposition aus Natur und Objektivationen des Geistes« (SCHWIND, 1964, S. 12).

Mit das hervorragendste Ergebnis der Herausforderung im Sinne von »Antwort« ist die landschaftliche Eigenart (vgl. TOYNBEE 1970, S. 101–107). »Antwort« ist mehr als »Reaktion«. Nur der Mensch kann sie geben, indem er seinen Geist und die ihm eigene Freiheit benützt und, über alle mehr oder weniger mechanistisch-determinierten Vorgaben der Natur hinweg, »so« oder »anders« handelt. Der Phasenwechsel in der Landschaftsgenese, der sich durch das Hinzutreten des Menschen ergibt, macht es deshalb erforderlich, daß neben den ökologischen Aspekten in größerem Ausmaß auch ethologisch-philosophische ins Spiel gebracht und ebenfalls als eigenartsbedingend erachtet werden.

Ähnlich sieht auch SCHMITHÜSEN (1939, S. 570) die Rolle des Menschen; er schreibt, daß »... in der Gestaltung jeder Kulturlandschaft Kräfte wirksam sind, die aus der gemeinsamen seelischen Grundhaltung« der jeweiligen Bevölkerung erwachsen. Irrig wäre es in diesem Zusammenhang, der Landschaft selbst »Psyche« unterstellen zu wollen. Sie besitzt Symbol- und Sinngehalt und Ausdruckswert als lohnendes Objekt für Fragestellung und Analyse, aber nicht »Seele«. Das Herausarbeiten landschaftlicher Eigenart hat deshalb nichts mit »landschaftlicher Seelenkunde« zu tun, sondern versucht lediglich, die für sie ursächlichen Spielregeln der Begegnung Mensch – Natur darzustellen. Daß dies ein Unterfangen ist, das nur ansatzweise gelingen kann, liegt in der Natur der Sache. Man kann WHEELER (zit. bei EIGEN/WINKLER 1975, S. 174) nur zustimmen, wenn er sagt: »Wir können davon ausgehen, daß wir erst dann verstehen werden, wie einfach das Universum ist, wenn wir zur Kenntnis genommen haben, wie eigenartig es ist.« Die Eigenart ist demzufolge ein Seinsprinzip der belebten Welt, das sich nicht beliebig unterteilen und auf einen voll einsichtbaren und somit verfügbaren substantiellen Kern reduzieren läßt. Sie wird bereits in der wohl ältesten metaphorhaften Schilderung eines naturwissenschaftlichen Sachverhaltes, dem alttestamentarischen Bericht des Buches Genesis, angesprochen. Schon dort wird dem Geschaffenen die Fähigkeit zuerkannt, sich jeweils »nach seiner Art« (Gen. 1, 11) zu entfalten und zu entwickeln (vgl. auch DREIER 1977, S. 156).

Unschwer läßt sich »landschaftliche Eigenart« wohl vorwiegend der Gestaltebene zuordnen. Da im Falle

Abb. 1: Hierarchie der Landschaft (vgl. hierzu auch HABER 1977, S. 115 und BERNINGER 1973, S. 14)



Berchtesgadens der »Weltlandschaft- oder Nationalparkcharakter« hinzukommt, spielt auch die Symbol-Ebene eine hervorragende Rolle. Nach EIGEN/WINKLER (1975, S. 88–89) beruht Gestalt auf Ordnung in Raum und Zeit und drückt sich das Wesen des Gestaltbegriffs in seiner »Übersummenhaftigkeit«, wie auch in seiner »Transponierbarkeit« aus. Gestalt wird in unserem Denkkorgan als Ganzes reflektiert. Gestalt ist somit alles, was sich in unserer, der Wahrnehmung zugänglichen Raum-Zeit-Welt von einer statistisch unkorrelierten »Rauschkulisse« abhebt.« In Anbetracht all dessen läßt sich nach Ansicht des Verfassers landschaftliche Eigenart wie folgt definieren:

Unter landschaftlicher Eigenart wird diejenige Art und Weise verstanden, wie sich die unbelebten und belebten Landschaftsfaktoren fügen und wie sie unter Einfluß des geistbestimmten, schöpferisch gestaltenden Wirkens des Menschen in der Zeit zu einem Erscheinungsganzen bestimmter Gestalt geprägt und überformt worden sind. Sie deutet in ihrem Symbolwert in der Regel auf eine spielerische Übereinstimmung menschlichen Handelns mit den landschaftlichen Vorgaben hin. Da sie anthropomorph als Symbol gesehen Wert in sich beinhaltet, schließt sie jedoch im dialektischen Gegensatz hierzu Ergebnisse disharmonischer Landschafts-Mensch-Beziehungen nicht prinzipiell aus.

Nachfolgende graphische Erläuterung soll über die rein verbale Definition hinaus Aufschluß geben über Inhalt sowie seins- und betrachtungsmäßige Stellung landschaftlicher Eigenart.

2. Überblick über den Landschaftsraum Berchtesgadener Land

2.1 Begriffsklärung – Gebietsabgrenzung

Das Berchtesgadener Land ist wie kaum ein anderes Gebiet Bayerns von hoher landschaftlicher und geschichtlicher Geschlossenheit. Es umfaßt im wesentlichen jenes Gebiet, das über 800 Jahre fürst-pröpstlichen Herrschaftswesen war. Landschaftsgeographisch ist es eindeutig durch Gebirgszüge, Pässe und Talzüge bestimmt (vgl. RICHTER 1885, S. 267). Es ist das Land zwischen dem Steinernen Meer im Süden, der westlichen Kammlinie des Hagengebirges, der Hochkaltergruppe, dem Hirschbichlpaß und der Reiteralpe im Südwesten, dem Saalachtal und dem Lattengebirge im Westen, dem Hallthurmpaß und Untersberg sowie dem Haselgebirge im Norden. Der Hallthurm, der Hirschbichlpaß, die Schwarzbachwacht und der Paßthurm, der den Berchtesgadener Talkessel über das enge Tal der Berchtesgadener Ache mit dem großen Salzburger Becken verbindet, bilden seit eh und je die Hauptzugangsstellen des Berchtesgadener Landes. Dieses Land mit ausgeprägtem landschaftlich und historisch bedingten Zusammenhang ist zur Errichtung eines Bayerischen Alpenparks vorgesehen, dessen Kernzone, das Naturschutzgebiet Königssee, zum »Alpennationalpark Königssee« werden soll.

Um begriffliche Zweideutigkeit zu vermeiden, sei noch erwähnt, daß der Landkreis »Berchtesgadener Land« nicht identisch mit dem o.g. Gebiet ist. Im Zuge der Landkreisreform übernahm eine größere Gebietseinheit diesen wohlklingenden Namen, um u.a. von seinem weltbekannten Ruf zu profitieren.

2.2 Geologie

Die Berchtesgadener Alpen nehmen innerhalb des schmalen bayerischen Alpenanteils eine Sonderstellung ein und heben sich auch in Bezug auf das Gesamtalpenmassiv durch ihre Gestalt deutlich ab. Mit den Gebirgsstöcken von Untersberg, Lattenge-

birge, Reiteralpe, Hochkalter, Watzmann, Steinernem Meer, Hagengebirge und Göllgruppe treten Tafelgebirge in Erscheinung, die für die Ostalpen charakteristisch sind. Während die zum bayerischen Teil der Kalkalpen gehörigen Gebirge vorwiegend kammartig und kettenförmig ausgebildet sind, ragen die Berchtesgadener Alpen als zackengekrönte Tafelgebirge auf. Der Grund für diese Eigenart der Reliefbildung ist im speziellen geologischen Aufbau zu suchen.

Die Meeresablagerungen der Unteren Trias gliedern sich im Berchtesgadener Raum in drei selbständige tektonische Zonen mit sehr unterschiedlicher Ausprägung. Nach GANSS/GRÜNFELDER (1971, S. 9) umfaßt die Tirolische Einheit Süd die Bereiche des Steinernen Meeres, des Watzmanns, des Hohen Göll, des Hagengebirges und des im Österreichischen liegenden Tennengebirges. Das Berchtesgadener Mittelstück um Reiteralpe, Lattengebirge und Untersberg ist der Berchtesgadener Einheit zuzurechnen. Sowohl die Tirolische wie die Berchtesgadensche Fazieseinheit sind gekennzeichnet durch die Flachmeerablagerungen der Werfener Schichten, die ihren Namen von dem Ort Werfen im Salztal tragen. Dieses Gestein von schieferiger, mergeliger, sandsteinartiger bis quarzitischer Beschaffenheit bildet einen Grundstock der Berchtesgadener Alpen. Wo es an die Oberfläche tritt, verwittert es zu fruchtbaren, sanften Wiesenhängen. Ähnlich den Werfener Schichten, offensichtlich aber in stärkerer Isolierung, kamen innerhalb der Hallstätter Einheit (Hallein, Berchtesgaden und Reichenhall; ebenfalls in der Untertrias) in flachen Pfannen und Lagunen Salz- und Gipsanreicherungen zustande. Eingebettet in sandig-lehmigem, teilweise brecciösem Material bilden sie das sog. Haselgebirge (Salzgebirge). Diese Gesteinsbildung hat die über Jahrhunderte hinweg genutzte Möglichkeit zur Salzgewinnung gegeben und wesentlich die Geschehnisse des Berchtesgadener Landes mitbestimmt.

Innerhalb der weiteren Sedimentations- und Gebirgsbildungsvorgänge spielt die Mitteltrias-Ablagerung der Raumsadolomite eine überragende Rolle. Ihr teils 1 000 m mächtiger Aufbau stellt die Hauptmasse des Gesteinssockels der Berchtesgadener Gebirgsstöcke. Vor allem ist dies beim Lattengebirge, beim Untersbergmassiv und bei der Reiteralpe der Fall. Wo der dickbankig gelagerte Ramsadolomit ohne Abdeckung ansteht, ist er wegen seiner leichten Erodierbarkeit in klüftige Bergformen zerlegt worden. Am augenscheinlichsten wird dies im Lattengebirge sichtbar.

Die mächtigen, über die Tafel- und Hochflächen herausragenden Hochgipfel sind aus schwer verwitterbaren Dachsteinkalken gebildet. Watzmann, Hochkalter, Hoher Göll und Hochthron zeigen dieses feinkristalline, weiße Kalkgestein vorwiegend in schräger, Westost-streichender Bankung und Auf-türmung. Das Steinerner Meer indes wurde in seiner Gesamtheit horizontal gehoben und durch Witterungseinflüsse zu einer Karstlandschaft mit großartigen Einzelformen (Karrenfelder) modelliert.

Im Bereich der Hallstätter Einheit vom Salzberg bis Oberau, Roßfeld und Götschen fällt die beinahe mittelgebirgshafte Lieblichkeit der sanften Wiesen und Waldkuppen im Gegensatz zu den Berchtesgadener Hochalpen ins Auge. Hier fehlen die hochgebirgsbildenden Ramsadolomite und vor allem die Dachsteinschichten. Auf dieser Sonderform der Werfener Schichten, dem salzführenden Haselgebirge lagern Hallstätter Dolomite und Kalke (Trias), Oberalmer Schichten (Oberjura) sowie Roßfeld- und Schrambachschichten (Unterkreide). Verschiedene

Überschiebungsmechanismen im Zuge der alpinen Faltungsprozesse lassen hier teilweise Gesteine der Hallstätter Trias auf die jüngeren Kreideformationen auflagern (LEBLING 1935, S. 11 ff).

Die einzelnen Gebirgsstöcke werden durch Täler geschieden, die durch eiszeitliche Fern- oder Lokal-gletscher überformt und ausgeweitet wurden. Über die heute noch wichtige Paßverbindung Schwarzbachwacht war Kontakt mit zentralalpinen Eisströmen gegeben. Nagelfluhstein in der Ramsau besteht teilweise aus Hornblende-Gestein, das glazial aus der Venedigergruppe hierher verfrachtet wurde (HELM 1929, S. 271). Durch Übertiefung einer tektonischen Absenkung entstand der Königssee. Schuttein-schwemmungen und Bergsturzmaterial trennen den Obersee ab. Die West-Ost-Störzzone (Torrener Joch-Trischübel) ist noch als Hochtal und Graben erkennbar. Das Tal der Bischofswiesener Ache, des Klausgrabens und Hintersees sowie das Becken um Schönau und Berchtesgaden besitzen eine teils mächtige Moränenaukleidung. Rezente Verwitterungsvorgänge haben besonders im Wimbachtal zu gewaltigen Aufschotterungen geführt.

Die Moränen und Bachanlandungen stellen die Hauptsiedlungsfläche in den Tälern. Die zu fruchtbaren Böden verwitternden Roßfeldschichten, Haselgebirge und Hallstätter Kalke und Dolomite ließen im Zusammenhang mit günstiger Reliefausformung die relativ dichte Besiedlung der mittelgebirgsartigen Landschaft zwischen Markt Schellenberg, Dürrenberg, Oberau und Salzberg zu und erlaubten hier einen einigermaßen ertragreichen Ackerbau.

Dort, wo im Hochgebirge Gosau-Ablagerungen gute Bodenbildung ermöglichten (z.B. im Lattengebirge), wurde die Gunst der Lage häufig zur Almwirtschaft genutzt (Dalsen-, Moosen-, Röthelbachalm). Auch wo dem Dachsteinkalk Jura aufliegt oder Erosionsreste desselben erhalten geblieben sind, konnten sich Almen entwickeln und über Jahrhunderte als Nutzungsinseln im Steinernen Meer in größter Siedlungsferne halten (ALPENINSTITUT 1975, S. 30).

2.2.1 Relief und Morphologie

Die Gebirgsplateaus, die infolge von Verkarstung, Abbrüchen und Hebungen Reliefunterschiede bis zu 500 m aufweisen, also durchaus »Platten mit kräftig faltigem Tischtuch« gleichen, brechen abrupt in teils 1000 m hohen Abstürzen in die Täler ab. Der extremste Reliefunterschied tritt zwischen Königssee und Watzmann auf, dessen Ostwand fast 2000 m abfällt. Der tiefste Punkt des Berchtesgadener Landes liegt beim Hangendenstein, dem klassischen Abfluß des Gebietes bei ca. 470 m NN; die höchste Erhebung bildet der Watzmann mit 2713 m NN. So ist die scherzhafte Bemerkung von Lorenz Hübner (1792) über das damalige Fürstentum »Berchtesgaden sey beynahe so hoch als lang« durchaus zutreffend (zit. von HELM 1929, S. 31). Die Abstürze von der Reiteralpe zur Ramsau oder vom Berchtesgadener Hochthron ins Berchtesgadener Achenal betragen zwischen 1200 m und 1500 m. Die Göllgruppe kulminiert mit 2523 m NN, das Hagengebirge mit 2351 m NN (Kahlersberg), das Steinernes Meer mit dem Hundstod mit 2594 m NN und der Hochkalterstock mit 2607 m NN. Wären den wuchtigen Gebirgsstöcken nicht gelegentlich Stufen vorgelagert, wie jene von Ettenberg, dem Loipl bei Bischofswiesen und dem Haselgebirgszug, so gäbe die außergewöhnliche Reliefenergie dem Berchtesgadener Land mehr ein überwältigend-bedrohliches als ein gastliches Gesicht.

Die Dreiteilung des Großreliefs (vgl. KÖSTLER/MAYER, 1974, S. 3) ist so augenfällig und bestimmend,

daß sie nicht nur für das äußere Bild der Landschaft, sondern auch für ihre Nutzung von ausschlaggebender Bedeutung ist. In keinem anderen Teil Bayerns findet sich eine ähnliche Landschaftsgliederung.

Die *ebene bis hügelige Talzone* trägt die Märkte und historischen Salzsiedestätten von Berchtesgaden und Schellenberg, die Hauptmasse der menschlichen Ansiedlungen und überdies die wichtigsten landwirtschaftlichen Nutzflächen auf Werfener Schichten, Moränen und Schwemmlandböden.

Die *kollin-montane Hang- und Mittelgebirgszone* beherbergt die für Berchtesgaden so typische Streusiedlung. Der besondere Reiz dieser Zone ist ihre Abgeschlossenheit von der stark besiedelten und infrastrukturbeladenen Talsohle. Wer in Ettenberg, Loipel oder Oberau ist, glaubt sich in einer anderen Welt; dem Tale entrückt sieht er vor sich nur die losen Gruppierungen der Lehen, das sanfte Formenspiel ihrer Wiesen und Grasleiten – in enger Verzahnung mit dem Wald, der die Steilböschungen örtlich bis in die Gebirgsplateauhöhe hinaufsteigt.

Die *sub-alpine Felsplateauzone* gleicht einem Gebirgsstockwerk, das sich mit felsig-kahler Wucht markant vom Unterbau abhebt. Man denke nur an den Festungscharakter einer Reiteralpe oder eines Untersberg-Massivs. Gestalt und Muster dieser Felsplateaus haben etwas Urwelthaftes: Karrenfelder und Dolineneinbrüche, riesige Blockfelder, Korallen- und Megalodontenbänke, sog. »Hirschritte«, gestalten diese Hochflächen (Dachsteinkalk) zu einem Gesteins-Szenarium von hoher Einprägsamkeit. Indes tritt das organische Leben hier stark zurück und kleidet nur dürftig die Nacktheit dieser Region, stärker nur da, wo Jura- und Kreidereste ausreichende Bodenbildung ermöglichten und die natürliche wie die sekundär verursachte Bodenabtragung in Schranken blieb.

2.2.2 Karst- und Hohlformen

Während die oberflächlich leicht verwitterbaren Gesteine des Ramsaudolomits zu zerklüfteten Gipfelformen (z.B. Lattengebirge) und riesigen Schuttfächern führen, wie beispielsweise im Wimbachgries, unterliegen die bankig lagernden Dachsteindecken weniger der mechanischen als der chemischen Verwitterung. Schon ein Blick auf die topographischen Karten zeigt, daß mehrere Quadratkilometer große Hochflächen der Plateaugebirge ohne oberflächigen Abfluß sind – und das bei einer durchschnittlichen Niederschlagsmenge von über 2000 mm im Jahr (vgl. Abs. 2.3). Von den riesigen Niederschlagsmengen bleibt hier und da (wenn sich etwas Juralehm zur Abdichtung fand) ein kleines Binnengewässer zurück, wie der Grünsee oder der Funtensee; der Hauptteil des kohlenstoffreichen Niederschlagswassers jedoch verschwindet in einem Gewirr von Ponoren, Dolinen und Karstschächten und tritt, nach kilometerlangem Lauf durch ein riesiges unterirdisches Kanal- und Höhlensystem am Fuß des Berges irgendwo wieder zutage. Oberflächige Verwitterung zu Karst- und Karrenfeldformen und zunehmende innere Aushöhlung der Gebirgsstöcke waren und sind die Folge.

Diese Fortführung der Landschaft ins Innere der Bergstöcke hinein prägt stärker als man annehmen möchte das Berchtesgadener Land. Nur ein verschwindend kleiner Teil dieser Höhlenlandschaft wurde bisher, etwa mit der Schellenberger Eishöhle (zum Untersberghöhlensystem gehörig) zugänglich gemacht. Die größte Höhle Deutschlands soll sich im Simmetsberg im südwestlichen Königsseegebiet mit rd. 600 m Länge befinden (vgl. DAV 1974, S. 16). Mit den Salzkavernen am Dürrenberg erfuhr das Höhlensystem noch eine bergmännische Ausweitung

und wurde von alters her Bestandteil des wirtschaftlichen Lebens.

Im Bewußtsein des Volkes spielten diese geheimnisvollen, unerforschbaren Höhlungen offenbar eine phantastisch-spekulative Rolle; so entrückte die Volkssage Kaiser Karl den Großen und Friedrich Barbarossa (der dem Stift 1156 mit der Goldenen Bulle die Reichsstandschaft gewährte) in das Innere des Untersberges. An diese Mythen knüpfte in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die nationalsozialistische Mythologie von der sog. »III. Reichs-Gründung« im Schatten des Untersberges an (RAMSTEDT 1943, S. 16).

2.2.3 Mineralien und Bodenschätze

Überragende Bedeutung genoß seit dem Eintritt Berchtesgadens in die Geschichte das Salz. In Flachmeerbuchten und abflußlosen Pfannen hatte sich im ariden Klima der Buntsandsteinzeit die Meeressalzlösung eingedickt und war zusammen mit Gips und tonigen Bestandteilen als sog. »Haselgebirge« zur Absetzung gekommen. Gesteine der folgenden Trias-Zeit hatten die salzhaltigen Schichten zum Teil überdeckt und so vor stärkerer Auswaschung bewahrt. Die Salzlager und ihre bergmännische Gewinnung wurden über Jahrhunderte lang für Geschichte und Wirtschaft Berchtesgadens außerordentlich prägend. Als Bau- und Werkstein fand, vor allem in der vorindustriellen Zeit, der rote Hallstätter Kalk häufige Verwendung. Berchtesgaden ist der einzige Ort des bayerischen Alpenraumes, der über Hallstattkalk in dieser Güte und Häufigkeit verfügt und sich deshalb seine massenweise Verwendung leisten kann (vgl. GANSS/GRÜNFELDER 1971, S. 95).

Ein dem roten Hallstätter Kalk äußerlich ähnlicher Stein ist der »Untersberger Marmor«. Er ist kein echter Marmor, sondern stellt ein rotes Konglomerat der Gosauschichten und Unteren Kreide dar (HELM 1929, S. 335). Als hochgeschätzter Werkstein und Exportartikel zierte er nicht nur exponierte Stellen in vielen bayerischen Klöstern, Schlössern und Staatsbauten, sondern wurde auch zahlreichen Bauten des Dritten Reiches quasi als Reliquie des Kaiser-Sagenberges und Garant stabiler »Tausendjährigkeit« beigefügt.

Hallstätter Riffkalk wird als Werkstein bei Zill nahe der Grenzstation zum Salzburgischen hin abgebaut. Bausteine für den Stollenausbau der Salzbergwerke und die zahlreichen Straßenstützmauern wurden an der Sunklerwand unweit des Marktes Schellenberg gebrochen.

Fast in Vergessenheit geraten sind die Mühlsteinbrüche in der Ramsau. Sie lieferten einst wegen ihrer Härte geschätzte Mühlsteine aus verbackener Moräne, dem Nagelfluh oder Konglomerat. Im 17. Jahrhundert, zur Zeit der Hochblüte des Mühlsteinbrechergewerbes, wurden jährlich gegen 2000 Mühlsteine gefertigt (HELM 1929, S. 272). Die Säulen der Kalvarienbergkapelle sind aus Mühlsteinen gefügt und so manches alte Hausfundament zeugt noch in der Ramsau davon, daß dieser Naturbeton ein geschätztes Baumaterial war.

Die sandsteinartigen Werfener Schichten, die als Sockelmaterial der Gebirge häufig an den eingesägten Schluchten der Ramsauer und Berchtesgadener Ache anstehen, sind nur hitzebeständig und wurden daher als Werkstein für alle dem Feuer ausgesetzten Bauten wie Öfen und Pfannstellen der Saline, eingesetzt.

Aus den Flußbetten der Gebirgsbäche, teilweise auch aus Steinbrüchen, stammte das Material für die Kalkbrennerei, die im ganzen Berchtesgadener Land früher sehr verbreitet war und im zweiten Drittel des 19.

Jahrhunderts allmählich zum Erliegen kam.

Besondere Bedeutung erlangten in den letzten Jahrzehnten die Kies- und Geröllvorkommen der Talverfüllungen, Wildbachschotterfächer und Schutthänge. Gerundeter Flußkies ist in Anbetracht der geringen Moränenauskleidung der Berchtesgadener Alpen selten. Häufiger ist indes der weißfarbene, grusig-kantige Verwitterungsschutt des Ramsaudolomits, der große Teile des Hangfußes verschiedener Gebirgsstöcke auskleidet oder, von Bächen in die Haupttäler verfrachtet, mächtige kegelförmige Lagerstätten ausbildet (z.B. bei Winkl/Bischofswiesen).

Die Tonvorkommen des Berchtesgadener Landes beschränken sich auf kleinere Einlagerungen in der Strub und im Gebiet des Hallthurm-Moses – beide im Bischofswieser Tal gelegen. Es handelt sich hier um flach sedimentierte Gletschertrübe, die allerdings stark mit Dolomiteilchen durchsetzt ist und folglich nie besondere Wertschätzung erlangte. Die Tonverwendung für Töpferwaren und Ziegelherstellung hörte daher mit dem Anschluß Berchtesgadens an das Eisenbahnnetz auf (vgl. HELM 1929, S. 353).

2.3 Klimatische Gegebenheiten

Schon ENGLERT (1833, S. 8) stellt bei seiner geognostischen Beschreibung des Berchtesgadener Landes in blumenreicher Sprache fest: »Das Klima ist im allgemeinen weniger rau wie in anderen Gebirgsgegenden und auch nicht so rau wie in München; denn der Untersberg schützt Berchtesgaden gegen die Nordwinde. In den Sommermonaten Juli, August, September herrscht hier sogar, wenn nicht zu häufige Regengüsse stattfinden, ein mildes Klima und die reine Bergluft, von unzähligen Alpenkräutern geschwängert, bleibt nicht ohne wohltätigen Einfluß auf die Gesundheit.«

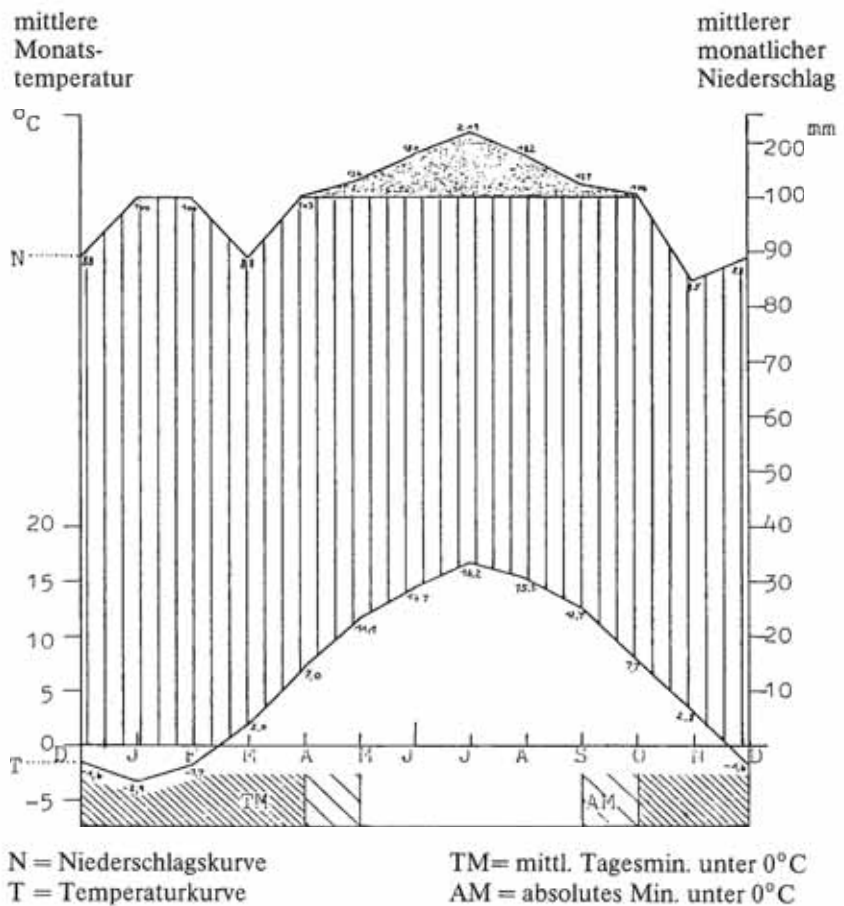
Die Sonderstellung des Berchtesgadener Landes innerhalb des bayerischen Alpennordrandes offenbart sich nicht nur geologisch-morphologisch, sondern auch klimatisch. Das Berchtesgadener und Reichenhaller Becken zählen mit Jahresmitteltemperaturen von 7,0° C zu den wärmsten Becken des bayerischen Alpenbereiches. Offenbar wirkt sich neben der relativ windgeschützten Winkellage die ostalpine Tendenz mit zunehmendem Kontinentalklima aus.

Kontinental getöntes Klima bezeugen auch die Zirbelkiefervorkommen auf dem Steinernen Meer und der Reiteralpe. Der bis in eine Höhe von gut 800 m reichende Obstbau (teils Walnuß) am Götschen, die mächtige Linde an der Alpenstraße bei Ramsau in der ungewöhnlichen Höhe von 830 m ü. d. M., die relative Häufigkeit der Stechpalme in den Gärten der Bergbauernhöfe und der hohe Anteil an Ahorn, Ulmen, Linden in den Schlucht- und Talwäldern erbringen überdies den sicheren Beweis einer besonderen Klimagunst.

Des weiteren dürfte die höhenmäßige Zuordnung des Berchtesgadener Beckens (ca. 550 m NN mittlere Höhenlage) zum tiefer gelegenen Salzachstammbecken (ca. 430 m NN) dem Abfluß von lastender Kaltluft förderlich sein und somit klimabegünstigend wirken. Inwieweit die beachtliche Fläche des Königssees von 528,5 ha klimamildernde Wirkung ausübt, ist nicht belegt, doch kann dies angenommen werden. Aufgrund der außerordentlichen Höhendifferenz innerhalb des Beckens gleicht sich die Mitteltemperatur der alpinen Region mit 4° C jener vergleichbarer anderer Höhenlagen an. Das Niederschlagsjahresmittel liegt in Berchtesgaden bei 1420 mm und steigt in den Hochlagen auf 2500 mm, mit einem Maximum im Juli von 219 mm (siehe nachstehendes Klimadiagramm und Tabellen).

Abb. 2: Klimadiagramm für die Station Berchtesgaden (542 m)

Beobachtungszeitraum: T 20 Jahre, N 30 Jahre
 mittlere Jahrestemperatur: $7,0^{\circ}\text{C}$
 mittlere jährl. Niederschlagsmenge: 1514 mm
 mittleres Tagesminimum des kältesten Monats: $-11,6^{\circ}\text{C}$
 absolutes Minimum (tiefste gemessene Temperatur): $-23,2^{\circ}\text{C}$
 mittleres Tagesmaximum des wärmsten Monats: $22,1^{\circ}\text{C}$
 absolutes Maximum (höchste gemessene Temperatur): $37,3^{\circ}\text{C}$
 mittlere Tagesschwankung der Temperatur: $10,1^{\circ}\text{C}$



Quellen: Darstellung nach WALTER 1975, Deutscher Wetterdienst,
 Offenbach 1975
 zusammengestellt von WÖRNLE P.

Abb. 3: Klimadaten für Salzburg (430 m üh. NN) und Untersberg (1663 m üh. NN)

a) Temperatur (50-Jahres-Durchschnitt)

	Temperaturmittel in °C								Mittl. Dauer einer Tagestemp.				
	Jahr	Winter	Frühl.	Sommer	Herbst	Jan.	Juli	Jahres-schwank.	unter 0°	über 0°	über 5°	über 10°	über 15°
Salzburg	7,9	-1,5	8,0	17,0	8,3	-2,4	17,8	20,2	78	287	222	165	96
Untersberg	2,9	-4,3	0,9	9,7	3,9	-4,7	10,4	15,1	145	220	145	49	—

b) Niederschlagsmenge (Mittel 1881-1900)

	See-höhe m	Jan.	Febr.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Salzburg	430	52	51	71	89	150	192	211	167	154	89	57	75	1.358
Untersberg	1.663	71	81	176	129	194	218	230	316	218	134	114	112	2.093

Niederschlagsverhältnisse in Berchtesgaden (1891-1930)
Größe und kleinste monatliche und jährliche Niederschlagssummen

Meßstation	See-höhe m		Jan.	Febr.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Berchtes-gaden	600	Monats-mittel	94	75	82	107	132	180	199	177	138	88	77	98	1.447
		Max.	181	218	197	197	234	339	340	364	331	196	262	235	1.909
		Min.	16	12	18	24	66	64	80	53	33	1	5	17	1.132
Zum Vergleich Würzburg	179	Monats-mittel	42	32	36	41	51	59	63	56	48	44	41	47	560
		Max.	99	72	97	99	104	164	165	119	97	143	117	95	725
		Min.	10	1	4	1	10	16	8	18	3	5	6	14	314

Quelle: KÖSTLER, J. N. 1950: Die Bewaldung des Berchtesgadener Landes
Verein z. Schutz der Alpenpfl. und Tiere Nr. 15, München

2.4 Gewässer

Die rd. 2500 mm Niederschlag pro Jahr, die in den Hauptplateaus der Berchtesgadener Alpen niedergehen, bedingen einen reichlichen Wasserabfluß und verursachen in der Zeit der Schneeschmelze im Frühsommer ein starkes Anschwellen der Fließgewässer. Infolge des Gesteinsaufbaues und der Ausformung der Gebirge verschwindet viel Wasser in unterirdischen Karstsystemen und kommt oft erst nach kilometerlangem unterirdischem Lauf in starken Hangquellen an der Basis der Bergstöcke zum Vorschein. Was Wunder, daß das Berchtesgadener Gebirge trotz hoher Niederschläge in weiten Teilen an Oberflächenwassermangel leidet. Diese Tatsache führte im Zusammenhang mit der zunehmenden Degradation der Humuskarbonatböden – als häufige Folge almwirtschaftlicher Übernutzung – zu Aufgabe und Rückzug des Almbetriebes aus den Plateaulagen. Wo die Dachsteindecken den darunterliegenden leichter verwitterungsfähigen Ramsaudolomitsockel weniger stark vor physikalischer Erosion schützen konnten, so im Watzmannmassiv und im Lattengebirge, schleppten die Wildbäche enorme Schuttmassen ins Tal und lagerten sie im Königssee (Geschiebekegel von St. Bartholomä), im Wimbachgries oder am Winkler Schuttkegel (Bischofwieser Tal) ab. Diese Becken und Talsenken wirken wie Schuttfallen, so daß im weiteren Verlauf der Fließgewässer kaum mehr Geschiebefracht mitgeführt wird und sich die Bäche meist als trübstoffreiche Fließgewässer ihren Weg durch canyonartige Schluchten (z.B. Wimbachklamm) in die tiefergelegenen Becken des Talraumes suchen.

Zentraler Sammler für alle Fließgewässer ist die Berchtesgadener Ache, die zum Haupttal werdend die Königssee Ache, die Bischofwiesener Ache, die Ramsauer Ache aufnimmt und nach Norden dem Salzburger Vorlandbecken und der Salzach zuführt. Die verschiedenen Achen, die jeweils den Namen der durchflossenen Talschaft tragen, nehmen neben der Aufgabe der Wasserabführung von jeher auch jene der Verkehrswegeschaffung wahr.

Nur wenige Bäche besitzen ausgesprochenen Wildbachcharakter, d.h., die Kraft und Wildheit, ihr Bett zu verlegen und menschliches Kulturland zu gefährden. Die bedeutendsten unter ihnen sind der Larosbach, der Hangmoräne und Haselgebirgsmaterial in Teilanbrüchen erodiert und nach Starkregen ins Tal verfrachtet, und der Eisbach, der vorwiegend Dolomitschutt aus dem Watzmannmassiv trägt und bei St. Bartholomä in den Königssee schüttet. Am Almbach, der die Wasser des östlichen Untersbergabbruchs sammelt und der sich gegen Ende seines Laufes in den Werfener Basissockel einsägt (Almbachklamm), findet sich die letzte der einst in Berchtesgaden sehr zahlreichen Steinmühlen. Die von der Natur abgeschautete Technik von Strudeltopf und Mahlkugeln wird hier in Miniaturverfahren übersetzt und vom Menschen manipuliert zum Herstellen von Schussern und Gesteinskugeln.

Von den Stillgewässern besitzt wohl der Königssee die größte Bedeutung. Mit seinem Anhang, dem Obersee, gehört er dank seines naturnahen Einzugsgebietes zu den nährstoffarmen Klarwasserseen von hoher Reinheit und tiefer Wassertemperatur. Seine Länge von 8 km, seine große Wasserfläche, seine beträchtliche Tiefe von fast 190 m, seine Sichttiefe von 8–12 m und vor allem sein Umgriff geben diesem See eine Eigenart, die von jeher Forscher, Künstler, Dichter und Touristen in Scharen anzog. »Keiner der zahlreichen Alpenseen ruft in seinem Gesamtbild einen so überwältigenden Eindruck hervor, als der Bartholo-

mäsee (wie er früher auch hieß). Alles, was die große Alpennatur in hehrer Pracht zu bieten vermag, hat sie in süßer Harmonie im Königsseegebiet vereint. Um aber die stille Erhabenheit ihres Meisterwerkes ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, hat sie gleichsam einen Gürtel von steilen Waldgehängen und prallen Felswänden ringsum gelegt« (HELM 1929, S. 178).

Der Hintersee ist durch die Verlegung des Hirschbichlbaches durch Bergsturzmaterial vom Hochkalter entstanden. Seine Lage in einem weiten, durch Gletscher ausgeschürften Tal besitzt mehr Lieblichkeit als der fjordartige Königssee und dessen überwältigendes Felszenarium. Nur 34 ha groß und 24 m tief, wurde er durch seine Lage an der alten Hirschbichlpaßverbindung nach dem Pinzgau schon früh touristisch entdeckt und zum Lieblingsort der Münchner spätromantischen Maler.

Der Aschauer Weiher – heute eine beliebte Badeanstalt – hat seine Entstehung der fürstpröpstlichen Fischwirtschaft zu verdanken. Ähnlichen Ursprungs ist vermutlich auch der Böckl-Weiher in der Strub. Zahlreiche andere Stauweiher, Klausen und Flußableitungen (Flußbäder) sind verlandet oder zugekühlt.

2.5. Vegetation

Die ungewöhnliche geologisch-morphologische Vielfalt, die erheblichen Berg-Tal-Niveaunterschiede und die lokalen Besonderheiten, die durch die Expositionsunterschiede von sonn- und schattseitiger Lage bedingt sind, schaffen eine Standortvielfalt, die Heimat eines außergewöhnlichen Pflanzen- und Tierreichtums ist.

Hinzu kommt, daß sich im Berchtesgadener Raum ost- und westalpine Florenelemente vermischen. Pflanzen mit arktischem, submediterraneanem und ostalpinem Verbreitungsschwerpunkt haben aufgrund der Nähe der eisfrei gebliebenen ostalpinen Pflanzenrückzugsgebiete während der letzten Glazialstadien im Zuge der Rückwanderung hier ihre östlichste Grenze gefunden. So z.B. das Pyrenäen-Drachemmaul (*Horminum pyrenaicum*), das Edelrautenblättrige Kreuzkraut (*Senecio abrotanifolius*), das Ährige Läusekraut (*Pedicularis rostrato-spicata*).

Christrose und Alpenveilchen sind die bekanntesten Vertreter der ostalpinen Zuwanderer (vgl. MAGNUS 1915, S. 328/329). Das Edelweiß, jenes Blümlein (mit außerordentlichem Symbolwert), zu dessen und des Alpenveilchens Schutz 1907 vom damaligen kgl. Bezirksamt Berchtesgaden die lange Kette der gesetzlichen Pflanzenschutzmaßnahmen eingeleitet wurde, findet sich noch im Hagengebirge und im Steinernen Meer (vgl. ILLNER 1975, S. 23).

Besonderheiten der Baumvegetation sind die Zirben oder Arven, die auf der Reiteralpe und dem Steinernen Meer ihr größtes Verbreitungsgebiet innerhalb der bayerischen Alpen besitzen, sodann die Eibe, die bei Jäger in Oberstein (östlich des Brändlbergs) in zahlreichen stattlichen Exemplaren stockt, ferner der Baumwacholder, der sich im Hirschbichtal auf Vermurungsflächen in Konkurrenz zu Kiefer und Fichte halten konnte, sowie die Spirkenbestände im Wimbachgries, die noch immer den riesigen Schuttreißen aus Ramsaudolomitgrus standzuhalten vermögen.

An seltenem Strauchwerk verdient das Sadebaumvorkommen am Untersberg¹⁾ erwähnt zu werden, ebenso die Pimpernuß, die Felsenbirne, die Stechpalme und die Zwergmispel. Die genannten Straucharten deuten

1) Es ist nicht auszuschließen, daß diese Reliktvorkommen Reste der im Spätglazial umfangreichen *Juniperus sabina*-Bestände sind, wie MAIER (1975, S. 20) in seiner Erklärung zur Waldgeschichte des Berchtesgadener Landes hervorhebt.

auf Klimagunst hin. Die Stechpalme, die Eingang in zahlreiche Bauerngärten gefunden hat, gilt darüber hinaus noch als Exponent westalpin-atlantisch geönter Pflanzengesellschaften.

Die Fichten-Tannen-Buchenwälder bestocken in wechselnder Artenzusammensetzung die kollin-montanen Lagen und nähmen etwa 60% der Fläche des Berchtesgadener Landes ein, wenn die natürliche Bewaldung erhalten geblieben wäre. An sonnigen, warmen Lagen geben Eichen, Hainbuchen, Linden und Haseln Kunde von der Artenzusammensetzung der wärmeliebenden Ausprägung dieser Wälder. Der Bergahorn, der in diesen Waldgesellschaften ohnehin zahlreich vertreten ist und der überdies wegen seiner Begehrtheit für Schnitzzwecke und Laubstreugewinnung allenthalben gefördert wurde, ist zum Charakterbaum des Gebietes geworden. An trockenen, felsigen Geländeteilen tritt die Waldkiefer stärker in Erscheinung und bildet schließlich, zumal in den Tälern mit Dolomitgrusverfüllung und Nord-Süd-Föhnstrichrichtung sowie an den sonnseitigen Talwänden der Bischofwieser Ache die floristisch sehr wertvollen Schneeheide-Kiefernwälder aus. Ihr Flächenanteil beträgt etwa 2-3%. In den Höhenlagen um 1400 m NN errang die Waldgesellschaft der subalpinen Fichtenwälder die Vorherrschaft; sie gehen im Steinernen Meer und Reiteralpe-Gebiet in die Lärchen-Zirbenwälder über.

Die reale Vegetation entspricht nur noch in Ausnahmefällen der natürlichen. Zwar ist der Veränderungsgrad der Landschaft infolge der extremen Berg-Talunterschiede, der Reliefausformung und der verhältnismäßig späten Besiedlung in der Gesamtheit wohl etwas geringer als z.B. im vergleichbaren Raum des Ammergebirges, doch findet sich Ur-Natur nur mehr in kleinen Relikten der Felsregion. Indes haben die vom Menschen und seinen Nutzungsweisen ausgehenden Vegetationsveränderungen in vielen Fällen nicht zu Verarmung, sondern zu Bereicherung geführt und vor allem die lichtliebenden Gras- und Krautarten sowie die Zwergsträucher gefördert.

Von besonderer Eigenartigkeit ist die Vegetation der Almen. Überall dort, wo Höhe, Entferntheit und Geländeunwegsamkeit keine Dauersiedlung zuließ, entstanden Alm-Viehweiden. Es stellen sich etwa folgende Ersatzgesellschaften ein (ALPENINSTITUT 1975, S. 43 ff):

- *Kammgras-Milchkrautweiden* auf mäßig geneigtem Hangschutt, Liaskalk, Ramsaudolomit und Dachsteinkalk (Rendzinen und Braunerden)

Vorkommen: Königsberg-, Priesberg-, Wasserfall-, Strub-, Gotzental-, Regen-, Königsbach-, Schwarzach-, Obere Ahorn-, Engert-, Zehnkaser- und Scheibenkaseralm.

- *Sekundäre Blaugrasrasen* auf mäßig steilen bis steilen Lagen von Ramsaudolomit, Dachsteinkalk, Hallstätter Kalk, Reiflinger Kalk und verbrauchten bis reinen Rendzinaböden.

Vorkommen: Bind-, Hals-, Mitter-, Falz- sowie teilweise Zehnkaser- und Scheibenkaseralm.

- *Borstgrasrasen* auf flach bis mäßig geneigten Mergeln der Ober- und Unterkreide, auf Liaskalk und Radiolarit sowie Podsol-Parabraunerden.

Vorkommen: Ecker-, Mitterkaser-, Krautkaser-, Vogelhütten-, Roßfeld-, Ahorn-, Moosen-, Anthauptenalm.

- *Saure Zwergstrauchheiden und Anmoore* auf flachem bis mittelsteilem Radiolarit, Kieselkalk, Fleckenmergel und Podsol, Podsol-Ranker, auf Parabraunerden und Anmoor über podsolierten Parabraunerden. Vorkommen: Lattenberg-, Moosen-, Gotzen-, Laafeld-, obere Priesberg- und obere Königstalalm.

- *Rohhumus-Windheiden* auf mittelsteilen Lagen von Kieselkalk und Tangelhumus.

Vorkommen: Priesberg-, oberster Teil der Roßfeldalm.

Hochstaudenfluren auf Mergeln der Unteren Kreide und der Werfener Schichten und meist steilen Hangley-, Pseudogley-, pseudovergleyten Parabraunerden.

Vorkommen: Vorwiegend Ecker-, Untere Ahorn-, Roßfeldalm.

- *Steinige Trockenwälder-Weiden* auf steilen Ramsaudolomithängen und Tangelhumus-Rendzina.

Vorkommen: Königsberg-, Königstalalmen, Weidewälder der Kneifelspitze.

Almlägerfluren treten verstreut kleinflächig überall da auf, wo sich durch Viehlager- und Standflächen verstärkt Rinderdung ansammelt und entsprechende Bodenfeuchte zur Verfügung steht. Umgekehrt treten Verhagerungen vorwiegend an Karalmen und dolomit-geprägten Almflächen auf.

2.6 Tierwelt

Es verwundert nicht, daß die Tierwelt angesichts der ungewöhnlichen Vielfalt der Lebensstätten einen Artenreichtum entfaltet, der im bayerischen Alpenraum einmalig ist. Die menschlichen Einflüsse durch Bewirtschaftung haben bis in jüngste Zeit mehr zu einer Bereicherung als Minderung an Tierarten geführt. Man denke nur an die vorgeschobenen Kulturposten der Almen und der durch sie begünstigten Lebenswelt. Des weiteren kommt hinzu, daß das Berchtesgadener Land vor allem in seinen ausgedehnten Hochlagen, die nur geringfügig und örtlich begrenzt der direkten wirtschaftlichen Nutzung unterliegen, wesentlich weniger von Abgas-, Abwasser- und anderen Zivilisationsschäden beeinträchtigt ist als leichter zugängliche, weniger hohe und siedlungsnähere Berglandteile. Vor allem kommt dies der wenig beachteten Molluskenfauna zugute, die in ihrer Reichhaltigkeit nicht nur von hohen Niederschlägen und Feuchtbiotophäufigkeit abhängig ist, sondern vor allem von einer sauberen, giftarmen Umwelt. Bereichernd wirkt sich für die Tierwelt ganz allgemein - ähnlich der Pflanzenwelt - die Kontaktzone der südostalpinen und südmittleuropäischen Faunenreiche aus (vgl. DAV-Gutachten 1974, S. 35). Die Vogelwelt ist mit seltenen Arten wie Dreizehenspecht, Weißrückenspecht, Sperlingskauz, Zwergfliegenschnäpper in den Wäldern präsent. Das oben zitierte DAV-Gutachten führt weiter (S. 36) an:

»Wasseramsel, Eisvogel und Gebirgsstelze begleiten die Gebirgsbäche und am Obersee kann man hin und wieder die seltene Felsenschwalbe beobachten. In den unterholzreichen Wäldern lebt das Haselhuhn, in den höheren Lagen Birkhuhn, Auerhuhn und Rackelhuhn. Selbst das Steinhuhn soll im Berchtesgadener Land noch vorkommen. Ringdrossel, Tannenhäher, Zitronengirlitz, Alpenbirkenzeisig und gelegentlich auch Steinschmätzer sind Charakterarten der subalpinen Stufe und der Krummholzregion. In der anschließenden Mattenregion sind Wasserpieper, Alpenbraunelle und etwas höher noch das Alpenschneehuhn zu Hause. In der reinen Felsregion kann man öfters den bunten Mauerläufer beobachten, wie er schmetterlingsartig flatternd und kletternd an senkrechten Felswänden die Ritzen nach Insekten und Asseln absucht. Von größeren Vögeln sind noch Alpendohle, Kolkrabe und gelegentlich der Steinadler zu sichten.«

Die Tiergruppe der Insekten ist noch wenig erforscht. Man nimmt jedoch an, daß sie entsprechend dem Lebensstättenreichtum von hoher Mannigfaltigkeit sein wird. An derzeit seltenen und bekannten Arten seien genannt: Roter und Schwarzer Apollofalter, Alpenmoorfalter und Eismoorfalter.

Fische spielten im Berchtesgadener Land von jeher eine wichtige Rolle. Sei es, daß es um die Versorgung der pröpstlichen Hofküche mit Seesaiblingen ging

oder um die Lieferung von »Schwarzreiterl« (geräucherten Saiblingen) an den Wiener Hof – um sich in guter Erinnerung zu halten¹⁾ – oder um die Belieferung der Hotelküchen der Jetztzeit: Die Fließ- und Stillgewässer des Landes, voran der Königssee, waren ob ihres geringen Nährstoffgehaltes zwar nie besonders fischreich, wohl aber von besonderer Güte in Bezug auf Art und Qualität des Fischbestandes.

Die Säuger sind von der winzigen Alpenspitzmaus und Schneespitzmaus über Marder, Schneehase, Murmeltier, Dachs und Fuchs bis hinauf zu Gams, Steinbock, Reh und Hirsch vertreten. Von den letztgenannten Tierarten konnte besonders der Hirsch infolge intensiver Hege seit der Hofjagdzeit sein Revier beträchtlich ausweiten und seine Population entsprechend erhöhen. Die derzeitige Steinbockkolonie verdankt ihre Existenz einer erfolgreichen Einsetzung in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts (LANDESJAGDVERBAND BAYERN e.V. 1973, S. 17).

Die meisten der Endglieder der Nahrungskette wie Luchs, Bär, Geier sind als »Raubgesindel« im 18.–19. Jh. ausgerottet worden.

3. Überblick über die landschaftlich bedeutsamen Teilbereiche der Berchtesgadener Geschichte

3.1 Siedlungsgeschichte

Die Siedlungstätigkeit im Berchtesgadener Land scheint bedeutend älter zu sein als sie durch die Klostergründungsakte um das Jahr 1106 belegt wird. Noch nicht öffentlich bekannt gewordene Steinloch- und Scherbenfunde legen die Vermutung einer zumindest vorübergehenden Dauersiedlung am Ufer des einstigen Schwöber Sees in der Schönau nahe. Da sich der Fundort Friedbichl-Lehen über Schwöb durch ein günstiges Relief und Kleinklima auszeichnet, ist kaum anzunehmen, daß die Gegenstände von durchziehenden, neolithischen Jägern stammen, die sie zufällig verloren haben. Je eine Lochaxt wurde in geländemäßig ähnlichen Lagen am »Kalten Keller« und am Fürstenstein gefunden (vgl. BIRKNER 1925, S. 55). Daß das Friedbichl-Lehen sehr alter Siedlungsboden ist, wird auch durch die Tatsache belegt, daß es pröpstlicher Maierhof war, also einer der Urhöfe, die eine Schlüsselposition bei der Besiedlung des Landes einnahmen. Die zur Bronzezeit starke Siedlungs- und Bergbautätigkeit am Dürrnberg machte wahrscheinlich nicht an der berchtesgadisch-salzburgischen Landesgrenze halt, auch wenn auf Berchtesgadener Gebiet bis dato nur die Funde in der Kuhlochhöhle diese Vermutung erhärten. Wenn um das Jahr 700 der bayerische Herzog Theodo dem Bischof Ruppert von Salzburg zwei Almen im Berchtesgadener Gebiet, nämlich »Gauzo«, heute Götschen (über Markt Schellenberg), und »Ladusa« (am Oberlauf des Larosbaches) schenkte (vgl. HELM 1929, S. 195), so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß es sich dabei nicht um Jungbrüche, sondern um altgenutztes Land handelte.

Nach STEUB (1860, S. 398) hat schon »Herr von Koch-Sternfeld hervorgehoben, daß »eremus« und »solitudo«, Wüste und Einsamkeit, in den ältesten Urkunden nicht buchstäblich zu nehmen seien, sondern gewöhnlich Landstreifen bedeuten, die zwar ohne Städte, aber doch mit Einödhöfen mehr oder weniger besetzt gewesen waren. Es scheint, daß man diese Ausdrücke in den frühesten Jahrhunderten als herkömmliche Gründungsphrase auch da angewendet habe, wo sie nicht ganz paßten.«

Geschichtlich nachweisbar ist, daß um das Jahr 1106 der Edle Berengar von Sulzbach, ein zur damaligen Zeit sehr mächtiger Graf mit engen Beziehungen zum

stauischen Kaiserhaus (vgl. SCHÖNAU 1960, S. 26), ein Augustiner-Chorherrenstift in der »Villa Berchtesgadener« gründete und es mit Gütern ausstattete, von denen die »Villa« selbst wohl das wichtigste war. RICHTER (1885, S. 270) meint in einem Kommentar zu dieser Gründung, daß man sich diese »Villa« getrost als stattliche Herrschaft mit Untertanen vorstellen könne, denn sonst hätte sie wohl nicht die Aufgabe übernehmen können, wirtschaftliche Basis für eine Klostergründung zu sein. Die Besitz- und Grenzbeschreibung der Stiftung des Grafen Berengar (LARVESEDER 1925, S. 81) enthält 1125 bereits Namen abgelegener Gebirgsgegenden wie »Landtal« oder »Fischunkel«.

Dokumentarisch sicher belegt ist die Siedlung und Landbewirtschaftung im Berchtesgadener Land um die Zeit der Klostergründung in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Mönche und die mit ihnen ins Land kommenden Lehnsleute rodeten das Land, von dem es hieß, daß es ein »silva pertinenz« (BOSL 1949, S. 52), ein Waldlandzubehör des Salzburg-Gaugrafenbesitzes gewesen sei. Diese Art von Siedlungsgründung ist als ein typischer Fall der »Inneren Kolonisation« des Hochmittelalters anzusehen, die nötig geworden war, weil die Bevölkerung zunahm und nur über Neusiedelland versorgt werden konnte. Die mit dem Rodungs- und Siedlungswerk beauftragten Augustinerchorherren wurden von den Klöstern Rottenbuch und Baumburg her materiell und personell unterstützt. Die Nähe des geistlich wie weltlich sehr bedeutsamen Salzburg hatte wohl nicht direkt, jedoch indirekt starke Auswirkungen auf das Gedeihen des Kolonisationswerkes. Da Herkunft der Neusiedler ist nicht belegt. Aufgrund der Bauernhausforschung (TRÄNKEL 1947, S. 18) darf angenommen werden, daß es sich zumeist um Hintersassen der stiftenden Herrschaft aus dem südost-oberbayerischen Raum und teils um Leibeigene des Salzburger Bischofs aus dem Pinzgau handelte.

Da die Rodung der bäuerlichen Landgewinnung diene, konzentrierte sie sich zunächst auf jene Stellen, die dazu die günstigsten Bedingungen boten. Begehrter war guter, ackerfähiger Boden, klimatische Lagegunst, Hochwasserfreiheit und gute Erreichbarkeit. Es wurden deshalb zuerst die überschwemmungsfreien Schotterterrassen des Berchtesgadener Beckens, sodann die weiten Trogtäler von Bischofswiesen und der Ramsau besiedelt, während Dolomit- und Dachsteinlagen gemeinhin als siedlungs- und almfeindlich galten. Die günstigen Bodenverhältnisse der mergelig verwitternden Kreideauflagen (Haselgebirge und Roßfeldschichten) und Juragesteine im Mittelgebirgszwickel zwischen der Berchtesgadener Ache, der Salzach und dem Göllmassiv haben ebenfalls sehr rasch Siedler angezogen. Möglicherweise sind die dort etwas häufigeren Ortsnamen mit dem Suffix »-ing« (z.B. Freiding, Denning) ein Hinweis auf die ältere bajuwarische Landnahme. Es folgten in der Besiedlung Loipl über Bischofswiesen, Stangaß und Gern über Berchtesgadener und Eitenberg über Markt Schellenberg. Die höchsten Dauersiedlungen kletterten bis in eine Höhe von ca. 1100 m, doch dies nur dort, wo ein guter Boden oder ein mildes Lokalklima den Aufwand lohnte, wie etwa am Schwarzeck, hoch über der Ramsau.

Über die Form der damaligen Rodung sind zwar keine Aufzeichnungen vorhanden, doch lassen sich hierüber aufgrund der allgemeinen Situation einige Vermutungen anstellen. Die gesamtwirtschaftliche Rohstoff- und Energiesituation läßt den Schluß zu, daß »Rodung« nicht als Niederbrennen von Wäldern aufzufassen ist. Einmal hatten die unmittelbar benachbarten Salzudstätten von Reichenhall und Hallein – teils seit

1) KOCH-STERNFELD (1815) berichtet in seiner »Geschichte Berchtesgadens« (Teil I, S. 69), daß Zusendungen dieser Leckerbissen bei mehreren diplomatischen Geschäften ausgezeichnete Dienste geleistet hätten.

Jahrhunderten in Betrieb, teils wieder neu forciert – einen ständig hohen Holzbedarf. Auch die Propstei selbst begann bald nach ihrer Entstehung in Schellenberg mit dem Salzsieden (vgl. 3.3). Sodann benötigte man auch sehr viel Holz für die Neusiedelstellen (grob geschrotete Blockbauten) und als fast ausschließlichen Werkstoff für Gerätschaften aller Art. Überdies war um diese Zeit der Nutzungsdruck von den Altsiedelflächen her (Salzach- und Saalachtal) zu groß, als daß man in den Talzügen des Berchtesgadener Landes noch dichte Urwälder annehmen könnte; daher dürfte die wichtigste Rodungstätigkeit im Schwenden oder Reuten von mehr oder weniger baumbestandenen Weidflächen und im Entsteinen und Einebnen künftiger Äcker bestanden haben. Die alten Steinlesewälle geben davon beredt Zeugnis. Meist waren die Rodungen nicht großflächig, denn die Landschaft bot keine großflächigen Voraussetzungen. Lediglich in der Schönau und in Bischofswiesen finden sich ebene Talterrassen, deren Sonderheit durch die Namensgebung offenkundig wird. Bachbegleitende Schluchtwälder, Felskuppen und Steilhänge blieben nach wie vor bewaldet.

KÖSTLER/MAYER (1974, S. 7) nehmen an, daß von den ursprünglich 35000 ha Waldfläche etwa 7000 ha infolge von Rodetätigkeit und ebensoviel durch das Absinken der Waldgrenze um 50 bis 100 m sowie durch Verkarstung und Bodenabtrag zerstört wurden. Höchst erstaunlich ist die Art und Weise der Anpassung der einzelnen Hofstellen und ihrer Nutzflächen an die Landschaft. Jede Geländemulde oder -verebnung wurde geschickt ausgemacht und zur Landgewinnung benutzt. An Südhängen war man bereit, auch steilste Lagen urbar zu machen, um die günstigen Besonnungs- und Ausaperungsverhältnisse zu nutzen (siehe den Ortsteil Faselsberg in Königsee). Die steilen, kalten Nordhänge blieben in der Regel unbesiedelt, so der Sockel des Hochkalters und Watzmann-Grünbergs. Dagegen war das Bischofswieser Tal, das infolge Gletscherschurf steilwandig gegen den Untersberg hochzieht, nur im Bereich der dem Lattengebirge vorgelagerten, nordgeneigten Diluvialterrassenlandschaft von Loipl besiedelbar. Die ausgedörrten Dolomitsüdhänge des Untersbergabbruches tragen nur eine einzige Siedlungsstelle: das Kastensteiner Lehen, das geschützt im Schatten der Kastensteiner Wand die Humusanreicherung einer wenige Hektar großen Mulde zur landwirtschaftlichen Existenzgründung nutzte.

Orts- und Flurnamen, die offensichtlich von »Reuten« und »Schwenden« herrühren, wie Gerstreit, Haselreit, Röth, Reiteralp, Rosenreit oder Gschwand, werden meist in siedlungsentfernteren oder landbaulich weniger wirtlichen Lagen angetroffen. Letzteres wird besonders deutlich am Beispiel von Frauenreit, dem Standort der ehemaligen Berchtesgadener Saline am heutigen Bahnhofsgelände. Hier handelt es sich um eine Auwaldrodung; sie wurde erst möglich, als die Hauptsiedlung schon abgeschlossenen und erstarkende Wirtschafts- und Veränderungskraft in der Lage war, die Ache durch Flußverbauung abzudrängen und so die Aue am Fuße des Marktes hochwasserfrei zu legen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Mehrzahl der Ortsnamen mit der Endung »-reit, -gschwand, -brand« nicht der ersten Besiedlungsphase angehören, sondern dem spätmittelalterlichen Landausbau zuzurechnen sind.

Entsprechend der Reliefstruktur und der individualistischen bajuvarischen Eigenart, lieber vereinzelt als in Gruppen zu siedeln (vgl. DÖRRENHAUS zit. bei SCHWIND 1964, S. 7), ergab sich ein Siedlungsbild, das bestimmt wird von Einzelhöfen, häufig in

»Rufweite-Entfernung«, und kleinen Häusergruppen (Weilern). Die Einöbblockflur als Intensivnutzungsinsel landwirtschaftlicher Art, meist gesäumt von Baumstreifen, Laubrech- und Weidewaldchen, beherrscht eindeutig den Siedlungsraum in den Mittelgebirgslagen und oberen Talterrassen. In den verhältnismäßig wenigen größerflächigen Talverebnungen, wie in der Schönau, bildeten sich Streifenblockfluren aus, die wahrscheinlich durch Erbteilung aus größeren Blöcken entstanden sind (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 13).

Aufgrund der beschränkten Bevölkerungs- und Ernährungsbasis konnten sich im Berchtesgadener Raum nur zwei größere Siedlungen bzw. Märkte entwickeln (vgl. auch KNECHT 1913, S. 11). Der Haupt- und Gründungsort Berchtesgaden liegt gleichsam als Zellkern inmitten des ihn versorgenden und von ihm versorgten Landschaftsraumes etwas erhöht im Zentrum eines Beckens, das verkehrsmäßig sehr günstig alle wichtigen Haupttäler, Wasserläufe und Verkehrsadern auf sich vereinigt. Charakteristisch für die Eigenart des Hauptortes ist die Tatsache, daß der Markt nie befestigt war, obwohl sich Lockstein und Kälberstein als Burg-, Schutz- und Trutzberge in nächster Nähe anboten. Dies rührt daher, daß Berchtesgaden seinen Aufstieg einer Klostergründung verdankt, über Jahrhunderte geistlich beherrscht blieb und nie nach außen expansiv wurde; zudem fühlte es sich offensichtlich durch seine Lage im Schutze mächtiger Gebirgsstöcke ausreichend gesichert. Die »Stadtmauer« wurde quasi an die Pässe und Talklammern verlegt.

Der alte Markt Schellenberg (Kirchort seit 1407) verdankt seine Entstehung der Nähe zum wichtigen Salzburger Vorland, seiner verkehrsgünstigen Lage im Haupttal der Berchtesgadener Ache und nicht zuletzt dem Salzreichtum des östlich angrenzenden Mittelgebirgsstockes. Er ist als typischer Straßenmarkt anzusprechen, der Unterhalt und Versorgung aus Salz, Straße und den Bergbauerngebieten von Ettenberg, Götschen, Neusieden und Oberstein bezog.

Infolge der Entfernung vom Hauptort Berchtesgaden bildete sich auch im dichter besiedelten Ramsautal ebenfalls ein »Ort«, der schon 1295 bezeugt ist und 1512 Kirchort wird. Die Salzsamerstraße über den Hirschbichlpaß sorgte für die nötigen Beziehungen nach innen und außen (HELM 1929, S. 269).

Durch den Zusammenschluß von landschaftsräumlich benachbarten Einzelhof- und Weilergruppen entwickelte sich eine räumliche und gemeindepolitische Eigenart, zu der es im bayerischen Alpenraum keine Parallelen gibt. Es entstanden die sog. »Gnottschaften«, was soviel wie Genossenschaften bedeutet. Nach BOSL (1949, S. 38) »könnte mit aller Vorsicht das Wort »Gnottschaft« zur Bezeichnung des gemeindlichen Zusammenschlusses seit dem 15. Jahrhundert zu Vermutungen anregen und niedersächsisch-niederdeutsches Zuwandererblut nahelegen; diese Vermutung wird dadurch noch bekräftigt, daß der Name zuerst 1456 für die Güter um den Salzberg (Perger Gnottschaft) vorkommt« (der Salzbergbau und Handel hatten ja eine auch geographisch sehr weitreichende Bedeutung). Interessant ist in diesem Zusammenhang der Begriff »Landschaft«, der im Berchtesgadenschen ursprünglich im räumlich-politischen Sinn Bedeutung hatte. So tritt z.B. 1506 die »Landschaft« als Kläger gegen das Stift auf und beschwert sich beim Kaiser zu Innsbruck über Einschränkung des Landgebrauchs und vermehrte Dienstpflichtigkeiten. Aus dem Sachverhalt des Rechtsstreites ist erkennbar, daß sich der Bewohner des Berchtesgadener Landes zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend

als der Natur zugehörig empfand und sich als »Landschaft« (Landschaft) verstand, politisch gegliedert in Untereinheiten, die identisch mit seinem Lebensraum waren. Die Zusammenschlüsse selbst waren offenbar aus dem Umstand heraus geboren, daß der Siedlungsraum besetzt und mit wachsender Bevölkerung und Wirtschaftsaktivität der Nutzungsdruck auf die größtenteils landesherrlichen Wälder größer wurde und zu Konflikten führte. Die angespannte Rohstofflage hatte allgemein zu herrschaftlichem Druck und bäuerlichem Sichbehaupten in Form des genossenschaftlichen Sich-Organisierens geführt.

Dieses Gnotschaftssystem, das sowohl dem Landesherrn wie dem Berg- und Handwerkerbauern entgegenkam, weil es verwaltungsmäßige und selbstregulatorische Vorteile brachte, stellt eine typische Berchtesgadener Eigenart dar, die ursächlich mit der Landschaft zusammenhängt (vgl. auch ALBRECHT 1954, S. 11); gewisse Parallelen ergeben sich lediglich zum eidgenössischen System in der Schweiz.

3.2 Landwirtschaft und Forstwirtschaft

Mit der Stiftsgründung der Augustiner traten Land- und Forstwirtschaft Berchtesgadens aus dem geschichtlichen Dunkel hervor. Zwar waren die Augustiner kein klassischer Kultivationsorden, doch verdient auch ihre Landeskulturarbeit Anerkennung. Über die Maierhöfe kam mancher Fortschritt in die Landwirtschaft des Zwergstaates und das Forstwesen erfuhr früher als anderswo ordnende Ansätze.

Bis zum Jahre 1377, dem Zeitpunkt der Gewährung des sog. »Landbriefes« durch den Propst, war das gesamte Waldgebiet, in dem das Siedelland lag, Besitz der geistlichen Landesherren, die durch geschicktes Taktieren die Reichsunmittelbarkeit und die Stellung eines päpstlichen Eigenklosters erreicht hatten. In finanziellen Schwierigkeiten befindlich – und wohl auch aus der Einsicht heraus, daß Bauern auf eigenem Boden mehr erwirtschaften als auf kurz- oder längerfristig geliehenem – boten sie die Lehen zum Kauf an (Landbrief). Interessanterweise hielt sich jedoch die Bezeichnung »Lehen« als Beinamen zu den Einzelhöfen (z.B. Aschauer-Lehen) bis in unsere Zeit, was als eine landwirtschafts- und kulturgeschichtliche Eigenart zu werten ist und nirgends sonst im bayerischen Alpenraum in dieser bestimmenden Häufigkeit auftritt (BOSL 1949, S. 53).

Die Almen wurden als Teil der Talbetriebe betrachtet und beim Lehenskauf miterworben. Dagegen gingen die angrenzenden Wälder nur in geringem Umfang an die neuen bäuerlichen Besitzer über. Der Sudholzwald war für den geistlichen Landesherren, für seine Haupteinnahme aus dem Salzregal¹⁾ unentbehrlich. Forst- und Bergregal bedingten sich wechselseitig. Letzteres war ohne das erste nutzlos, denn der Forst war die große Energiereserve, ohne die Bodenschätze nicht verarbeitet werden konnten. Andererseits war der Wald der große Werkholzlieferant für die bald nach der Kolonisation einsetzende Berchtesgadener Holzwarenherstellung.

So ist die Landwirtschafts- und Forstgeschichte Berchtesgadens bis heute aufs engste miteinander verwoben, sowohl in konkurrierender wie auch in symbiotischer Weise. Der Forst steht mit seinem Interesse meist für den Landesherrn oder Staat, die Landwirtschaft für den freien Bauern und sein Lebensrecht. Unterschwellig, aber deutlich erkennbar, schwingt dieser alte Gegensatz der Belange bei der Auseinandersetzung über die Einrichtung und Gestaltung

des Nationalparks Berchtesgaden heute noch mit.

Als Formen symbiotischen Zusammenwirkens bildeten sich im Berchtesgadener Land eine Reihe von landwirtschaftlich – forstlichen Sonderbeziehungen oder Nutzungen heraus, die heute noch maßgeblich Funktionsweise und Gesicht der Landschaft bestimmen. Es handelt sich dabei um folgende arttypische Landschaftsteile bzw. Nutzungsformen:

Tratten – der Name kommt von »treiben, Viehtrieb« – sind meist langgezogene, ungleichmäßig ausgeformte Flurstücke entlang von Straßen und Hofverbindungen. Sie befinden sich meist noch im Besitz des Staatsforstes, der ja Besitznachfolger des alten fürstpröpstlichen Waldregals wurde. Tratten sind fast immer mit einem lockeren Ahorn-Buchenbestand bestockt und dienen der Laubstreunutzung, der Wegeverbindung, vor allem aber der Viehweide in der Zeit vor und nach der Älpung (siehe ausführlich Abs. 5.2.1.3).

Die Freien¹⁾ tragen ihren Namen von der »freien« Nutzung. Es handelt sich hier um Laubholzhaine mit Streurech- und Weiderechtigung, im Kontaktbereich Staatsforst zu bäuerlichem Wirtschaftsgrund.

Ötzen²⁾ gelten ebenfalls als typisch berchtesgadenerische Landschaftsteile. Ihr Name kommt von »ätzen« oder »äsen« und weist auf die Nutzung dieser Flächen als Viehweiden hin. Ötzen dienen als private Heimweide in Hofnähe und als Laubrechwald. Ähnlich den Tratten und Freien tragen sie meist einen aufgelichteten Laubholzbestand.

Gschnoad³⁾ weist auf die Tätigkeit des »Schneidens, Mähens« hin. Gschnoader sind private einschürige Wiesen, meist in Steilgelände, entfernt vom Hof und schlecht erreichbar.

Die Häufung dieser altertümlichen, im Landschaftsbild sich reizvoll manifestierenden Wirtschaftswiesen im Berchtesgadener Land steht in direktem Zusammenhang mit der bäuerlichen Siedlungs- und Betriebsstruktur. Die kleinräumige Siedlungsstruktur, die jede Verebnung und Mulde in den bergigen Steillagen zu nutzen weiß und die kleinen Betriebsgrößen von durchschn. nur 3–5 ha machen eine vielfältige Nutzung der benachbarten Wälder notwendig (Pufferflächen mit Bedarfsnutzung).

Die Berchtesgadener Almen, jene Ausläufer der Landwirtschaft in den Hochlagen, stellen eine weitere Sonderform landwirtschaftlicher Nutzung und Geschichte dar. Die Sicherung der bäuerlichen Lehen im Tal hatte schon sehr früh die Ausdehnung der Wirtschaftsflächen auf die Hochlagen notwendig gemacht. Da Almwirtschaft an günstigen Stellen mit Unterbrechungen vermutlich schon seit vorchristlicher Zeit betrieben worden war, mußte nicht viel absolutes Neuland erschlossen werden. Durch die Kolonisation des 12. Jahrhunderts dürfte es lediglich zu einer Aufgabenverschiebung innerhalb der Almflächen gekommen sein. Aus Niederlegern (niedrig gelegenen Almen) wurde Dauersiedlungsland (z.B. Göttschen-Scheffau). 1376 werden in einem Erbrechtsbrief bereits so abgelegene Almen wie die am Funtensee genannt.

3.3 Salinenwirtschaft und Holzgewerbe

Mit der Verleihung der Salz- und Bergrechte an die Berchtesgadener Augustinerchorherren durch Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1156 begann der offizielle Teil der Salinengeschichte dieses Landes. Doch darf angenommen werden, daß dies nicht der Beginn,

1) Regale sind Rechte, die der König oder Kaiser an weltliche oder kirchliche Säulen des Reiches verleihen konnte.

1) siehe auch Abs. 5.2.1.4

2) siehe auch Abs. 5.2.1.5

3) siehe auch Abs. 5.2.1.2

sondern lediglich die Absicherung des jungen Bergbau- und Siedebetriebes am Tuval (wahrscheinlich am Götschen) und Gollenbach (Salzberg) war. Die mächtigen Nachbarn in Reichenhall und am Dürrnberg/Hallein verfolgten nämlich das Heranwachsen einer Salzkonzurrenz mit Argwohn und ließen sich wenig später zu groben Übergriffen hinreißen (vgl. LARVESEDER 1925, S. 11).

Da der Bergbau unter Tage stattfand und in sog. Sinkwerken das Salzgestein verflüssigt wurde, war eine Veränderung der Landschaft durch den Bergbau selbst so gut wie nicht gegeben. Dies kann man allein schon aus der Tatsache sehen, daß bis dato das Salzbergwerk am sog. Tuval in der Nähe Schellenbergs noch nicht zweifelsfrei auszumachen ist.

Umso mehr machte sich die Salinenwirtschaft in ihrer Sekundärrolle bemerkbar, in der Waldnutzung. Für den Sudbetrieb, für das Befeuern der Soleverdampfungspfannen war nur das Nadelholz, vor allem das Fichtenholz geeignet. Es war für den Trifttransport geeignet und entsprach in der Hitzeentwicklung den Wünschen der Salzsieder.

Das Holzschlagrecht der Pröpste auf dem von dem Sulzbacher Grafen Berengar gestifteten Territorium spielte eine wichtige Rolle im Gezänk von Salzburg, Reichenhall und dem Stift um die Entwicklung ihrer Salzsudstätten. Wahrscheinlich war schon damals das bringbare Holz knapp geworden und drohte zu Engpässen in der Salzherstellung zu führen. Nur so ist es erklärlich, daß Kaiser Friedrich I. kurz vor seinem Kreuzzugaufbruch im Jahre 1189 dem Chorherrenstift erneut die von den Sulzbachern herrührenden Holzschlagrechte bestätigte (SCHÖNAU 1960, S. 31) und somit das Stift und seine Rechte gegenüber den neidischen Nachbarn in Schutz nahm.

Mit zunehmendem Holzverbrauch griffen die Salinen immer weiter und höher bis in die entlegensten Bergregionen des Stiftsgebietes. Der jährliche Holzbedarf seit der Inbetriebnahme einer weiteren Saline in Frauenreut an der Stelle des heutigen Bahnhofs in Berchtesgaden kann mit 20000 cbm/Jahr angenommen werden. Erst der Bau der Solepumpenleitung 1817 brachte eine wesentliche Erleichterung auf dem Sudholzsektor (vgl. KÖSTLER 1974, S. 11).

Wer in Bergbau, Saline und Holzwirtschaft keine Arbeit fand, dem gewährte die Holzhandwerkerei als Heimarbeit Beschäftigung. Auf der Suche nach geeigneten Werkhölzern stießen die Schnitzer, Drechsler, Löffelschnitzer, Holzschuhmacher, Gadl-, Mulden-, Schaffelmacher, Binder usw. in jenen Bereich des einheimischen Holzreichtums vor, der vorwiegend aus Edellaubhölzern bestand und nicht so stark vom Salzwesen beansprucht wurde. Außerdem war die Art und Weise der Holzveredelung durch dieses Feinhandwerk teilweise außerordentlich hoch, so daß der Holzbedarf gegenüber dem Wert des Erzeugnisses selbst zurücktrat.

»Gegen Ende des 18. Jahrhunderts häuften sich die Klagen einerseits über die maßlosen Holzansprüche der Kunstholzhandwerker und andererseits über die dadurch herbeigeführten Nachteile für die Erhaltung der Salinen-Waldungen. Auch kann der einträglichste Teil der Holzwarenfabrikation, nämlich die Verfertigung der großen Schachteln nicht mehr so ausgedehnt wie früher betrieben werden, weil das hierzu erforderliche feinspaltige Holz seltener geworden ist.« (MINSTERIAL-FORSTBUREAU 1860, S. 5-6)

3.4 Fremdenverkehrsgeschichte

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts der sog. »englische Garten« als Signal einer neuen Weltanschauung und Naturauffassung seinen Siegeszug durch Deutschland antrat und das Zerbröckeln der absolutistischen Fürstenmacht dem Geist wie dem Garten neue

Entfaltung einräumte (vgl. DÄUMEL 1961, S. 11), hub in Deutschland ein großes Naturforschungsreisen an. Begehrtes Ziel der Entdeckerreisen waren ganz allgemein die Alpen und hier wiederum die Orte, die von den damaligen Residenzstädten und Stätten naturforschender Geistigkeit aus leicht angegangen werden konnten. Salzburg war eine dieser Metropolen, die man gerne aufsuchte und so lag es nahe, daß man von dort aus den erweiterten »Landschaftsgarten« der Alpen erkundete, wobei der schroffe Watzmann und das Gebiet um den Königssee besonders anziehend waren. Hervorragende Dienste erwarben sich Naturforscher und Geognosten wie Franz von Paula Schrank (1785: »Naturhistorische Briefe über Österreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden«), Mathias Flurl (1792: »Beschreibung der Gebirge von Baiern und der oberen Pfalz.«), Freiherr von Moll (1787: »Oberdeutsche Beiträge zur Naturlehre und Oekonomie für das Jahr 1787«), Michael Vierthaler (1799: »Reisen durch Salzburg«), Valentin Stanig (1801: »Meine Erfahrungen bei den Exkursionen auf den hohen Göhl«), Graf Spaur und J.A. Schultes. Diese Männer können mit Fug und Recht als die ersten Touristen des Berchtesgadener Landes bezeichnet werden.

Josef-Conrad von Schroffenberg, der letzte Fürstpropst, ein geistreicher, weltoffener Landesfürst, förderte diese Bildungsreisen nach Kräften. Jagdgäste ergänzten die Reihe der Besucher (vgl. FÜGLEIN 1903, S. 9).

Neben den Schriftstellern und bücherschreibenden Forschern waren die Maler die Wegbereiter für den Fremdenverkehr. Malerwinkel, Malerhügel und Hintersee sahen im 19. Jahrhundert so berühmte Künstler wie Schinkel, Olivier, Schnorr v. Carolsfeld, Caspar David Friedrich, Waldmüller, Fries und Rottmann bei der Arbeit. »Es entstanden hier die Werke, deren Anblick später bei vielen Betrachtern den Wunsch erweckte, diese Landschaft rund um den Watzmann mit eigenen Augen zu sehen« (SCHÖNER 1971, S. 9).

Die bayerischen Könige hatten in Nachfolge der Fürstpropste rasch am Königsseegebiet und Wimbachtal Gefallen gefunden, diese zum Hofjagdrevier erklärt und häufig ihre Sommerfrische im Berchtesgadener Land verbracht. In ihrem Gefolge kamen zahlreiche Künstler, Gelehrte, Dichter, Jagdfreunde, und das aufstrebende Bürgertum versuchte es ihnen bald gleich zu tun. Es fehlte nur noch das Massenverkehrsmittel.

»Als dann endlich die Entwicklung des ästhetischen Urtheils in der europäischen Culturwelt die eigenthümliche Richtung nahm, dass der Contrast grüner Matten und grauer Felshörner, dunkler Seespiegel und steiler Bergwände als eine besondere Schönheit galt, als das Durchwandern einsamer Hochgebirgswüsteneien gerade für die verweichlichten Städter ein Genuss wurde, den man gerne mit den größten Mühsalen erkaufte, da erstand für unser Berchtesgaden, welches man nicht mit Unrecht für einen der schönsten Plätze von Europa hält, aus seiner Naturbeschaffenheit eine neue Erwerbsquelle, der Fremdenverkehr« (RICHTER 1885, S. 267).

Der große Aufschwung kam mit der Fertigstellung der Eisenbahnstrecke München - Salzburg im Jahre 1860. Mit der zunehmenden Industrialisierung Deutschlands verband sich eine Hinwendung breiter, vor allem bürgerlicher Kreise zu Wald, Feld und Berg, was durch das Massenverkehrsmittel Eisenbahn für viele möglich geworden war.

Alpenvereinsgründungen in allen großen Städten des Landes, eine Unmenge von publizistischen Veröffentlichungen förderten Alpengenuss und -reisen. Bis dahin hatte sich bezüglich der Fremdenverkehrseinrichtungen in Berchtesgadener Landschaft noch nicht viel getan. Die Wirte waren allenthalben noch imstande, den Gästeverkehr zu bewältigen, das

Künstlervolk und auch die königliche Hofgesellschaft fanden Vergnügen an der »Ursprünglichkeit des gebirgerischen Menschen«, sammelten seine Lieder und sorgten sich um seine Tracht (vgl. KRISS 1973, S. 43).

Im Jahre 1871 wurde in Berchtesgaden in Anbetracht des anschwellenden Gast- und Sommerfrischlerzustroms ein Verschönerungsverein gegründet.

Landschaftsgeschichtlich interessant ist der Umstand, daß offenbar die in Bayern unter Gustav Vorherr einst so rege »Landesverschönerungsbewegung« einen späten Sproß trieb. Die Parole »ganz Bayern ein Garten« war schon 1821 erklingen und hatte mit dem Eifer einer neuen Epoche weit über Bayern hinaus vielerorts Gartenkunst-, Landeskultur- und Landesverschönerungsvereine ins Leben gerufen (vgl. DÄUMEL 1961, S. 61). Schönheit und Nützlichkeit zu verbinden und möglichst identisch zu machen war das große Anliegen der Landesverschönerung von einst wie auch des Berchtesgadener Verschönerungsvereins 50 Jahre später. Die Vereinsberichte des Verschönerungsvereins Berchtesgaden sind denn voll der Aktivitäten wie: Schaffung von Aussichtspunkten, Promenadeweganlage, Anlage von Kurgärten, Aufstellung von Ruhebänken, Alleebaumpflanzungen usw.

Mit dem Alpenverein, der um dieselbe Zeit mit seiner Tätigkeit begann, teilte man sich in die Arbeit. Während der Verschönerungsverein die Tal- und Mittelgebirgslagen bearbeitete, verschrieb sich der Alpenverein, unterstützt von großzügigen Spenden und Beiträgen der Sektionen alpenferner Gebiete, der Erschließung der Schönheit der Hochgebirgswelt.

Ab 1873 entstanden spezielle Beherbergungsbetriebe für Gäste, die sich Pensionen nannten. Mauritia Meyer gilt als Pionierin dieser neuen Form der Gästeunterbringung. 1877–78 begann mit dem ersten Pensionsbetrieb auf dem Obersalzberg dessen Geschichte als Fremdenverkehrsschwerpunkt.

Mittlerweile machte sich eine Begleiterscheinung des Fremdenverkehrs bemerkbar: Der Bau von Villen als Zweitwohnsitz, in massenweiser und wenig gekonnter Nachahmung dessen, was die Fürstpröpste mit ihren Lustschlößchen oder die bayerischen Könige mit ihrer »Königlichen Villa« vorexerzierten. In dem Maße, in dem die Fremdenverkehrswirtschaft von der Substanz »Landschaft« durch Grundstücksverkauf, Villenbau usw. zu leben begann, erlahmte das Interesse an der Zielsetzung, die man sich in den Tagen der Vereinsgründung mit der Aufgabe der »Verschönerung Berchtesgadens und seiner nächsten Umgebung« gestellt hatte. Es war deshalb nicht überraschend, daß sich nach dem ersten Weltkrieg dies auch nach außen hin in einer Namensänderung kundtat. 1922 wurde aus dem »Verschönerungs- und Fremdenverkehrsverein Berchtesgaden« der »Fremdenverkehrsverein«. Bestrebungen, wie sie sich in der früheren Verschönerungsbewegung gezeigt hatten, wurden nun von einem eigenen Verein, dem neugegründeten Bund Naturschutz in Bayern wahrgenommen, der im Jahre 1920 den ersten Naturschutzstatus für das Gebiet des Königssees erwirkte, nachdem 1907 und 1910 vom »Verein zum Schutze der Alpenpflanzen« Schutzmaßregeln und Pflanzenschonbezirke erreicht wurden. So konnten massive touristische Übergriffe auf die Königsseelandschaft vereitelt werden. 1916 waren nämlich Pläne entstanden, St. Bartolomä zu einem großen Hotelbetrieb auszuweiten und an den Abhängen des Königssees ein gigantisches Ruhmesmal zu errichten (vgl. ILLNER 1975, S. 24).

Durch die Ereignisse des 1. Weltkrieges waren die zeitweiligen Betretungseinschränkungen im Zusammenhang mit dem königlichen Leibgehege gefallen. Versuche des Alpenvereins, in diesem Gebiet weitere

Unterkunftshütten zu errichten, stießen auf Ablehnung des Naturschutzes. In der Folgezeit fehlte es nicht an Versuchen, dem Fremdenverkehr durch eine Fluglinienverbindung mit München sowie durch Alpenrundflüge eine neue Sphäre zu eröffnen. Doch wandten sich dagegen Leute, denen die Ungestörtheit der Landschaft fremdenverkehrsförderlicher schien als Flugbetrieb und Auto-Bergrennen (SCHÖNER 1974, S. 23).

In den 30er Jahren wurde aus dem Fremdenverkehrsschwerpunkt Obersalzberg ein Machtzentrum und Privatterritorium der NS-Größen mit all seinen Folgen.

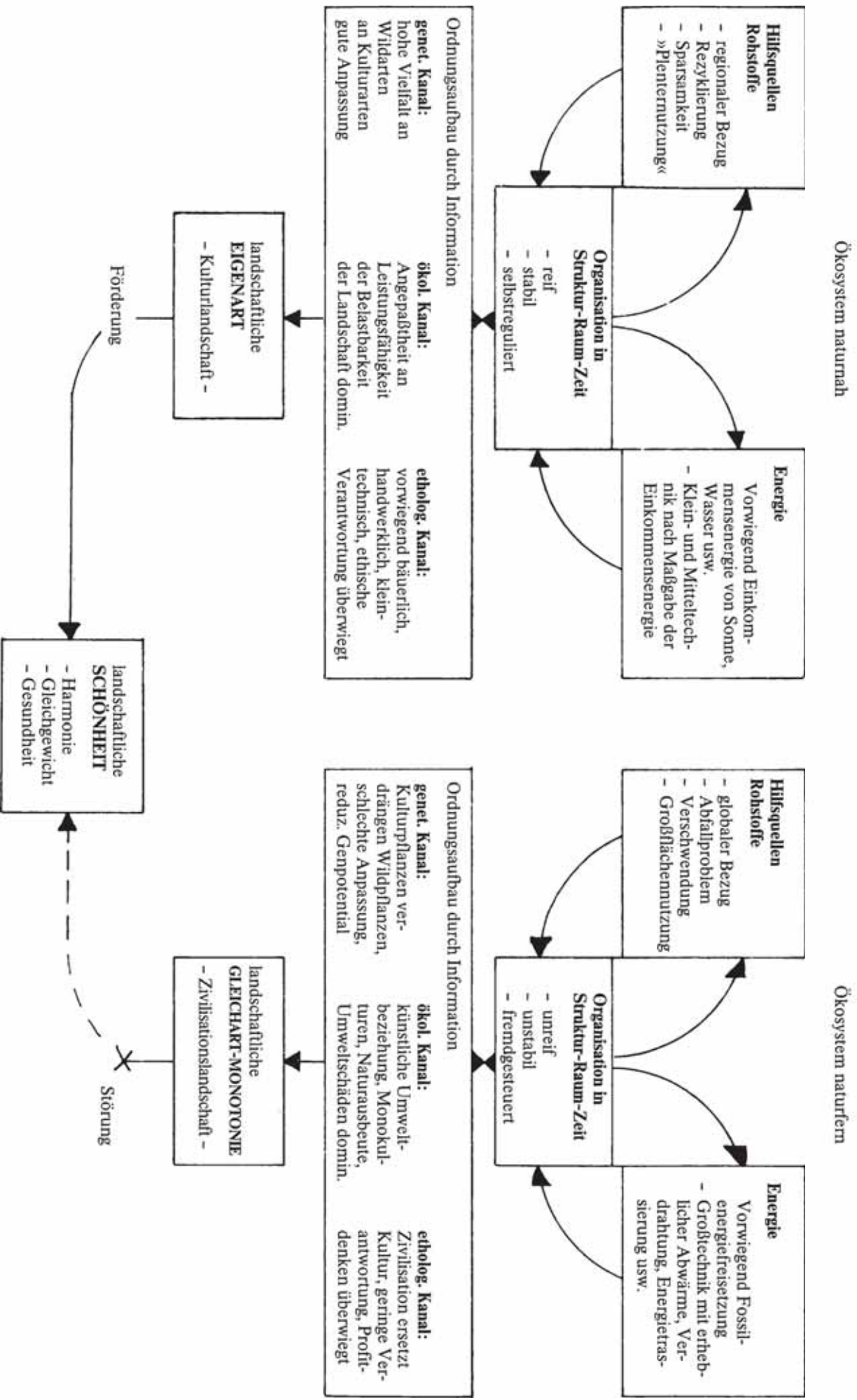
Der Fremdenverkehr der Folgezeit brachte nun erneut ein Veränderungspotential ungeahnten Ausmaßes in die Landschaft. Waren früher Sonderzüge das Hauptverkehrsmittel, so machte ab den 60er Jahren die Motorisierungswelle den Gast in einer Weise mobil, die von der Tal- und Beckenlandschaft Berchtesgadens kaum mehr verkraftet werden konnte. Erstmals war der Skisport zu einem Massensport geworden, was eine ähnlich massierte Erschließung mit mechanischen Aufstieghilfen und Skiabfahrtpisten zur Folge hatte. Im Jahr 1974 wurden vom BAYERISCHEN LANDTAG lang gehegte Pläne bestätigt, aus dem großen Naturschutzgebiet um den Königssee einen Nationalpark zu machen und ihm das alte Stiftsland als Alpenpark vorzulagern. Die Pläne verfolgen die Absicht, einerseits die verbliebene Ressource »vielgestaltige, artenreiche und eigenartige Landschaft« zu sichern, den Fremdenverkehr durch ein umfassendes Bildungssystem zu bereichern und schließlich ein großflächiges Forschungsareal für verschiedenste naturwissenschaftliche Untersuchungen zu gewinnen. Somit schließt sich der Kreis wieder und findet Anschluß an die Tradition derer, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Berchtesgadener Gebirgslandschaft als Forschungsobjekt zu bereisen, erkunden und beschreiben begannen. Dies sollte wohl bedacht werden, wenn man leichtfertig Ansprüche zur Sicherung von Schönheit, Eigenart und Forschungswürdigkeit als menschen- und fremdenverkehrsfeindlich abzutun versucht.

4. Beurteilungs- und Wertungsmaßstab für landschaftliche Eigenart

Urteilen bedeutet mehr als »Zerteilen, Auseinandernehmen«, es schließt die Sinnsuche prinzipiell mit ein. Wo nach dem Sinn gefragt wird, fragt man letzten Endes auch nach dem Wert. Es ist nun nicht Aufgabe dieser Arbeit, eine generelle Wertediskussion durchzuführen, doch ist die Landschafts- und Landespflege und die ihr zugrundeliegende wissenschaftliche Ökologie, recht verstanden, »mehr als eine Wissenschaft im Dienste materieller Ansprüche und Wünsche der Hochzivilisation. Sie kann ihrer Aufgabe nur im Dienste am Menschen gerecht werden, indem sie ihm lebensnotwendige Binsenwahrheiten verdeutlicht« (SCHWABE 1972, S. 241), mithin anerkannte Werte und deren Maßstäbe zu verdeutlichen sucht.

Einen absoluten Maßstab für »Wert und Unwert« kann der Mensch in seiner beschränkten Erkenntnisfähigkeit nicht besitzen und niemand, der dies bisher – zu Recht oder zu Unrecht – vorgab, konnte zwingende Beweise erbringen und die gesamte Menschheit darauf verpflichten. Jeder Maßstab beruht auf Konvention – in der Physik ebenso wie in der Ethik. Wenn auch im Laufe der Geschichte unserer abendländischen Kultur – und vor allem seit der technischen Revolution – sich viele Wertbegriffe in ihr Gegenteil verkehrt haben oder zumindest relativiert wurden, kommen wir nicht umhin (und praktizieren dies

Abb. 4: Landschaftliche Eigenart und Schönheit – Beurteilungshilfen



Literatur:
 MARGALEF Ramon, 1968: Perspectives in ecological theory - Chicago - Uni-Press
 TOMASEK W., HABER W., 1974: Raumplanung, Umweltplanung, Ökosystemplanung. In - Innere Koloniat. Heft 3/74

laufend), für uns persönlich, wie für unsere Gesellschaft Grundwerte als gültig anzuerkennen und unser Handeln nach ihnen auszurichten.

Da sich unsere Gesellschaft mitunter noch als eine christliche bezeichnet, könnten wir, alter Tradition folgend, auch für die vorliegende Beurteilung landschaftlicher Eigenart unsere Grundwerte-Konvention auf die Bibel, insbesondere die Zehn Gebote aufbauen: Wir finden hier in Wort und Sinn ausgedrückt die Achtung vor dem Leben; dem eigenen, dem des Nächsten und dem der tierischen und pflanzlichen Kreatur. Und wir finden hierin auch ausgedrückt die Warnung, unser substantielles Hier und Heute, unseren beschränkten, egoistischen Willen nicht als absolute, oberste Instanz zu betrachten, sondern in eine Ordnung einzugliedern, deren Ursprung und Ziel sich verbirgt, die aber eben deshalb und weil sie ohne uns, wir aber nicht ohne sie existieren, von einer höheren Qualität sein muß als wir selbst. Es ist nicht notwendig, dieser Ordnung einen Namen zu geben. Wer christlich oder anders religiös fühlt, mag dies tun, doch bedarf dieses Grundwert-Bekenntnis keiner konfessionell-metaphysischen Stütze und kann daher von jeder Ethik, die das Leben über den Tod stellt, getragen werden.

Gerade für die landschaftspflegerische Diagnose und Therapie scheint dieser Werte-Maßstab sehr wichtig und nützlich. Er stellt die Ordnung in der Vielfalt des Lebendigen über die Ordnung des Anorganischen. Er läßt Spielraum und gestattet uns die einführende Nutzung, nicht aber die egoistische Ausnutzung unserer Umwelt. Er fordert uns auf, die Ordnung, in der und durch die wir leben, in ihrer weiteren evolutiven Entwicklung zu unterstützen, nicht aber für kurzfristigen Gewinn sie in ihrer Substanz zu gefährden - etwa durch Ausrottung von Arten, von genetischem Potential und durch schwerwiegende Störung von biologischen Kreislaufprozessen.

Neben einem Wertmaßstab, der sich nicht präzise und allgemein akzeptabel festlegen läßt, wie etwa der Amsterdamer »Normal-Null-Meereshöhenspiegel«, gibt es jedoch eine Reihe von verständlichen und anwendbaren Beurteilungshilfen, die das eigene Werturteil begründeter machen und auf eine rational nachprüfbar Ebene heben können. Der nachstehende Gliederungsversuch des Komplexes der landschaftlichen Eigenart mag hierzu ein Hilfsmittel sein.

Im Abs. 1.3 wurden bereits der Ökosystem-Charakter von Landschaften allgemein erläutert und in den folgenden Kapiteln naturräumliche wie geschichtliche Besonderheiten vorgestellt. Daran anknüpfend wird nun versucht, ein Beurteilungsschema zu entwickeln, das auf deskriptive Weise die Fülle von landschaftlichen Erscheinungen, Zuständen, Beziehungen und vor allem deren Wandel im Hinblick auf die landschaftliche Eigenart zu beurteilen und werten in der Lage ist.

In Verbindung mit der graphischen Darstellung »Hierarchie der Landschaft« (Abb. 1) wurde deutlich, daß landschaftliche Eigenart größtenteils auf der Gestaltungsebene angesiedelt ist. Nach unten, zur Basis des Aufbaues der Landschaft hin, kann deutlich die Gliederung und Zusammenfügung der Landschaftselemente zu einem ökosystemaren Landschaftshaushalt, der aus Rohstoff - Energie - Organisation besteht, ausgemacht werden.

Die Organisation in Struktur, Raum und Zeit steht für das Leben, das sich zu immer komplexeren Gefügen organisierend zur Spitze der landschaftlichen Seins-Hierarchie hin bewegt. Es wird getragen von verschiedenen Organisationsbereichen, die man umschreiben kann als

- genetischen Kanal (genetisches Potential der Arten)
- ökologischen Kanal (Formen der Angepaßtheit des Lebens an die Umwelt)
- ethologischen Kanal (Art und Weise des menschlichen Verhaltens in und zur Natur im Sinne der Kulturrethologie).

Landschaft als Ökosystem verstanden, läßt sich weiterhin grob darin unterscheiden, ob sie »natürlich, naturnah« oder »naturfern« organisiert ist. Das Prädikat »natürlich« kann ohne Beachtung bleiben, weil es im mitteleuropäischen Bezug so gut wie keine Landschaft mehr gibt, die so bezeichnet werden kann. Zwischen »naturnah« und »naturfern« als Wertung und Grob-orientierung sind vielfache Abstufungen möglich. Für das Herausfinden landschaftlicher Eigenart genügt es zunächst, etwas vereinfacht durch bewußte Gegenüberstellung Tendenzen sichtbar zu machen, nicht skalierte Noten zu vergeben.

In den nachstehenden Kapiteln, die die landschaftlichen Eigenartsträger abhandeln, wird auf beschreibende, bildhafte Weise zunächst die ökologische, ethologische und genetische Komponente landschaftlicher Eigenart zu werten versucht und dann auf die nächste Betrachtungsebene rekursierend eine Zusammenfassung der Beurteilung in Bezug auf Rohstoffe (Ressourcen), Energie sowie Organisation in Struktur, Raum, Zeit gebracht. Landschaftsschäden, die Eigenartverlust bedingen und meist auf innere Unstimmigkeiten in den hierarchisch gegliederten Ökosystemen schließen lassen, gilt es in ihrer Kausalität zu erkennen und eine Therapie der Eigenartssicherung und -entwicklung auszuarbeiten. Abschließend mündet die Diagnose in eine Reihe konkreter Vorschläge, die im Sinne des Themas dieser Arbeit zur Sicherung und Pflege der landschaftlichen Eigenart beitragen sollen.

5. Eigenartsträger - Wertung, Sicherung und Pflege

5.1 Siedlungswesen

Das Haus, das namensgebend für Berchtesgaden wurde, das zwar nicht urkundlich belegt, jedoch vermutet werden darf, war jener Gaden des Perther, von dem LARVESEDER (1925, S. 73) schreibt:

»Von ihrem Sitz in Grafengaden (am Taleingang) aus durchjagten die jeweiligen Besitzer den wildreichen Forst und erbauten sich in dessen Mitte ein einstöckiges Jagdhaus, einen Gaden, wo sie auf ihren Zügen rasten und auch nächtigen konnten; Perther, der Erbauer, wohl ein Aribone, wird dem Orte, wo sich bald Hörige der Grafen ansiedelten seinen Namen gegeben haben, bei der an Engelberten und Nordperthen so reichen Familie der Aribonen auf einen Perther zu schließen, wird nicht zu gewagt sein«.

Da man in jener Zeit die Ausnahmen von nicht in Holz gebauten Gebäuden stets gesondert benannte (z. B. Steingaden, Steinhausen, Steinkirchen), kann angenommen werden, daß es sich auch bei diesem Gaden um ein Holzhaus handelte. Das Blockhaus, aus Baumstämmen gefügt, steht somit am Anfang jeglichen Hausbaues im Berchtesgadener Land, wenngleich die Chronik auch schon früh von der Bestellung tüchtiger Steinmetze für den Bau des Klosterstiftes zu berichten weiß (vgl. MARTIN 1970, S. 23). Das für Berchtesgaden namensgebende Wort »Gaden« ist auch heute noch in Gebrauch als »Gaden« = Schuppen, Holzhaus und in der Unterscheidung von »ein-« und »zweigädig« = ein-, zweistöckig.

5.1.1 Baumaterialien - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Ausschlaggebend für die Wahl des Baumaterials, der Konstruktion, der Hausaufteilung, der Lage und Einfügung in die Landschaft als Voraussetzung für die Entwicklung einer eigenartigen Berchtesgadener Hauslandschaft war das spezifische Angebot der Natur

und die nicht weniger spezifische Art und Weise des Menschen darauf zu antworten. TRÄNKEL (1947, S. 2), die sich intensiv mit dem Berchtesgadener Bauernhaus auseinandersetzt, kommt in ihrer Arbeit immer wieder auf die Einzigartigkeit dieses Hauses zu sprechen, »... das sich im Grundriß ebenso wie in seinem Aufbau und konstruktiven Gefüge von den angrenzenden Hauslandschaften durch besonders altartige Merkmale auszeichnet«. Was die gesamte Hauslandschaft überdies charakterisiert, ist der Umstand, daß sie noch über außerordentlich viele dieser altartigen Gebäude verfügt. Die hohe Gebirgsumwallung hielt nicht nur große politische Auseinandersetzungen und Kriege fern, sie war auch ein Bewegungs- und Einflußhindernis.

5.1.1.1 Baumaterial Holz

Der natürlichen Vegetation gemäß sind Berchtesgadens Wälder reich an Nadelbäumen (siehe Abs. Vegetation), wie Fichte, Tanne, Lärche und Zirbe. Nadelholz hat gegenüber den meisten Laubhölzern den Vorzug, daß es geradschäftig wächst und leicht mit dem Beil geklinkt werden kann; es findet sich im Bereich der ganzen Hauslandschaft – selbst auf den Plateauflächen der Hochalmen.

Das Blockhaus, das von den keltisch-illyrischen Alpenbewohnern überkommen ist und im benachbarten Reichenhall schon durch bronzezeitliche Funde belegt ist, setzte sich gegenüber dem Fachwerkhaus der bajuwarisch-germanischen Zuwanderer überall da durch, wo die Umweltverhältnisse und Materialvorgaben keine andere Wahl ließen (vgl. ERDMANNSDORFER 1960, S. 97).

Der Zeitpunkt des Fällens von Bauholz richtete sich alter Erfahrung gemäß nach der Vegetationsruhe. Beste Fällzeiten waren demnach die Wintermonate und hier die Zeit um die Wintersonnwende, kurz vor Weihnachten. Baumphysiologisch gesehen ist dies der Zeitpunkt, da die meisten Reservestoffe im Stamm gespeichert sind und die geringste Lebensaktivität festzustellen ist. Das so geschlagene Bauholz erreichte dann nach mehrjähriger Naturtrocknung eine hohe qualitative Beschaffenheit, so daß es weitgehend frei von Insektenbefall blieb, sich in Form und Lage kaum veränderte, weniger fäulnis anfällig war und über Jahrhunderte erhalten werden konnte. Lediglich Hölzer, deren Verwendungszweck stark an Wasser gebunden war, sei es als Deichel (gebohrte Holzröhren für die Leitung von Wasser oder Sole) oder als Brunnentrog oder Stallboden, wurden »im Saft« geschlagen, also im Frühjahr oder Sommer. Meistens fand Tannenholz dazu Verwendung, da es sich bei stagnierender Nässe haltbarer als die Fichte erwies.

Als besonders gesuchtes Hausbauholz galt die Lärche. Wenn das helle Splintholz abgeklinkt und der Stamm zum vierseitig geglätteten Balken wurde, war Schädlingsfreiheit und außerordentliche Langlebigkeit gesichert. Dendrochronologische Untersuchungen an mehreren verfallenen Almen des Steinernen Meeres ergaben ein Holzaltes, das sich bis 1340 zurückverfolgen ließ (BREME, zit. bei KÖSTLER 1970, S. 27). Gegenüber dem gesägten Holz gilt das mit dem Beil bearbeitete als witterungsbeständiger. Dies mag mit der Holzglättung bei der Schlagbehandlung zusammenhängen. Die Sicherung der zusammengeschroteten Balken gegen Schlagregen übernahm ein an First- und Traufseite weit vorkragendes Dach. Teilweise diente ein Umlaufbalken in Nebenaufgabe dem gleichen Zweck. Traufrinnen aus Holz führten das Regenwasser in eine steingefüllte Versickerungsgrube ab. Ein kleiner Steinsockel schützte das Holzbauwerk gegen die Bodennässe.

Das Hausdach des traditionellen Berchtesgadener Hauses ist ganz Spiegelbild der Landschaft. Die Legschindeldeckung erzwingt eine geringe Neigung; die weite schützende Ausladung ist notwendig in Anbetracht der hohen Niederschlagsmengen. Die silbergrau verwitternde Schindelhaut und ihre Beschwerung mit flachen Steinen sind Ausdruck einer unmittelbaren Bodenverwachsenheit. Während der Blockbau in der Regel von sachkundigen Zimmerleuten gehackt und ausgeführt wurde, war es von jeher Sache des Bauern, das Dach zu unterhalten. Da fast in jedem Haus irgend eine Form des Holzhandwerks ausgeübt wurde, war man im Umgang mit Holz geübt. Schindelholz mußte gerade und engwüchsig sein und durfte beim Spalten nicht verlaufen. Das gleiche Holz war auch für die Holzschachteln, die »Gadeln« vonnöten. Das begehrteste Schindelholz lieferte die Lärche, doch da sie schon immer knapper als die Fichte war, griff man häufig auf letztere zurück.

Ein Schindeldach aus Lärche mußte in der Regel alle 8–10 Jahre, eines aus Fichte alle 5–6 Jahre umgedeckt werden. Schadhafte Schindeln wurden entnommen und durch neue ersetzt. Die Lebensdauer der Schindeln war unterschiedlich nach Windzügigkeit oder Windschattigkeit ca. 30–50 Jahre. Schindeln von rauchdurchzogenen Dächern, wie man sie noch auf Almhütten findet, wurden noch älter. Das ausgesonderte Dachholz wurde im Ofen verheizt oder, wenn es sich um längere Brettschindeln handelte, gespalten und zum Ausbessern der Spälter- und Kreuzsteckenäune verwendet. Die Schwersteine zum Beschweren des Schindeldaches wurden ebenso wie die Steine für das Fundament beim Urbarmachen der Felder ausgegraben, aus dem Wildbach oder aus dem Steinbruch geholt.

Das Grundsätzliche und ökologisch Bedeutsamste an der Verwendung von Holz zum Hausbau ist die Fähigkeit des Materials, nachzuwachsen. Bei entsprechender Waldpflege kann aus unerschöpflicher Quelle entnommen werden. Beschränkend tritt lediglich die Zeit auf, denn Holz braucht mehrere Generationen, bis es wieder in ausreichendem Maße nachwächst und erneut aberntbar wird.

Die Entnahme von Baumstämmen bedeutete anfänglich nicht nur Beschaffung von Baumaterial, sondern auch Weitung des Lebensraumes zugunsten der nützenden Rinder, Schafe und Ziegen. Wie MEISTER (1976, S. 53) es ausdrückt, war es »... notwendig, das Hauptpflanzenwachstum aus einer Höhe von 20 bis 30 Metern direkt in Bodennähe zu verlagern, wo es entweder vom Menschen geerntet oder von seinen Haustieren gefressen werden konnte«.

Dort wo der Mensch siedelte und seine Artefaktenwelt (vom Menschen geschaffene Dingwelt) in die Natur einfügte, im Dauersiedlungsbereich zwischen 500 und 1100 m ü. NN, wuchs Nadelholz reichlich und in guter Qualität. In den temporären Siedlungsausläufern, den Almen, die bis 1800 m hochreichten, wurden die Almhütten noch im Bereich der Waldgrenze errichtet, die in diesen Lagen von Zirbelkiefern und Lärchen im lockeren Verband gebildet wurde. Diese Hölzer als Baumaterial verwandt, garantierten eine außerordentlich lange Lebenszeit für das Almgebäude. Was die Natur in Zeiträumen von 300 bis 400 Jahren investiert (Baumalter von Hochlagen-Bäumen), baut sie nicht in Jahrzehnten, sondern wiederum in Jahrhunderten ab; dies fordert die Ökonomie des Stoff- und Energieumsatzes.

Gut gefügte Holzblockhäuser, deren Fugen mit Moos, später mit Papier ausgefüllt wurden, besitzen einen sehr hohen Isolationswert und sind aufgrund ihrer statischen Ladungsneutralität und dem guten Feucht-

aufnahme- und -abgabevermögen von allseits geschätzter Behaglichkeit. Neben der günstigen Zeitwahl des Holzschlagens und der sachgemäßen Verarbeitung des Holzes war ein weiterer wichtiger Grund für die enorme Langlebigkeit dieser Häuser jener der leichten Reparatur. Der alte Sinnspruch: »Das Beil im Haus ersetzt den Zimmermann«, vermag den Sachverhalt, daß mit diesem Werkzeug alle Hausausbesserungen durchgeführt werden konnten, trefflich wiederzugeben.

In der Endverwertung diente altes Holz stets zum Verbrennen, denn Brennholz war rar und unentbehrlich für Haus, Hof und Handwerk. Und in den wenigen Fällen, in denen man Holzhütten verfallen ließ, weil die Alm aufgelassen wurde, war das nicht weiter tragisch: das Holz vermoderte langsam, diente den Insekten als Nahrung und Lebensstätte und schließlich wurden die Reststoffe von Pflanzen überwuchert und gingen als Bodensubstanz in den Nährstoffkreislauf zurück.

Wo der Eigenbesitz an Wald nicht ausreichte, oblag die Versorgung der Bauern mit Bauholz dem Stift. Im »Berchtesgadnerischen Waldbuch« aus dem Jahre 1529 war das »Eingeforstet-sein«, d. h. der Bauholzbezug der bedürftigen Lehen rechtens niedergelegt. So die Untertanen »... seßhaft sind zu guter zimblischer Notdurft als zu Zimern, Dach, Prunnen und Zaunholz aus sylchen Schwarzwäldern, als ihnen zue am negsten gelegen, wohl Holz schlagen und nemmen mögen«. Immerhin standen den 26.874 Tagwerk Stiftswaldung nur 4.987 Tagwerk Privatwald gegenüber (MARTIN 1923, S. 24), so daß diese Großherzigkeit nur recht und billig war.

5.1.1.2 Baumaterial Kalk, Naturstein, Ziegel

Im Zuge der Salinenausweitung und des aufstrebenden Holzgewerbes des 16. und 17. Jahrhunderts nahm der Nutzungsdruck auf die Wälder stark zu, so daß in Berchtesgaden das nachfolgte, was die Bayernherzöge schon etwas früher verfügt hatten, nämlich die Auflage, hinfort bei Hausbauten zumindest das Erdgeschoß aus Steinen zu mauern und zur Verminderung der Brandgefahr die Kuchl einzuwölben und mit einem gemauerten Kamin zu versehen (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 31).

So kam es dazu, daß nur mehr die ältesten Häuser aus dem 16. Jahrhundert Vollblockbauten sind und sich in allen nachfolgenden Bauwerken das behördlich verordnete, aus Feld- oder Bruchsteinen gemauerte Grundgeschoß, vereinzelt auch das volle Steinhaus (im späten 18. Jahrhundert) durchsetzte. Nur auf den Almen hat sich bis heute der altartige, teils waldkantig belassene geschrotete Blockbau erhalten.

Der Übergang zum gemauerten Grundgeschoß brachte keine wesentlichen Maßveränderungen mit sich, da die Maße nach wie vor von den Baumängen des hölzernen Obergeschoßes abhingen; sie hielten sich weitgehend an das Grundmaß von 9 x 13 Meter.

Der vermehrte Mauerbau, bis dahin ausschließlich den Gebäuden mit offiziellem, kirchlich-landesherrlichem Charakter vorbehalten, war an das Vorkommen von Kalkgestein gebunden. Dies stellte jedoch in diesem »steinreichen« Land kein Problem dar; es bedurfte nur mehr des Brennens von Kalkstein zu Brannt-Kalk. HELM (1929, S. 157) berichtet, daß viele Bauern ehemals ihre eigenen Kalköfen je nach Bedarf betrieben hätten. Das Material hierzu wurde den Bach- oder Flußbetten oder Gehängeschuttkörpern entnommen. Eine Kalkgrube mit Sumpfkalk war fester Bestandteil bäuerlicher Vorratshaltung. Kalk gebrannt, gelöscht, lange feucht gelagert, ergab überdies einen strahlend weißen, antibakteriell wirksamen Wandanstrich. Zu-

sammen mit dem Silbergrau der regenverwaschenen Holzverkleidungen und dem Schwarzbraun der regen- geschützten, sonnenverbrannten Balkenlagen pflegte sich so auf dem Hintergrund grüner Wiesen eine Farbkomposition von erlesener Schönheit einzustellen.

Mit dem steingemauerten Grundsockel, dem mörtelgefühten Baustein kam allmählich auch jener Haustein, der dann für die Berchtesgadener Hauslandschaft sehr typisch wurde. Gebrochen wurde der rote »Marbelstein«, der meist ein weiß bis rötlicher Hallstätterkalk ist, am Kälberstein und am Steilabsturz oberhalb des Bahnhofs Berchtesgaden. Wichtige Bauten Berchtesgadens, so die Doppeltürme des Münsters, das Pfarrhaus im Nonntal, die Bergwerksgebäude und der Franziskanerkirchturm sind aus diesem weißrötlichen und verwitterungsbeständigen Kalk erbaut. Als Steinplattenbelag auf Gehsteigen, Hausvorplätzen und Hausfluren sowie als Werkstein für Tür- und Fenstereinrahmungen, Gedenksteine und Mauern ist er ebenso beliebt wie häufig und drückt der Hauslandschaft den unverwechselbaren Stempel liebenswerter Eigenart auf.

Der letzte Fürstpropst Josef Konrad von Schroffenberg hatte 1792 in der Strub im Dachelmoos bereits Lehm und Torf zur Ziegelfabrikation stechen lassen. Er war bestrebt, durch Einführung dieses neuen Baumaterials Holz als Werkstoff zu sparen. Den Bemühungen war kein großer Erfolg beschieden, auch in späterer Zeit nicht, denn der Ziegellehm hatte zu viele Kalkbeimengungen, die ihn zu brüchig für Dachziegel und allgemein wettbewerbsunfähig machten. 1906 wurde die Ziegelproduktion ganz eingestellt (vgl. HELM 1929, S. 405). So kam es, daß der Ziegel als Baustein, Dachplatte oder Bodenplatte bei der Entwicklung der Hauslandschaft kaum eine Rolle spielte. Holz und Kalkstein überwogen, wie kaum in einer anderen Landschaft und hielten sich infolge der Abgeschlossenheit des Gebietes länger als andernorts. Fotos aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zeigen die überwiegende Mehrheit der Bauern- und Handwerkerhäuser noch mit Holzschindeln und Schwersteinen belegt. Erst der beginnende Wohlstand in den 50-iger Jahren ließ sie mehr und mehr verschwinden und heute kann man die restlichen Beispiele der einst landschaftsbestimmenden Dächer an den zehn Fingern abzählen. Allerdings, das muß zugegeben werden, in anderen Gebirgstälern, so dem Inntal, findet man sie überhaupt nicht mehr.

5.1.1.3 Baumaterialverwendung und -veredlung

In seiner bisherigen Entwicklung war der Mensch überwiegend durch das Gesetz der Knappheit an wichtigen Baumaterialien gebunden. Holz, Stein und Kalk waren nur innerhalb fester Verwendungsregeln wertvoll für den Bau eines Gebäudes. Die materielle Einfalt wurde durch eine außerordentlich reich gegliederte Be- und Verarbeitungsvielfalt überhöht.

Im Berchtesgadener Haus gab es nichts, was nicht aus Holz und Stein der nächsten Umgebung gefertigt werden konnte. Dies führte nicht etwa zu einer Bauerelendung, sondern vielmehr zu einer hohen Veredelung der jeweiligen Materialien. Während es an Baustoffen nicht viel Auswahlmöglichkeiten und keinen Überfluß gab, wurden die Verarbeitungstechniken einer harten Selektion unterworfen. Allgemein ausgeübte Holzbearbeitungstradition wurde das, was sich als besonders zweckmäßig, materialsparend und langlebig erwies. So gesehen war die Herausprofilierung von hauslandschaftlicher Eigenart zum Teil das Ergebnis eines langen Ausleseverfahrens mit dem Ziel eines »bescheidenen Besserlebens«.

Welche Rolle spielte nun der schönheitliche Aspekt?

Selbst begrenzte Materialverfügbarkeit und extreme Landschaftsbeschaffenheit ließ Gestaltungsspielraum, der sich über das rein Zweckhafte, Ökonomische und Determinierte hinaus hob. Die klimatisch bedingte Notwendigkeit von weiten Vordächern (gegen Schlagregen) wurde in Berchtesgaden beispielsweise dazu benutzt, an den Pfettenköpfen durch Schnitzwerk und Malerei eine besondere Hauszier anzubringen. Zusammen mit dem »Houdi-Bock« (Houdi=hohe Diele), einem katzenkopfförmigen Schnitzwerk, das in das Giebfeld hineinragt, bilden sie Träger von Dämonen und Zauberbannfiguren, wie man sie ähnlich als Wasserspeier und Kapitellschmuck an romanischen und gotischen Kirchen wiederfindet. Da die Berchtesgadener Gebäude keine Ständer- oder Säulenbauten, sondern Legbalkengebilde sind, fällt die Aufgabe, das Tragegerüst krönend abzuschließen, der Pfette zu. GEBHARD (1975), der langjährige Leiter des Landesamtes für Denkmalspflege, deutet in seinem Buch »Der Bauernhof in Bayern« (Abb. 199–200) ebenfalls auf diese besonders eigenartige Ausbildung der Firstbäume (Firstpfetten) des Berchtesgadener Landes hin, die allenthalben Träger der Baujahreszahl, der Besitzerinitialen und der Segenszeichen sind.

Die typischen Berchtesgadener Haustüren mit der farblich abgesetzten Stern-Aufdoppelung als Abwehrzauber, können als weiteres Zeichen dafür gelten, wie Landschaft, Glaube und Aberglaube, Schönheitssinn und Schmuckfreude eigenartsbildend zusammenwirken können.

Die zerstreute Lage der Lehen und das starke Ausgesetztsein in der Natur hat scheinbar das Schutzbedürfnis stark erhöht. Das in Berchtesgaden so ausgeprägte Neujahrsschießen und Palmboschenstecken aufs Feld und unter den Dachfirst ist zusammen mit anderem Brauchtum Ausdruck eines »verbundenen Daseins«, das mit Segens- und Schreckenszeichen die Wohlfahrt von Haus und Hof erwirken soll. Der bekannte Berchtesgadener Volkskundler KRISS (o. J., S. 9) drückt diese gestaltwerdende Durchdringung von Mensch und Natur sehr treffend mit folgenden Worten aus: »Allenthalben bestimmt somit die Landschaft die Lebensform, wobei hier vielleicht noch von einer anderen, viel intimeren als der allgemein sichtbaren Beziehung gesprochen werden kann, nämlich von der Rückwirkung von der wilden und zerrissenen »romantischen« Gebirgslandschaft auf den künstlerischen Gestaltungstrieb ihrer Bewohner«.

Dies gilt heute nur mehr mit großer Einschränkung, denn die aktuellen Einflußgrößen der Massenmedien und der Touristenmassen sind erfolgreich dabei, die Primärwelt zu verdrängen und zur Kulisse zu degradieren. Dies wird besonders an einer baulichen Veränderung deutlich, die sehr konkret mit dem Sehen zu tun hat, nämlich bei der Entwicklung des Fensters. Das ursprüngliche Fenster war lediglich ein viereckiges Loch in der Holzwand, das entweder gar nicht oder mit einem Brett oder Schieberahmen mit Tierhautbespannung verschlossen wurde. Später konnten sich wohlhabendere Bauern Fenster mit Butzenscheiben leisten. Die Größe überschritt beim Holzbau jedoch nie 56 x 73 cm und beim gemauerten Bau 60 x 80 cm (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 70). »Nach der schönen Aussicht wendet sich die Stube nie. Ihre Fenster gehen auf den Hof, den Obstgarten oder die Straße« schreibt DÖLLGAST (1938, S. 111) in einem bemerkenswerten Aufsatz über Bauernstuben und umreißt dabei deutlich die Zielrichtung der Stube. Sie war auf das Wesentliche gerichtet, mehr introvertiert als extrovertiert, sie »barg« mehr als daß sie »aussetzte«. Große Fenster waren aus bau- wie klimatechnischen Gründen und nicht zuletzt der hohen Kosten und geringen Repara-

turfreundlichkeit wegen im traditionellen Haus nicht zu finden. Dies änderte sich mit dem Einbruch der vollen Industrialisierungsfolgen ab Mitte der 50-iger Jahre.

Eine unheilvolle Vorbildrolle schien wie in so vielen anderen Dingen das während der Zeit des Nationalsozialismus wichtigste Haus am Platz zu spielen: der »Berghof« Adolf Hitlers. Dieser Bau besaß auf seiner Frontseite ein riesiges, die volle Vorderseite einnehmendes, versenkbares Fenster, das sich auf Bildern wie ein Monster-Einauge ausnimmt (vgl. GEISS 1975, S. 73). Heute ist dieser Fenstertyp in vielen der neuzeitlichen Landsitze und Alpenbungalows wiederzufinden. Je mehr die baulichen Gebilde der materiellen und handwerklichen Stimmigkeit und Einbindung in den Landschaftsraum entbehren, desto gieriger versuchen diese neu hinzugekommenen baulichen Fehlleistungen durch Lage und »Schaufenster« die restliche Schönheit, die als kulturlandschaftliches Erbe einer kultivierteren Zeit überkommen ist, visuell auszubuten.

5.1.1.4 Das »Kleid« des Hauses

Das Kleid des Hauses, seine wetterseitige Ummantelung hat sich über Jahrhunderte in steter Gleichförmigkeit des Materials und seiner Verwendungsweise gehalten. Die ältesten Gebäude waren, gleich dem Beispiel noch existierender Feldstadel, aus baumwäldig belassenen Baumstämmen grob gefügt. Beim Stadel wie beim Stall und beim Almkaser hielt sich diese Bauweise, die Verwitterung und Fäulnis am besten widerstehen konnte, am längsten. Brettvermantelung ist relativ jungen Datums, denn Bretter für die Wetterverkleidung von Hand zu schneiden, war selbst den Altvorderen zu viel. Mit der Einführung der Gattersäge im vorigen Jahrhundert war die Zeit der massenhaften Brettverwendung gekommen. Zur Vermantelung eigneten sich ungesäumte Schwartlinge mit langem Jahresringdurchzug am besten. Zur Befestigung dienten Holznägel. Die Bretter wurden stehend überlappt. Eine derartige Holzverkleidung hielt gut und gern ein Menschenleben lang. Lärchenholz war verwitterungsbeständiger als Tanne oder Fichte. Ausgewechselte Vermantelungen dienten als Zaunholz oder wurden zu Brennholz verarbeitet. Bisweilen wurden die Wetterseiten auch mit Scharschindeln, später mit Biberschwanzziegeln verkleidet. Die sog. Wetterbäume, häufig Eschen, Ahorn oder Ulmen, hatten die nicht unbedeutende Aufgabe, die Witterungsextreme von Regen, Sonne, Wind in ihrer Wirkung abzumildern und so zur Verlängerung des Lebensalters der Gebäude beizutragen. Nicht selten fügte sich noch eine weitere organische Schutzwand dazwischen: Brenn- und Werkholzstöße und Reisigbündel hielten den Schlagregen vom ausgesetzten und fäulnisgefährdeten Unterteil der Hofbauten ab und waren manchmal sogar bis zum Dachfirst hochgezogen. Gut geführte Höfe hatten meist einen Brennholzvorrat für mehrere Jahre. Brennholzstöße waren überdies ein guter Wärmeschutz für Stall und Wohnhaus und zudem ein verhaltener Gebäudeschmuck. Umfangreiche und schön geschichtete Holzstöße waren das äußere Zeichen guten Wirtschaftens. Das galt sowohl für den Bauern, wie für den Häusler oder Gütlar.

Nicht selten kam im Berchtesgadener Land noch der direkte, lebendige Gebäudeschutz in Gestalt eines Spalierobstbaumes hinzu. Und wiederum handelt es sich um eine beinahe ideale Vermengung und Austauschbarkeit von Zweck, Mittel und Form. Ein Spalierobstgehölz, in der kleinklimatischen Gunst der Hauswand gelegen, bot nach außen dekorative

Schönheit und aberntbaren Ertrag und nach innen der Hauswand vorsichtigen Schutz.

5.1.1.5 Alte und neue Baumaterialien im Vergleich

Die erste Bauernbefreiung, die 1807 in der kurzen österreichischen Regierungsepisode erfolgte, bedeutete nicht nur das Aufbrechen grund- und landesherrlicher Bindungen, sondern war auch Zeichen eines Aufbruches aus einem fast geschlossenen Baumaterialkreislauf. Die bald darauf folgende Salzsoleitung (1817) überwand den Entwicklungsengpaß »Holz«. Die zweite Befreiung aus beengtem Raum und Rohstoffangebot vollzog sich durch den Eisenbahnbau im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Massengüter, wie Ziegel, Eisenträger, Dachplatten, Bleche usw. konnten preiswert ins Land befördert werden. Die letzte große »Befreiung« erfolgte im Anschluß an die Weltkriegskatastrophe von 1945. Die geistig-moralische Haltung vieler Menschen war erschüttert genug, dem »Fortschritt«, der sich in Gestalt einer mächtigen und schillernden Güter- und Baumaterialienflut in das Berchtesgadener Land ergoß, unkritisch die Tür zu öffnen und bauliche Eigenart so radikal wie nie zuvor hinwegschwemmen zu lassen. Wenn man die traditionellen Baumaterialien und deren Beschaffung mit den aktuellen vergleicht, so fällt auf, daß sie heute mit der Landschaft und deren eigener Rohstoff- und Erzeugungsleistung nicht mehr viel gemeinsam haben. Vom Material her überwiegt das Anorganische meist in Gestalt von Beton. Baufundament, Ziegel, Zwischendecken, Dachplatten, sind oftmals aus diesem Baustoff, der kaum 100 Jahre in Gebrauch ist und ein typisches Produkt des Industrialismus darstellt.

Kies für die Betonherstellung ist in Berchtesgaden Mangelware und wird fast ausschließlich den Schotterterrassen des Alpenvorlandes entnommen – muß also eingeführt werden. Die Landschaft von Wals und Freilassing ist durch massive Kiesentnahme und -verarbeitungsbetriebe zu einem landschaftlich gestörten und unschönen industriellen Exploitationsgebiet geworden, das die unverkennbaren Züge einer »Kieskolonie« trägt. Aufgebrochene Rohstoffkreisläufe pflegen auf der gesamten Länge ihres Stofftransfers Disharmonie zu stiften. Verfolgt man den zu Beton organisierten Kies in Berchtesgadens Hauslandschaft, so fällt weiter auf, daß er wesentlichen Anteil an der Strukturlosigkeit von Mauern aller Art, von betonierten Plätzen, von Masten, Balkonen, Pflanzbehältern, Garagen usw. besitzt. Stets dasselbe Grau, stets die gleiche Unfähigkeit zur Wiederverwendung. Der bellende Lärm des Presslufthammers, der ihn zerschlägt – wenn man ihn wieder los werden will – ist das akustische Gegenstück zur Widerwärtigkeit des würgenden Geräusches von Betonmaschinen.

Die besondere Eigenart der Hauslandschaft war nicht durch Holzüberfluß, sondern durch seine Knappheit geprägt. In mehreren Forstordnungen, so jener von 1656 und 1795 wird strikt verboten »... ohne Consensus unserer Camer neue Häuser und Feuerstätt, Khaser und Albleger zu erpauen«; desgleichen bestand die Pflicht, unbrauchbar gewordene Gebäude abzureißen und ein Verbot des Vergrößerns, Umwidmens und des Funktionswandels von bäuerlichen Nebenbauten zu Wohnungen. TRÄNKEL (1947, S. 32) schreibt in diesem Zusammenhang weiter:

»Der Zuzug von landesfremden Leuten durch Heirat oder Ankauf eines landwirtschaftlichen Anwesens unterstand immer der Consensus der Landesobrigkeit. Da die landwirtschaftlich nutzbare Fläche immer zu klein war und das Land kaum ernähren konnte, wachte das Stift scharf darüber, daß der Boden als Ernährungsgrundlage zu dem Verbraucherkreis in gutem Einklang stand, daß also gesunde Wirtschaftsführung gewährleistet war. Darüber hinaus wurde der

Zuzug Fremder verboten, um nicht den ängstlich gepflegten Waldbesitz durch weiteren Holzbedarf zu »beschwären«. Es war daher den Untertanen untersagt, Herbergsleut in ihren Häusern aufzunehmen«.

Man könnte diese Maßregel als typisch feudalistische Unterdrückung der Leibeigenen sehen; wenn man aber weiß, daß Leibeigenschaft auch die Sorgepflicht des Landesherrn über seine Untertanen beinhaltete, dann erkennt man in dieser Strenge die haushälterische Notwendigkeit.

Die heutige Bauweise im Berchtesgadener Land ist bestimmt vom Überfluß an allen erdenklichen Baumaterialien und die meisten Bauten sind bezeichnende Selbstoffenbarung ihrer Erbauer. Die Behauptung »Zement verdirbt den Charakter, aller Überfluß ist Übel, das Tapetenmauerwerk Lüge und Verzicht auf Kultur« (SEIFERT 1962, S. 76) scheint ebensowenig aus der Luft gegriffen, wie die Meinung: »Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele« (ROSEGGER). Indessen sollte nicht unerwähnt bleiben, daß die Ignoranz, mit der man sich über Rahmenbedingungen von Landschaft, Raum und Zeit hinwegsetzt, meist nicht böseartig ist, sondern mehr der Unbedachtsamkeit und Orientierungslosigkeit entspringt. Zur Quelle der Versuchung wurde die Leitbild-Industrie von Funk und Fernsehen, von Wohn- und Bauzeitschriften, die die örtlichen Baustoffhändler und die Handwerker sowie Kunden verunsicherte.

5.1.1.6 Baumaterialien - zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

Der nachwachsende und wieder rückführbare Baustoff Holz war in der historischen Baulandschaft von überragender Bedeutung.

Folge: Das Baugeschehen war eng mit der Wachstumsleistung der Landschaft verbunden. Es konnte nur verbaut werden, was nachwuchs. Rohstoffknappheit wirkte sich an Ort und Stelle aus und führte zu Gegenmaßnahmen z. B. durch kombinierte Forst- und Bauordnungen.

– Die nicht nachwachsenden und nicht regenerierbaren Baustoffe aus Kies, Zement, Ton, Glas, Metall, Erdölderivaten, Asbest usw. bestimmen das derzeitige Baugeschehen.

Folge: Die Dominanz des Anorganischen (vgl. SEDLMAYR 1970, S. 49) führt zu einem teils merklichen Versiegen der Rohstoffquellen. Dies wird nur deshalb nicht bemerkt, weil sie außerhalb des Lebens- und Erlebnisbereiches des einzelnen liegen und wirtschaftlich-politische Propaganda ihr Versiegen verschleiert.

Landschaftsbürtiger Naturstein als Mauerstein, Werkstein oder Brantkalk war beinahe grenzenlos und kostenlos für jedes Bauvorhaben greifbar. Grenzen wurden nur durch den Kalkbrennstoff Holz und durch die Arbeit gesetzt.

Folge: Die kleinflächige und verteilte Entnahme von Natursteinen diente der Entsteinung von Kulturflächen; soweit sie aus Steinbrüchen erfolgte, legte sie geologische Besonderheiten frei, bot Arbeit, förderte handwerkliches Können und bereicherte insgesamt die Landschaft durch die Entstehung von Sonderbiotopen.

– Aufgrund der jahrhundertealten Erfahrung im Umgang mit den Materialien zeichnen sich die altartigen Bauten durch gediegene Verarbeitung aus; sie sind reparaturfreundlich und klimatisch gut angepaßt.

Folge: Die Gebäude erreichen ein hohes Alter. Das Material erweist sich als sehr langlebig und insofern auch wirtschaftlich.

- Die Gebundenheit von Material, Zweck und Verarbeitung ist beinahe einer Beliebigkeit gewichen; die Flut neuen Materials ist kaum zu bewältigen. Angepaßtheit an landschaftliche Bedingungen liegt nicht vor.

Folge: Schlechtere Erfüllung der erwünschten Funktionen, erschwerte bauliche Unterhaltung und mit hoher Wahrscheinlichkeit verkürzte Lebensdauer der Gebäude.

Holz und Naturstein konnten in vorzüglicher Weise teils als Brennstoff oder Werkstoff, teils als neues Baumaterial wieder Verwendung finden.

Folge: Die leichte Weiter- und Wiederverwendung von traditionellen Rohstoffen verhinderte das Entstehen von Abfallproblemen, schränkte den Verbrauch neuer Rohstoffe ein und begünstigte den Aufbau eines mannigfaltigen internen Stoffkreislaufes.

- Holzbauten können leicht demontiert, an andere Orte versetzt und einem neuen Zweck zugeführt werden.

Folge: Vorzügliche Ausnützung des Materials in Raum und Zeit ist möglich. Entgleisungen sachlich-stilistischer Art, wie die Transferierung von geschlagenen Balken und Holzzierat in »Rustikal-Gaststätten«, Hausbars, Bungalows usw. können indes nicht verhindert werden.

Vorwiegender Bezug: Energie

- Baustoffe wurden früher in nächster Nähe der Baustelle gewonnen.

Folge: Die Transportenergie war gering, besonders, wenn bei Hanglagen die Hangabtriebskraft genützt werden konnte.

- Das aktuelle Baustoffangebot hat regionale bis interkontinentale Transportstrecken hinter sich, ehe es zur Verwendung kommt.

Folge: Transport bedeutet Energie und Risiko; je größer der Materialversorgungskreis wächst, desto stärker nimmt der Energieverbrauch zu, desto größer wird die Störanfälligkeit der Versorgung.

- Die Rohstoffgewinnung und -verarbeitung bei Holz und Naturstein erfolgt mit handwerklich, kleintechnischem Energieeinsatz.

Folge: Der absolute Energieaufwand ist gering, der Wirkungsgrad hoch und es besteht weitgehend Unabhängigkeit von fossilen Energiequellen und großtechnischen Versorgungsanlagen.

- Die Gewinnung und Fertigung der aktuellen Baustoffe erfordert industriell-großtechnischen Aufwand.

Folge: Der Energieverbrauch dieser Güter ist unverhältnismäßig hoch; primäre und sekundäre Energie wird fast ausschließlich aus fossilen (begrenzten) Quellen gespeist.

- Holz als Rohstoff und Energieträger stellt organisch gebundene Sonnenenergie dar und wird ohne jegliche Umweltbelastung erzeugt. Im Gegenteil, es fallen Wohlfahrtswirkungen ökologischer Art an.

Folge: Waldvegetation als Holzlieferant kann bei sachgemäßer Bewirtschaftung als quasi unerschöpfliches, sonnengespeistes Energie- und Rohstoffpotential angesehen werden, das im Unterschied zu allen anderen diesbezüglichen Quellen nicht versiegt; vorausgesetzt, daß keine Übernutzung stattfindet (siehe Verkarstung von Plateaugebirgsflächen).

- Holz (und zum Teil auch Stein) läßt sich ohne großen Energieaufwand abbauen und verwerten.

Folge: Lange Lebensdauer und leichte Wiederverwertung sparen Energie; unbrauchbar gewordenes Bauholz dient in der Endverwertung der Erzeugung von Wärme.

Beton, Plastik, Glas, Asbestbetonplatten, Armierungseisen usw. können nur unter erheblichem

Energieaufwand abgebaut werden. Die Wiederverwertung dieser Stoffe ist unmöglich oder erschwert.
Folge: Die Energie, die zum Abbruch nötig ist, verhält sich adäquat zu der beim Aufbau eingesetzten.

Vorwiegend Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

- Das knappe Güterangebot in Menge und Art sowie die stets gleiche Beschaffenheit der landschaftsgebundenen Baustoffe ist kennzeichnend für die traditionellen, eigenartsschaffenden Bauperioden Berchtesgadens.

Folge: Die Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln und die Notwendigkeit besserer Materialkenntnis und Informationsanwendung führte zu Ordnungsaufbau in Form von außerordentlich gediegener handwerklicher Arbeitsverfeinerung.

- Die sog. modernen Baustoffe sind in der Verfügbarkeit und Beschaffenheit wenig gebunden. Rohstoff- und Energiegrenzen werden durch das »Anzapfen« neuer, entfernt liegender Quellen zunächst ignoriert. Die Flut neuer Materialien kann durch Normierung nur notdürftig geordnet werden.

Folge: Es besteht weder die Notwendigkeit noch die Zeit zur echten Materialerfahrung und Entwicklung reifer Techniken in der Anpassung an den besonderen Charakter einer Landschaft. Eine Flut von Neuerungen verdeckt immer wieder die beginnende Selektion.

- Die Entnahme von Bauholz und Naturstein erfolgte kleinräumig verteilt, im Sinne der Ernte reifer Produkte (»schlagbares« Holz ist reifes Holz).

Folge: Die Materialernte erfolgte nicht als gewaltsamer Eingriff in die Natur. Das Nutzungsprinzip der Nachhaltigkeit als ethologische Leistung wurde dadurch begünstigt, daß Lebensraum und Wirtschaftsraum meist identisch waren und dem einzelnen Nutzer ein Überblick über die »Vorratskammer der Natur« möglich war.

Die gegenwärtig beherrschende Baustoffentnahme erfolgt meist großräumig und konzentriert (z. B. Kies).

Folge: Wo früher kleinräumig durch Erosion nachgeschafftes Flußgeschiebe entnommen wurde, ist heute die Landschaft aufgerissen durch riesige Kieskrater. Die Struktur und das Bild der Landschaft leiden Schaden, die Vielfalt der Oberflächenformen ist durch Abbau und Materialentnahme gefährdet. Eigenart und landschaftliche Stabilität schwinden, zumal die Kiesgruben meist als willkommene Mülldeponien oder wilde Abfallgruben benutzt werden.

- Das Selbstregulationsvermögen des Berchtesgadener Landes in Bezug auf Baustoffe, das immerhin eine 800-jährige katastrophenfremde Bauentwicklung von beachtlicher Qualität und Reife ermöglichte, ist weitgehend von einer Fremdsteuerung verdrängt worden.

Folge: Während früher das Gesellschaft-Umweltsystem in der Lage war, seinen Haushalt ohne entscheidende Zugaben oder Wegnahmen von außen selbst zu regeln, schreitet heute der Ersatz eigenartiger Baustoffe durch fremdartige zügig voran. Im gleichen Maße nimmt seine Störanfälligkeit und Abhängigkeit zu.

5.1.1.7 Baumaterialien - Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel: stärkere Verwendung regenerierbarer, reich vorhandener einheimischer Baumaterialien.

Teilziele und Maßnahmen:

- Erhaltung und Sanierung bestehender Bausubstanz, vordringlich der altartigen und denkmalgeschützten:

Der Abbruch von eigenartigen Bauten ist nicht nur ein Kultur- und Attraktionsverlust, sondern auch eine Materialvergeudung. Sanierung ist mit angepaßter, mittlerer Technologie möglich, fördert das bodenständige Handwerk und hilft Energie und Rohstoffe sparen.

- Wiederverwertung von Baumaterial, das durch Umbau oder unvermeidbaren Abbruch anfällt:

Sie sollte möglichst an Ort und Stelle erfolgen, um umfangreiche Transporte zu vermeiden. Das Einschalten einer Sammelstelle (Tausch, Verkauf, Kauf) auf Gebietsebene wäre dem Wiederverwertungsstreben förderlich.

- Stärkere Verwendung von Holz bei Neubauten: Holz ist der Reichtum des Landes, wächst nach, hält lange, isoliert gut, ist gesund, leicht demontierbar und knüpft an bewährte eigenartige Bautradition an.

- Ersatz des Betons soweit zweckmäßig durch Ziegel und andere Formsteine:

Beton läßt sich nur schlecht wiederverwerten, ist baubiologisch ungesund, benötigt zu Herstellung und Abbruch viel Energie und Großtechnik.

Ersatz von Asbestbeton, Plastik und diversen Kunststoffen als Dach- und Fassadenmaterial:

Diese Materialien verfremden in besonderem Maße die Hauslandschaft und haben sich meist unzureichend bewährt.

- Förderung von Ziegel- und Schindeldächern und -Fassaden:

Die Holzschindel ist in ihrer vielfältigen Verwendungsmöglichkeit ein wesentliches und optisch sehr wirksames Bindeglied zur Landschaft.

- Sicherung alter Verfahrens- und Arbeitstechniken mit Holz, Stein, Kalk, Ziegel und deren Weiterentwicklung nach aktuellem Wissensstand:

Eigene Beratungsdienste (vgl. TOMASEK 1976, S. 311), Betriebe, Schulen, Kammern, Institute, sollten sich der Förderung des autochtonen Baumaterials annehmen. Sie würden damit nicht nur der Eigenart und Stabilität der Hauslandschaft einen Dienst erweisen, sondern auch dem Handwerk als solchem.

5.1.2 Bauformen - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

»Ist doch unser Bauernhaus ein völkisches Denkmal allerersten Ranges, in dem Blut und Boden ihre Gestaltungskräfte sichtbar werden ließen, und in dem ganz besonders viel Arteigenes unseres Volkes erhalten geblieben ist«. So tönte ein anonymer Verfasser 1938 in der Einleitung eines Artikels über Bauernhausforschung in der renommierten Monatszeitschrift »Das Bayernland«. Mit derart pathetischen Hymnen leistet man einer guten Sache einen schlechten Dienst. Dergestalt bereitet man den Boden für Maßlosigkeit und Zerstörung vor, da derartige Überschätzung zwangsläufig die Unterschätzung zur dialektischen Folge hat.

Und so kam es denn auch in den letzten Jahrzehnten zu Bauformen und Baugeschehen, die unter anderem aus der Ablehnung einer zur »Blut-und-Boden-Ideologie« pervertierten Baugesinnung zu verstehen ist. Wenn man heute wieder beginnt, sich stärker mit den Werten der Eigenart zu befassen, so ist dies eine höchst überfällige Reaktion auf eine nicht weniger verdächtige »Anti-Blut-und-Boden-Welle« und deren falsche Sachlichkeit. Um aus dem Teufelskreis von wechselweiser Unter- und Übertreibung herauszukommen, muß die Eigenart des Bauens weitgehend ideologiefrei betrachtet und realisiert werden. Nicht »baulich-völkische Rassedenkmal« gilt es zu untersuchen und zu beleben, sondern unverzichtbare Eigenart einer Landschaft zu ermitteln. Letztere

definiert als (siehe auch Abs. 1.2) sichtbares Maß der bildmäßigen und funktionalen Übereinstimmung der menschlichen Nutzung eines Landschaftsraumes mit dessen ökologischer Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit.

5.1.2.1 Zwie- oder Paarhof

»In Bayern trifft man nur noch im Berchtesgadener Land - halb und halb mit Einbauten gemischt - die alte deutsche Form des Paarhofes« (HOFERER 1938, S. 103). Es kann eine Verbindung mit den Höfen des benachbarten salzburgischen Pinzgaues festgestellt werden, was auf siedlungsgeschichtliche Ursachen zurückgehen dürfte (vgl. GEBHARD 1975, S. 54 und Abs. 3.1).

Bereits 1860 hatte STEUB (S. 383) die Besonderheit der Berchtesgadener Höfe gerühmt, indem er schrieb: »Unter Ahornlaub und Apfelbäumen zeigt sich auch mancher niedliche Hof, nicht von der breiten Gattung der Miesbacher oder Chiemseer Höfe, aber von jener frugaleren, in welcher Anmuth und Edelsinn wohnen«. Der Paarhof oder Zwiehof besteht, wie der Name sagt, aus einem Paar von zwei Haupthäusern, dem Feuerhaus (Wohnhaus) und dem Stadel (Stallgebäude, Futterhaus). Zu diesen beiden Haupthäusern gesellen sich die bäuerlichen Nebengebäude, wie Getreide- und Feldkasten, Brechlbad (Schwitzbadestube und Flachsröste), der Backofen, das Bienenhaus und die Hausmühle - in der Art der alten Haufenhöfe. Höfe dieser Art konnten sich hier in der Zeit des zweiten Landausbaues (12. Jh), in dessen Phase die Besiedlung des Berchtesgadener Landes hauptsächlich fiel, durchsetzen - möglicherweise beeinflusst von Siedlern aus dem Pinzgau, die über den Hirschbichlpaß ins Land kamen.

Der Paarhof, der für Berchtesgadens Landschaft so typisch wurde, verfügt über eine Reihe von Besonderheiten, die ihn für die Landwirtschaft dieses Gebietes als besonders geeignet erscheinen lassen und ihn als ausnehmend eng mit dem Klima, der Gestalt der Erdoberfläche, dem Boden und der Vegetationsdecke verbunden, ausweisen.

Zunächst ist der Paarhof ein typischer Vertreter des alpinen Blockhauses, dessen Baumaße und Konstruktion entscheidend von den brauchbaren Wuchslängen des aus den Gebirgswäldern stammenden Nadelholzes abhing. BERGMANN (1925, S. 22) beschreibt diesen Zusammenhang wie folgt:

»Er (der Blockbau) verlangt Stämme möglichst gleichen Querschnittes, wodurch den verwendbaren Stammlängen von vornherein enge Grenzen gezogen werden. Für die behauenen, dicht verlegten Blockwände der Wohnhäuser, bei denen das Zopfende der Stämme den geringstmöglichen Durchmesser haben darf, ergeben die Hochwälder der Alpen im allgemeinen verwertbare Stammlängen von 9-13 m. Um diese verfügbaren Längen und den festen Verband gut auszunützen, werden sie womöglich immer verwendet und daher ergibt sich, daß die beiden sich schneidenden Seiten der Hausgrundfläche zueinander meist innerhalb der Proportion 3:4 (4:5) liegen«.

Die Blockwandstärken (ohne Waldkante) von Gebäuden betragen zwischen 14 und 18 cm, bei Almhütten mit zweiseitiger Baumwälgigkeit ca. 20 cm.

Eine weitere landschaftsbedingte Begünstigung für die Ausbildung und außerordentlich lange Beibehaltung des Zwiehofes ist durch die überwiegende Hängigkeit des Berchtesgadener Siedlungslandes gegeben. Kein anderes bayerisches Alpental ist mit seiner landwirtschaftlichen Dauerbesiedlung derart massiv ins Talgewände und in die stark reliefbewegte Mittelgebirgslage vorgedrungen. Man kann deshalb sagen, daß der Normalstandort des Berchtesgadener Bauernhauses mittel bis stark geneigt ist. Ein kurzer Zwiehofbau kann sich besser dieser Geländesituation anpassen, als ein wesentlich längerer Einfirsthof; vor

allem ermöglicht er eine Gebäudestellung »gegen den Hang« (Giebelseite zum Tal gewandt), was in Anbetracht der starken Regen- und Schneeniederschläge gegenüber einer Stellung »mit dem Hang« von beträchtlichem Vorteil ist. Für Holzbauten ist es besonders wichtig, daß der gegen den Hang gestellte Bau wesentlich problemloser entwässert. In aller Regel wurde der Holzbau auf einen Steinsockel gestellt. An steilen Hängen ragt dieser Sockel, der ursprünglich als Trockenmauer, später als Kalksteinmauerwerk ausgeführt wurde, sehr bestimmend aus der Erde, bietet sich beim Wohnhaus als Naturkeller an und beim Stadelgebäude als temperierter Stall. Die schiefe Standfläche, auf der das jeweilige Gebäude errichtet wurde, pflegte man dabei kaum zu verändern. Man machte vielmehr aus der Not eine Tugend, indem man hangseits eine mehr oder weniger ebenerdige Einfahrt in den oberen Stock des Stadels legte und somit die Heubergung und -fütterung sehr erleichterte. Zugleich wurde der Stall durch den darüber liegenden Heustock gut isoliert.

Die schon sehr früh feststellbare Zweigädigkeit der Gebäude kann allgemein als Folge der Geländehängigkeit gedeutet werden. Im Zuge der Bauentwicklung war man gezwungen, in der Raumdifferenzierung in die Höhe auszuweichen; die Blockwand war tragfähig genug, dies zu ermöglichen. Auf der Alm war dazu keine Notwendigkeit gegeben, so hielt sich hier die ältere Form der Einstöckigkeit. Die Zweistöckigkeit wirkte sich jedoch angesichts des gleichbleibend kleinen Grundrisses keineswegs unproportional aus. Zum einen unterbrach auf der talseitigen »Schauseite« der meist weiß gekalkte Mauersockel die Giebelfront in harmonischem Maßverhältnis, zum anderen verkürzte der weite Dachüberstand, der zusammen mit der Geländehängigkeit für die Trockenheit des Hausstandortes sorgen mußte, die Seitenfront optisch. Vielfach kam mit der Zweistöckigkeit der Umlauf oder Balkon hinzu. Die Baukonstruktion aus Legebalken kam dieser Neuerung sehr entgegen. Man brauchte nur einige Balken auszukragen lassen und konnte so eine landschaftstypische Gebäudezier – zugleich einen halboffenen Trockenraum und einen zusätzlichen Schutz gegen den Schlagregen anfügen. Infolge der eleganten Bodenverhaftetheit, die mehr einem Anschmiegen als einem Besitzergreifen gleicht, gelingt den meisten altartigen Bauwerken eine erstaunliche Einfügung in das Landschaftsbild und -gefüge. Gebäude dieser Art werden nicht als Fremdkörper empfunden, sondern als der Landschaft erwachsende, kulturelle Überformungen, die die Natur zur Heimat, zum Biotop des Menschen machen. »Auf den einfachen und bescheidenen Grundlagen bäuerlicher Kultur und Zivilisation wird ein klares Bild der Zusammenhänge zwischen Erde und Mensch geboten, welches in der Gestalt der Flur und des Hauses einen durch die Bauernkunst oft veredelten Ausdruck gewinnt« (BERGMANN 1925, S. 18). – Idealtypisch prägen diese Höfe die Vorstellung einer »Kalenderbildlandschaft« von Bodenständigkeit, von »verortet« und »behaust« sein. SEDLMAYR (1975, S. 606) bescheinigt denn auch: »Es ist zweifellos dieser Typus des kulturellen Vermächtnisses, welcher von der heutigen Expansion am ernstlichsten bedroht ist. Doch bildet gerade er einen der wertvollsten Züge unseres kulturellen Erbes an unbeweglichem Besitz (cultural heritage of immobile property) Dieses Berchtesgadener Land hat sich erstaunlich beständig gegenüber den Entstellungen durch lebloses Bauen erwiesen.«

5.1.2.2 Einfirsthof, Gütl und Häusl

Im Vergleich zum Paar- oder Zwiwhof als dem eigenartsprägenden Gebäudetyp, tritt der Einfirsthof stärker in den Hintergrund. Er hatte sich in den Tallagen im Zuge der Bauentwicklung meist durch Hintereinanderfügen des Feuerhauses und Futterhauses aus dem Zwiwhof ergeben. Er kommt in ähnlicher Form in mehreren deutschen Hauslandschaften vor.

Aufgrund der relativ kleinen Betriebsgrößen hielten sich seine Dimensionen auch nach dem Übergang zu verbreiteterem Steinbau, für den die alten Baumaße nicht mehr zwingend waren, in Grenzen. Er erreichte nie Format und Bekanntheit eines Einfirsthofes, beispielsweise der Miesbacher Gegend, wo sich neben der Wirtschaftsgröße und dem Reichtum einer produktiveren Landschaft unverhohlenen Selbstbewußtsein und bäuerliche Besitzerfreude in einem Ausmaß äußert, wie es im Berchtesgadischen mangels solch strotzender Wohlhabenheit nicht möglich gewesen ist.

Neben den Zwiwhöfen und Einfirsthöfen, die zwar die Hauptmasse der Berchtesgadener Hauslandschaft ausmachen, spielen noch die »Gütl« eine gewisse Rolle. Es handelte sich dabei um landwirtschaftliche Kleinhofstellen, die meist aus mehrfacher Lehensteilung hervorgegangen waren und von Handwerkerbauern bewohnt wurden. TRÄNKEL (1947, S. 54) vermutet, daß sie es sind, die Ausgangspunkt für die Neuplanung vieler zeitgenössischer Einfamilienhäuser wurden.

Schließlich sind noch die sog. »Häusl« zu erwähnen, in denen Bergleute und Heimhandwerker Unterkunft fanden und ihre Kleintiere hielten. Sie gehen auf einen fürstlichen Erlaß des beginnenden 19. Jahrhunderts zurück, der angesichts des prekären Holz mangels keine größeren Ausmaße als 3–4,5 m Breite und 6–8 m Länge gestattete (ebenda S. 54).

Gütl und Häusl gibt es zwar in jeder Hauslandschaft, eine derartige Häufigkeit ist jedoch am bayerischen Alpenrand nur dem Berchtesgadener Land eigen.

5.1.2.3 Bürgerhaus

Neben den bäuerlichen Gebäuden, die in typischer Streusiedlung das große Landschafts-Ensemble von Mittelgebirge und Tal überziehen und das Gepräge des Kultivierten verleihen, tritt in Berchtesgaden und Schellenberg der Typ des Bürgerhauses in Erscheinung. In der hauslandschaftlichen Eigenartsbildung nimmt er einen relativ hohen Rang ein. Nach außen wird dies an den Postkartenmotiven und in der Beliebtheit dieser Häuser als Foto-Objekt sichtbar. Der Besucher oder Feriengast findet in diesen Märkten eine funktionale und schönheitliche Entsprechung zur umgebenden Landschaft, ein Konzentrat dessen, was der bescheidene Reichtum dieses Ländchens ermöglichte.

Das Haus des Marktes fügt sich zu langen straßenbegleitenden Häuserzeilen, mit frontaler Stellung und ist im Gegensatz zu dem des Landes von jeher aus Stein gebaut worden. Schon vom ersten Propst Eberwein wird berichtet, daß er Steinmetze berufen habe, die mit dem Bau von Kirche und Kloster bauliche Beispiele setzten.

Für die Ausbildung eines Patriziats oder Bürgertums im eigentlichen Sinn war das Berchtesgadener Land zu klein. Landwirtschaftliche Überschüsse gab es kaum. Salzgewinnung und -vertrieb war Staatsmonopol. Das Chorherrenstift mit Propst, Kapitularen, höheren Beamten und die konzessionierten Holzwarenverleger spielten hier in etwa die Rolle, die andernorts das Patriziat innehatte. Salinenleute, Gastwirte, Händler,

Handwerker und Stiftsbedienstete bildeten die Mehrzahl der Marktbewohner. Der Haustyp des Marktes ist vielfältig und doch von einem großen einheitlichen Formprinzip geprägt. An erster Stelle ist hier die Dachlandschaft zu nennen, die in der Dachneigung und -bedeckung an die Legschindeldächer des bäuerlichen Umlandes anschloß. Sogar die großen giebelseitigen Überdächer, wie sie auch für den Paarhof gelten, finden sich im Markt wieder. Offenbar zwang das gleiche Klima und das gleiche Material zu gleichen Dachformen und die beengte Lage auf schmalen Terrassen zu dichtgedrängten Häusern, sowohl in Berchtesgaden wie in Schellenberg.

Im Unterschied zu den benachbarten Salzachstädten wie Laufen, Salzburg, Hallein unterblieb in den Märkten Berchtesgaden und Schellenberg der Umbau der urtümlichen Legschindeldachlandschaft. Die großen flachen Dächer wurden nicht durch die kleingliedrigen, meist blechgedeckten Grabendächer mit den typischen hochgezogenen Brandwänden ersetzt. Lediglich die Dacheindeckung wechselte und ist fast ganzheitlich von steinbeschwerten Legschindeln auf grügestrichene Blechbahnen umgestellt worden. Leider schoben sich auch helle Wellasbest-Dächer dazwischen.

Warum die Dachlandschaft der Berchtesgadener Märkte sich im Prinzip in ihrer ursprünglichen Grundform erhalten hat, mag von der Ursache rühren, daß sie nie von Großbränden heimgesucht worden sind (im Unterschied zum nahen Reichenhall) und folglich keine Notwendigkeit und Möglichkeit zur Änderung der höchst brandgefährdeten, sich eng berührenden Schindeldächer gegeben war. Ähnliche Dachlandschaften konnten sich aufgrund ähnlicher Bedingungen lediglich noch in Mittenwald, Bad Tölz schwerpunktmäßig halten.

Als lokale Eigenart kommt in den Märkten Berchtesgaden und Schellenberg das an das Salzburger Land erinnernde mittelsteile Schopfwalmdach hinzu; ebenfalls mit weitem Dachüberstand gleich den Flachdächern, aber statt mit Legschindeln mit Scharschindeln bedeckt.

Am Schloßplatz Berchtesgadens sind einige Häuser sogar mit südländisch anmutenden Arkadenjochen versehen, wie man sie nördlich der Alpen altstadtprägend nur in den Innstädten Rosenheim, Wasserburg vorfindet. Hier mag die weitreichende Handelsbeziehung der Holzwarenverleger zu italienischen Handelsstädten einflußvermittelnd gewirkt haben. Daß die Gebäude der Märkte nicht aus Holz, sondern aus kalkmörtelgebundenen Natursteinen, teils sogar aus Hausteinen gefügt wurden, hat verschiedene Gründe. Holzbauten in niederschlagsreichen Gegenden sind nur dann langlebig und haltbar, wenn sie »luftumspült«, d. h. solitär und nicht im Verbund stehen. Außerdem dürfte die größere Feuergefahr in der engen Marktlage den Steinbau erzwungen haben. Zu guter Letzt machte es »... die zunehmende Wohlhabenheit einer stetig wachsenden Zahl von Bewohnern möglich, ein größeres Kapital in dem kostspieligeren, aber dauerhafteren Steinbau festzulegen« (BERGMANN 1925, S. 23). Hinzu kam, daß der Holzbau zumeist als »bäuerlich-primitiv« galt, während der Steinbau als »nobel-fortschrittlich« angesehen wurde. Dies ist bis heute der Grund für den noch immer nicht zum Stillstand gekommenen allgemeinen Verdrängungsprozeß der Holzbauten.

5.1.2.4 Sakralbauten

Als weitere eigenartige Gebäudegruppe, die Berchtesgadens Hauslandschaft hervorragend prägt, tritt diejenige der Sakralbauten in Erscheinung. Nirgendwo

sonst war in Bayern über 800 Jahre hinweg eine voll inneralpine Gebirgsgegend der Ort eines bedeutenden geistlich-weltlichen Regierungssitzes. Die sich daraus ergebende Möglichkeit und Pflicht des Bauens zu Gottes und der eigenen Ehre führte zu großartigen baulichen Einzelschöpfungen. Eine wichtige Rolle spielte dabei die glückliche Fügung, daß im Haselgebirge reiche Salzvorkommen lagen und stete Ausbeutung ermöglichten. Man darf getrost sagen: Ohne Salz keine Macht – vor allem keine herrschaftliche Geistlichkeit!

Salz war über lange Zeit hinweg eines der wichtigsten internationalen Handelsprodukte. Es brachte Geld ins Land und erlaubte Anschluß an übergeordnete Wirtschaftssysteme. Der enge auf Selbstversorgung bedachte bäuerliche Lebensraum bekam durch den Salzhandel Entwicklungsmöglichkeiten, die für einen kleinen Teil seiner Gesellschaft das Sprengen der von der Natur gesetzten Grenzen der Tragkraft des eigenen Raumes ermöglichte (vgl. SCHLEDORN 1976, S. 33).

Information kam ins Land und als Teil des Rückflusses des aus dem Salzhandel erzielten Ertrags konnte sich eine fürstpropstliche Baukultur entwickeln, die vortrefflich die baulich-kulturlandschaftliche Eigenart des Berchtesgadener Landes krönte. St. Bartholomä, dieses weltberühmte Kleinod, dessen zierlicher Kuppelbau vor der schroffen Wildheit des Watzmanns das Menschliche vermittelnd ins Spiel bringt, steht ebenso beispielhaft wie die Barockkirchen von Maria-Gern, Ettenberg, Kunterweg, für die Kunst der baulichen Blüte selbst an entlegensten Orten. Wohl gibt es in anderen bayerischen Gebirgstälern ebenfalls Sakralbauten, doch in keinem spielt die barock höfische Eleganz, das Miniaturhafte, eine derart bedeutende Rolle. Andere Gegenden brachten wuchtigere, gröbere Bauten hervor, wie etwa die Klöster Ettal oder Tegernsee. Sie hatten auch ungleich mehr Wirtschaftskraft.

Selbst bescheidene Gesellschafts-Umweltsysteme wie das Berchtesgadener Land erwirtschaften gewisse Überschüsse. Die Stabilität eines territorial eng begrenzten Systems, dessen Rohstoff- und Energiequellen nicht beliebig durch Ein- und Ausfuhr variiert werden konnten, mußte deshalb so gesichert werden, daß Überschüsse nicht reproduktiv, wachstumssteigernd, sondern luxurierend verwandt wurden. BATAILLE (1975, S. 56) spricht in diesem Zusammenhang geradezu von einer Verpflichtung zur Verschwendung. »Der Überschuß an Energie, der nicht mehr dem Wachstum dienen kann (weil die Voraussetzungen fehlen; Anmerkung d. Verf.), ist von vorneherein verloren. Dieser unvermeidliche Verlust kann auf keinen Fall als nützlich gelten. Es handelt sich nur noch um den gefälligen Verlust, der einem ungefalligen vorzuziehen ist: Es handelt sich um Gefallen, nicht um Nutzen. Die Folgen davon sind allerdings entscheidend.«

Im Falle des Landschaftsraumes, Fürstprobstums und Kleinstaates Berchtesgaden hatte die gewählte – ökologisch notwendige – Entnahme von Verschwendung von Überschüssen die ungemein reizvolle Form von Kirchen für den öffentlichen und von Lustschlößern für den privaten Gebrauch angenommen. Man hätte sie auch anders vergeuden können, für Rüstung und militärische Handel, für Theater oder Kunstsammlungen oder rauschende Feste. Auf genannten Gebieten taten sich die geistlich-weltlichen Landesherren nicht sonderlich hervor. Vielleicht ist es ein spezielles Verdienst der Fürstpropste, daß trotz teilweiser Verweltlichung jener Zeit über eigenes Wohlergehen hinaus ein »kirchenbaulicher Jubilo« sondergleichen

ermöglicht wurde, der heute noch in der Landschaft weiterschwingt und in zahllosen Bildendarstellungen in alle Welt hinausgetragen wird.

5.1.2.5 Herrschaftsbauten, Salinen, Landsitze

Die wichtigsten weltlichen Bauten der barocken Zeit

- Schloß-Konvent-Stiftsgebäude

- Schloß Adelsheim (1614)

Schloß Fürstenstein (1760)

- Schloß Lustheim (1777, nicht mehr existent)

- Schloß und Kirche St. Bartholomä am Königssee

- Wimbachschlößchen (1784)

liegen ähnlich gestreut in der Landschaft wie die Kirchen. Dabei erfolgte diese Streuung nicht wahllos, sondern man suchte sehr bedacht schöne, geschützte, meist in der Hangfußzone gelegene Terrassen, Geländehänge, Wiesenhänge, aus. Die Jagdschlößchen von Wimbach und von Königssee liegen weitab menschlicher Siedlungen. Ihr vornehmliches Kennzeichen ist dezente Bescheidenheit in der inneren und äußeren Form und vor allem vorzügliche Einbindung in die Landschaft. Jeder Bau für sich kann als Bereicherung derselben angesehen werden. Es ergibt sich weder ein materialmäßiger noch formaler Bruch mit den hauslandschaftlichen Rahmenbedingungen. Man sieht es der Landschaft an, daß sie nicht nur bäuerlich kultiviert, sondern auch in gelungener Weise mit kirchlich-aristokratischer Noblesse verfeinert und angehoben wurde. Es scheint, als hätten die Pröpste und Chorherren, die meist aus angesehenem adeligen Hause stammten, Berchtesgaden schon früh als Lustgarten erkannt, der natürlich all das bot, was man andernorts durch monströse Schloßgartenanlagen zu ersetzen suchte. Das Berchtesgadener Land ist frei von jeglicher Art baulich-gestalthafter-absolutistischer Naturvergewaltigung geblieben. Es war erst den bayerischen Königen vorbehalten gewesen, in »aufgeklärter Manier« 1849 mit dem Bau der »Königlichen Villa« das »Startsignal« wie SEDLMAYR (1975, S. 606) es ausdrückt, für eine Material- und Maßstabsverfremdung zu geben, die bis heute noch nicht überwunden ist.

Die technisch-wirtschaftliche Macht des neuen königlichen Landesherrn, der nach der Säkularisation von der neuen Landeshauptstadt München aus in Berchtesgaden das Heft in die Hand nahm, äußerte sich sehr rasch in Gestalt der klassizistischen Bauten. Das Salinenwesen wurde neu organisiert und vielfach fand dies in neuen Amtsgebäuden seinen Ausdruck. Das Salzbergwerksgebäude mit seinen Solebeförderungsmaschinen, gebaut aus roten Hallstätter Kalksteinquadern, kann als vorzügliches Denkmal des frühindustriellen Bauens und als Beispiel dafür gelten, wie Industrie in ihren Anfangsgründen durch Rohstoff und Baumaterial eng mit der Landschaft verwoben war. Der Soleleitungsbau hatte im Gefolge den Bau einer Reihe von sog. Brunnenhäusern, die mittels wassergetriebener Solehebemaschinen die Salzsole nach Reichenhall pumpten. Diese Brunnenhäuschen, das bekannteste ist wohl jenes von Ilsank, das einst jene berühmte Reichenbachsche Solehebemaschine beherbergte (die heute im Deutschen Museum zu sehen ist), unterschieden sich sehr deutlich von den Gebäuden der bäuerlichen Umgebung. Offenbar legte der Staat Wert darauf, seine Gebäude als etwas Besonderes darzustellen. Er zog ihnen gewissermaßen eine klassizistische Uniform an, bediente sich jedoch in Bezug auf Baumaterial und Maßstab der landesüblichen Bauweise. Die so entstandenen Bauten zeichnen sich durch Maßstäblichkeit und Anmut aus. Vollwalm- oder Schopfwalmdächer mit Scharschindeldeckung auf lisenen- und konsolen-gegliedertem Mauerwerk mit langem, ebenfalls verschindeltem stark

abgesetzten Stadeltrakt, kennzeichnen noch heute die Salinenbauten. Sie fügten sich örtlich auf lebenswürdige Weise in den hauslandschaftlichen Eigenartkanon des Berchtesgadener Landes ein.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden eine Menge von Landsitzen und Villenbauten der unterschiedlichsten Qualität. Während die einen Bauten mit Türmchen, Erkern, Balkonen lediglich Übertragungen des damals üblichen großstädtischen Villenstils auf's Land darstellen (siehe Gebäude des Wappenmuseums), nehmen andere Landsitze mehr oder weniger gekonnt auf die Rahmenbedingungen der heimischen Bautradition und des Charakters der Landschaft Rücksicht. Der Bruch indes läßt sich nicht verheimlichen. Der ökologische Bruch, der dadurch entstand, daß immer mehr bauliches Veränderungspotential in Form von Geld und Menschen in eine Landschaft strömte, die mit der Bereitstellung dieses Potentials nichts mehr zu tun hatte. In dem Maße, in dem die Industriegebiete im Norden Deutschlands denaturiert wurden, füllte sich der Berchtesgadener Raum mit Kräften aus diesen Gebieten.

Der vorläufige Gipfelpunkt dieser unheilvollen Entwicklung wurde in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erreicht. Die oberste Spitze einer Parteien-Oligarchie statuierte in markig protzigem Zwitterstil zwischen »Almhütte und Kaserne« ein Exempel dafür, wie man auch mit heimischem Baumaterial und falsch verstandener Bautradition ebenfalls Landschaftsverfälschung betreiben kann. Das Bild, das heute der Obersalzberg gibt, spricht eine beredete Sprache: Trümmerfelder und wie die »Phönix aus der Asche« die häßliche Subkultur der Rekreations-Areas der Siegermacht, der wir nicht nur die Einführung von rosaroten Wellasbestdächern in Berchtesgadens Dachlandschaft verdanken.

5.1.2.6 Bäuerliche Nebenbauten

Die Ursiedlungsform des ackerbau- und viehzucht-treibenden Menschen ist der Haufenhof, der für jeden Zweck mehr oder weniger ein eigenes Bauwerk aufgeführt hatte. In Restformen findet sich diese Siedlungsart auch heute noch im Berchtesgadener Land und trägt nicht unerheblich zur Eigenartsprägung dieser Landschaft bei. Die bäuerlichen Nebengebäude wie Feldkasten, Brechelbad, Bienenhaus, Hausmühle und Brotbackofen umstehen die beiden Haupthäuser der Zwielhofanlage und gestalten durch ihre kleinen Baumaße und zierlichen Bauformen das Hofumfeld. Aus der Schar der geschilderten Bauten sticht der hochgestellte Feldkasten zum Aufbewahren des Getreides besonders hervor. Wiewohl der Getreidekasten in der vorindustriellen Zeit zur Grundausstattung eines jeden Bauernhofes zählte, erreichte er doch an keiner anderen Stelle des bayerischen Alpenraumes eine derartige bauliche Hervorhebung und Eigenart (vgl. PATELLIS 1976, S. 13). Die Gemeinde Bischofswiesen hat bezeichnenderweise den Feldkasten in ihr Gemeindewappen aufgenommen. Der Berchtesgadener »Kasten«, wie er kurz genannt wird, ist ein zweistöckiger, fast quadratischer, turmartiger, besonders sorgfältig gefügter Blockbau mit allseitig vorkragendem Obergeschoß, teils mit Balkonzier, gedeckt von einem Legschindeldach. Er dient der bäuerlichen Vorratshaltung sowohl für Brot- und Saatgetreide, Dörrobst, geräuchertes Fleisch (Obergeschoß), wie für Wolle und Flachs (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 56).

Der Standort dieser gestaltgewordenen Trockenkonservierung und Vorratshaltung ist zweckentsprechend stets sonnig und windzünftig. Warum der Feldkasten im Lauf der Zeit nicht wie in den anderen Gegenden Oberbayerns in eines der Hauptgebäude integriert

wurde, mag seine besondere Bewandnis haben. Zum einen wird es an der wenig ausgeprägten Tendenz zur Gebäudeverschmelzung in Richtung Einhof oder Einfirsthof liegen, zum anderen scheint der besondere Wert des Getreides in dieser ernährungsschwachen Gegend den separaten und besser feuergeschützten Einzelbau begünstigt zu haben. Der abgelegene und gebirgige Charakter des Landes brachte überdies den Vorzug, daß Krieg und Beutezüge plündernder Soldaten kaum in diese Landschaft einbrachen und folglich dem Aspekt des Versteckens der wichtigsten Lebensmittelvorräte offensichtlich weniger Bedeutung als anderswo beigemessen wurde.

Die zahlreichen Hausmühlen, »Gmachlmühl« genannt, führen da und dort noch ein verträumtes Dasein am hofnahen Wasserlauf. Sie sind weniger vom Erscheinungsbild, als vielmehr von ihrer angepaßten Technologie und vom ökologisch-energetischen Bezugssystem her interessant, denn der Reichtum an kleinen Fließgewässern, der für das Berchtesgadener Land so typisch ist, erlaubte vielen Gehöften die Nutzung einer natürlichen Kraftquelle. Die Siedlungseigenart des Ländchens einerseits, u. a. durch starke Streuung im Hangbereich gekennzeichnet und der Umstand andererseits, daß just in dieser landwirtschaftlich interessanten Sockelzone der Plateaugebirge über Werfener Schichten kräftig das im Dachstein- und Dolomitstockwerk eingezogene Wasser austritt, ermöglicht ein vortreffliches Zusammenspiel von Naturenergie und Mensch. Die Ablegenheit vieler Bergbauernhöfe machte überdies auch auf diesem Sektor die weitgehende Selbstversorgung notwendig. Besonders mühlenreiche Gebietsteile waren die Hänge von Engedey bis Ramsau. HANSER (1936) berichtete, daß zur Blüte des Mühlenwesens im 18. Jahrhundert etwa 30 Hausmühlen und 40 Mautmühlen in Betrieb waren (zit. bei TRÄNKEL 1947, S. 56).

Neben den Mehlmühlen waren im Berchtesgadener Land auch Schneidmühlen häufig. Jene an der Auffahrt zum Roßfeld am Lettenbach ist gelegentlich jetzt noch in Betrieb und ihr Schnittbetrieb, in Kraft gesetzt von einem riesigen oberflächigen Wasserrad, ist eine liebenswürdige Seltenheit, die gerne fotografiert wird.

Die Schilderung des Mühlenreichtums als Ausdruck des energetischen Leistungsvermögens der Landschaft und als Antwort des sich dieses Angebots zunutze machenden Menschen wäre unvollständig, vergäße man die eigenartigen Kugelmühlen des Berchtesgadener Landes. Über die letzte Mühle dieser Art, die zurecht eine weithin bekannte Touristenattraktion ist, schreibt GERNDT (1970, S. 76): »... die wildromantische Almbachklamm trennt Ettenberg vom Gerner Tal. Am Ausgang der Schlucht mahlen die Räder der letzten Kugelmühle vielfarbige Schusser oder Murmeln aus schöngeädertem Untersberger Marmor. Einst arbeiteten etwa 130 Kugelmühlen allein in der Schellenberger Gegend«.

Das »Brechlbad«, das in der landschaftlichen Erscheinung deutlich hinter den Feldkasten zurücktritt, diente einst als Schwitzbadestube und zum Rösten oder Darren des Flachses. Urkunden und alten Katasterblättern gemäß, muß es sich bei diesen Badstuben einst um feste Bestandteile eines jeden Hofes gehandelt haben (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 59). Das Schwitzbaden, das sich ähnlich der finnischen Sauna vollzog, war noch bis in der Barockzeit ein beliebter Brauch, der dann aber aufgrund von zunehmendem Holzmangel und wohl auch moralischer Erwägungen zum Erlöschen kam. ZIEGELTRUM (mündlich) berichtet, daß es früher bei bestimmten Anlässen allge-

mein üblich war, statt des »Trinkgeldes« ein »Bade-geld« zu reichen.

Eine weitere bauliche Eigenart, die über zweckhafte Nützlichkeit hinaus weist und ein spielerisch kultiviertes Element in das Bild der Landschaft bringt, wird von den Feldkapellen getragen. In ihrer Bauform führen sie unverkennbare Züge des benachbarten Salzburger Schopfwalmdach-Typen. Bemerkenswerterweise kommt das Schopfwalmdach auf keinem Bauernhof vor. Lediglich Gebäude mit öffentlichem Charakter, wie der ehemalige Zehentkasten beim Aschauer-Lehen (Gemeinde Bischofswiesen) sind damit eingedeckt. Es kann gut sein, daß der Lehens-eigner seine Hauskapelle bewußt in eine andere Dachform kleidete, um sie von den profanen Bauten z. B. Badestube, Backofen – die dem Kleinsakralbau an Größe gleichkamen – abzusetzen. Deutlich lassen sich zwei Kapellentypen unterscheiden:

Die großen schalenförmigen, scharfshindelgedeckten Steinbauten mit lebensgroßer Kreuzigungsgruppe weisen auf fürstpröpstliche Bauherren hin und stehen stets an belebten Straßen oder in Zuordnung zu Kreuzwegstationen und Gnadenorten (z. B. Kalvarienberg, Kunterweg, Freimann-Lehen).

– Die kleinen, kaum mannshohen Privatkapellen hingegen gehören regelmäßig zur Gruppe der kleinen bäuerlichen Nebenbauten in den abgelegenen Lehen.

Unschwer läßt sich eine direkte Beziehung dieser hauslandschaftlichen Kleinodien zum Charakter der Landschaft und der damit verbundenen weiträumigen Besiedlung ableiten. TRÄNKEL (1947, S. 60) schreibt in diesem Zusammenhang »Da die Höfe bis auf eine Höhe von 1.200 m und tief in die Bannwaldzone reichten, mußten die Bauern oft mehrstündige Wege zur Kirche zurücklegen, um ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen, wurden daher auf den abgelegenen Höfen kleine Kapellen errichtet.«

5.1.2.7 Bauformen der Gegenwart

Das Ausmaß dessen, was an Material- und Gebäudeflut in den letzten Jahrzehnten auch am Berchtesgadener Land nicht vorbei gegangen ist, übertrifft alles bisher Dagewesene, sowohl an Quantität, als an verwirrender Buntheit. Diese Erscheinung ist allgemein, »denn die vom Menschen neu erstellten Dinge, ob Bauten oder infrastrukturelle Anlagen sind nicht mehr wie ehemals der sie tragenden Struktur der Landschaft eingefügt, sondern ihr meist grob und rücksichtslos aufgezwungen. Veränderungen alter Bausubstanz und ihr stetiger Abbruch bewirken weiterhin einen rapiden Abbau des ehemaligen Einklangs« (WICHMANN 1976, S. 7).

Die dominierende Bauform, die sich an den alten Baubestand mehr schlecht als recht anfügt, wird vom Ein- bis Zweifamilienhaus in sog. »alpenländischer Bauweise« verkörpert. Das Leitbild für derartiges Bauen wird zumeist von landesweiten, illustrierten Haus- und Wohnungszeitschriften geliefert, die sich um lokale hauslandschaftliche Besonderheiten nur insoweit kümmern, als daß sie gelegentlich diese oder jene Eigenart, die am gewachsenen Ort passen und reizvoll ist, »verallgemeinert« zur Nachahmung anbieten.

Die baulichen »Allerwelts-Gewächse« schieben sich so auch im Berchtesgadenschen immer mehr in den Vordergrund. Eine Bezugnahme auf den Zwiehof oder das Gütl erfolgt nur mehr ganz oberflächlich. Maß, Proportion und Material haben nur mehr wenig mit dem aus Landschaft und örtlichem Genius erwachsenen Hausbau zu tun. Allenfalls zur Garnierung wird dort ein alter Balkenteil und hier ein alter Hausstein-Türsturz einem neuen Bau angefügt und auf

diese traurige Weise wenigstens das eine oder andere Stück Berchtesgadener Eigenart erhalten. Das völlige Aufreißen des ehemals so geschlossenen Material- und Formkreises ist ganz wesentlich auch die Folge einer Bautätigkeit, die weniger mit organischem Wachsen, d. h. mit der baulichen Selbsthaftmachung der Einheimischen, als vielmehr mit unorganischer Bauproduktion für den freien Markt, der von den Ballungsräumen her bestimmt wird, zu tun hat. Die fatale Anpassungsbereitschaft des Einheimischen, der unter der Zwangsvorstellung steht, »es dem Urlauber besonders angenehm und vertraut machen zu müssen«, wirkt sich zudem massiv nivellierend auf jegliche Art von Eigenart aus. Eigenart und Eigenständigkeit bedingen sich wechselseitig. Dasjenige Ökosystem als Teil oder Ganzes, das Eigenständigkeit aufgibt, kann – wie der Ausdruck kundtut – nicht mehr auf eigenen Füßen stehen. Es steht auf den »Beinen« überwiegend exogener Energie- und Rohstoffzufuhr, Informationszuflüsse, Menschenschübe und Kapitalströme. Über fremde Beine kann man indes leichter stolpern als über eigene.

Wenn der verschwenderische Durchsatz von zugeführter Fossilenergie wie ein Spuk vorbei sein wird, werden sich informationsreichere Nutzungsstrukturen in Sukzession wieder stärker auf das hinbewegen, was Hauslandschaft war, ehe die weltweite Verschwendungskampagne die bauliche Ordnung Berchtesgadens negativ zu verändern begann. Es wäre nur zu wünschen, daß bis zu dieser Zeit noch ausreichend landschaftsgebundene eigenartige Bauten vorhanden sind, so daß wenigstens in Restexemplaren quasi als »hauslandschaftlicher Biotop« der Code oder das bauhandwerkliche »Genpotential« des richtigen Bauens im Verhältnis zur Landschaft erhalten bliebe. So gesehen kann Denkmalschutz Stabilitäts- und im Ernstfall Überlebensschutz werden. Die baulichen Gags, wie schiefgestellte Stützwände, Glasziegelwände, seltsam verdrehte Dächer und groteske Kaminstrukturen, die Unverwechselbarkeit und Identität heischen wollen, gleichen Krebsauswüchsen, die die informationsarme, standardisierte Scheinvierfalt der Bungalows, Landhäuser und »Jodler-Villen« in Richtung abwegiger Eigenart durchbrechen wollen. Den Schein beliebt doch alles zu wahren. Dies kann als dialektische Bestätigung für die Lebensnotwendigkeit echter Eigenart gewertet werden.

Die Sorge um die Erhaltung der baulichen Identität ist indes nicht erst eine Mode der Gegenwart. Der vormalige Bezirksbaumeister WENIG schrieb bereits 1926 in der Festschrift des Alpenvereins (S. 179): »Geht es so weiter, so werden im Laufe der Zeit Felder und Wiesen für die Erbauung von mehr oder weniger geschmackvollen Land- und Sommerhäusern, Pensionen aufgeteilt, die landesübliche hübsche Bauart immer mehr verdrängt«.

Sogar die auf dem Obersalzberg residierenden Machthaber der nationalsozialistischen Herrschaft äußerten Interesse an der Art und Weise des Berchtesgadener Baugeschehens. So schreibt Reichsleiter Bormann im Februar 1938 an den Ministerialrat Gablonski im Bayerischen Innenministerium:

»Dem Führer liegt die Entwicklung des Berchtesgadener Landes sehr am Herzen. Er wünscht, daß Berchtesgaden in seiner Art und in seiner Größe schöner und anziehender wird als Salzburg. Berchtesgaden soll zu einem wahren Schmuckkästchen werden. Schon durch die vom Führer gewünschte Anordnung, nach welcher im Berchtesgadener Land nur mehr im heimischen Stil gebaut werden soll, wird – auf die Dauer gesehen – Berchtesgaden ein schöneres Gesicht bekommen, als dies heute der Fall ist. Durch den Abbruch besonders häßlicher Gebäude und durch die Verbesserung vieler bestehender wird Weiteres zu erreichen sein.« In einem anderen Brief wird der Standpunkt vertreten: »daß gar nicht das gebaut werden soll, was gebaut werden kann«.

Schließlich wird noch die Möglichkeit eines gänzlichen Bauverbotes erwogen.

Allerdings jene, die sich am wenigsten um das Ge- oder Verbotene scherten, waren die Schreiber dieser Briefe selbst. Man war an Berchtesgadens Bauformenschatz allenfalls als Hort urdeutscher Baukultur interessiert. Die Eigenart wurde zum puristischen Fetisch hochstilisiert, an dessen Wesen man möglichst viele genesen lassen wollte. Dies ist genau das Gegenteil, was richtig verstandene Eigenartspflege will. Wenn heute in allen Landschaften Deutschlands verkitschte oberbayerische Hausimitationen stehen, dann sollte man sich über die geistigen Ursachen dieser Verwirrung wohl im klaren sein. Eigenart jedweder Art taugt nicht für allgemeinen Leitbilderpart.

5.1.2.8 Bauformen – zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Baumaße und Gebäudekonstruktion leiteten sich vom vorherrschenden Baumaterial Holz z. B. von der verwertbaren Stammlänge und der vorwiegenden Hängigkeit ab.

Folge: Beherrschende Hausform wurde der Zwie- oder Paarhof mit einem Grundriß-Maßverhältnis von 4:5 und ca. 8x10 m; die Zweistöckigkeit wurde begünstigt.

Relativer Holzreichtum, Mangel an Ried und Dachstroh, klimatische Verhältnisse, mangelnde Ziegeltonqualität machten das Schindeldach zur üblichen Dachform.

Folge: Legschindeldächer mit Schwersteinen auf privaten und Scharschindeldächer auf öffentlichen Bauten schufen eine Dachlandschaft eigenartiger Prägung, die sich im Berchtesgadener Raum länger als anderswo hielt.

– Die starke Hängigkeit des Geländes begünstigte Gebäude von relativ kleinen, fast quadratischen Grundformen mit Hangnutzungsvorteil.

Folge: Vielfach unterblieb der Zusammenschluß des alten Haufenhofes mit den Hauptgebäuden des Wohn- und des Stall-Stadelgebäudes zum Einfirsthof. Zwiehof und Nebengebäude können als in Bayern einzigartig angesehen werden.

– Aktuelle Bauformen gehen von der Ebene als dem idealen Bauplatz aus und negieren die Geländehängigkeit weitgehend.

Folge: Durch teils massiven Geländeauf- und -abtrag entstehen häßliche technomorphe Bauplatzsockel oder Schanzen.

– Die beliebige Verfügbarkeit fast jedweder Art von Baumaterial in der Neuzeit führte zu Verunsicherung in Bauform und Gestalt.

Folge: Der jeweilig einheitliche Typ des Gebäudes als Dokument der kulturellen Eigenart eines umrissenen Raumes ist in seinem Altbestand gefährdet und als Leitbild für neues Bauschaffen kaum mehr existent.

Die reichlichen Vorkommen von gutem heimischen Werkstein wurden vor allem für Sakral-, Residenz- und Salinenbauten genutzt.

Folge: Die historischen Gebäude mit öffentlichem Charakter besitzen vor allem durch die Verwendung des lokalen rötlichen und weißen Hallstätter Kalksteines eine bemerkenswert vornehme und unverwechselbare Note.

– Die zahlreich neu entstandenen Wohnhäuser, Pensionen, Landsitze passen sich nur mangelhaft bis krampfhaft an die guten baulichen Vorbilder der Hauslandschaft an.

Folge: Die wertvollen und eigenartprägenden Bauten des bäuerlichen wie bürgerlichen Formenkreises werden immer härter durch den Hang zur »Pseudo-Bayern-Architektur« beeinträchtigt. Das Dürftige bis Mittelmäßige ist der Feind des Guten.

Vorwiegender Bezug: Energie

- Die sorgfältige Nutzung des vom Biosphären-Rührwerk in Gang gehaltenen Wasserkreislaufs zu Energiezwecken führte zu besonderen Bauformen.

Folge: Berchtesgadens Reichtum an Bergbächen erlaubte den Bau zahlreicher Privat- und Mautmühlen, die in Art und Anzahl im bayerischen Alpenland nicht ihresgleichen finden.

- Die vorindustrielle Zeit wurde durch die knappen aber regenerierbaren Energiequellen der Nahrungs- und Futtermittel und des Holzes (gebundene Sonnenenergie) versorgt.

Folge: Dieses von Mensch und Tier genutzte Energiemaß wurde durch eine höchst angepaßte und verfeinerte handwerkliche Technologie zur Errichtung einer beachtlichen Baukultur verwandt.

- Die gegenwärtige Bauära verfügt über fast unbegrenzte energetische und großtechnische Hilfsmittel, die beliebig von außen zugeführt werden und in keinem Einklang mehr mit der Beschaffenheit des Ökosystems Berchtesgadens stehen.

Folge: Der verschwenderische Energiedurchsatz fördert nicht die Verfeinerung, sondern Vergrößerung der baulichen Ordnung und führt zu einem Verlust hauslandschaftlicher Eigenart. Negentropie als Maß der Ordnung wird um ein vielfaches schneller abgebaut als aufgebaut (vgl. RIEDL 1973, S. 417).

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

- Die unbegrenzte Hereinnahme von systemfremder Material- und Energiefülle verhindert ein weiteres qualifiziertes Wachstum im Sinne einer sukzessiven Verfeinerung und Verlangsamung von Stoff- und Energieumsätzen.

Folge: Die hochentwickelte, an die Tragfähigkeit des Landes angepaßte Organisationsstufe des bäuerlichen, bürgerlichen und fürstpropstlichen Bauschaffens wird bis auf wenige denkmalgeschützte Relikte durch eine mehr oder weniger kosmopolitische, von hohem Güter- und Energiezustrom abhängige Bauform ersetzt.

- Die Unfähigkeit der sinnvollen nicht rentierlichen Verausgabung von erwirtschafteten Überschüssen führt nicht mehr zu baulich-kulturlandschaftlichen Kostbarkeiten der Art von Bauformen wie St. Bartholomä, Maria-Gern, die mit ihrem Umland zum Symbol einer Landschaft geworden sind.

Folge: Überschüsse werden vielfach entweder für fragwürdigen Konsum verbraucht bzw. als Anlagekapital, das sich reproduzierend erneut den unnötigen Konsum anregt, profitabel investiert.

5.1.2.9 Bauformen - Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Sicherung, Pflege und Entwicklung der heimischen Bautradition, die wesentlicher mittelbarer Träger von landschaftlicher Eigenart ist. Dies sollte nicht aus Gründen einer sentimentalen Rückkehrsehnsucht zu Vergangenen geschehen. Es gilt vorurteilsfrei nach dem Bewährten und Sachgerechten zu fragen und dies unter Einbeziehung der ökologischen Rahmenbedingungen.

Teilziele und Maßnahmen:

- Förderung der Denkmalspflege durch ideelle Neubewertung ihres Grundanliegens und konkret durch geeignete Zusammenschlüsse und Initiativgruppen. Als hervorragendes Beispiel einer raumbezogenen Initiative kann die Kooperation verschiedener Handwerkszweige im Raum Bamberg gelten, die dort zur Gründung der »Bauhütte Bamberg« geführt hat.

Zweck und Aufgabe der »Bamberger Bauhütte« sind lt. Satzung:

1. Pflege und Förderung althergebrachter Techniken, besonders bei der Ausbildung des handwerklichen Nachwuchses;
2. Anwendung dieser handwerklichen Techniken für denkmalpflegerische Arbeiten, bei denen die Verwendung industrieller Serienprodukte oder die Anwendung industrieller Fertigungstechniken nicht möglich sind und
3. Zusammenarbeit von Mitgliedern bei der Durchführung denkmalpflegerischer Arbeiten« (zit. bei PLETZER 1976, S. 2).

- Erfassung und Inventarisierung aller erhaltungswürdigen Bauformen: Der Maßstab für die Erhaltungswürdigkeit sollte über das bayerische Denkmalschutzgesetz hinausgehend, vor allem die lokalen baulichen Eigenarten mit einbeziehen.

- Errichtung einer Institution, die gefährdete oder aus zwingenden Gründen zu entfernende Objekte soweit möglich ankauft, abbricht, deponiert und an Interessenten, die eine Verwendung im Sinne der Eigenartspflege garantieren, wieder abgibt. Eine Transferierung von Kulturgütern in Räume anderer Prägung sollte nicht stattfinden (vgl. hierzu auch GESELLSCHAFT FÜR LANDESKULTUR GMBH 1975, S. 140).

- Bildungsmäßiges Bearbeiten des Bereiches der Hauslandschaftspflege durch Herausgabe von Informationsmaterial, Durchführung von Vortragsreihen und Seminaren: Trachtenvereine oder Weihnachtsschützenverbände, die sich auf verschiedenen volkskundlichen Gebieten schon verdient gemacht haben, sollten sich verstärkt auch der räumlichen, kulturellen Grundlage ihrer Arbeit annehmen. »Tradition heißt nicht die Asche weitertragen sondern die Flamme am Leben erhalten«, so meinte der damalige Landtagspräsident HANAUER anlässlich einer Heimattag-Rede 1969 in Coburg.

- Errichtung eines besonderen Beratungsdienstes für Restaurations-Umbau- oder Neubaumaßnahmen für das Berchtesgadener Land: Es geht darum, von der Fiktion loszukommen, »neu ist besser als alt«. Umgekehrt sollte man nicht ins Extrem verfallen und »alt ist besser als neu« dagegen setzen. Dieser Beratungsdienst wäre im Zusammenhang mit der Errichtung eines Alpen- und Nationalparks denkbar.

- Arbeit an Demonstrationsmodellen der Altbauanierung wie der qualitätvollen Weiterentwicklung der eigenartigen Bauformen: Probleme der Altbäudeerhaltung wie Umwidmung für die entsprechenden Belange des Fremdenverkehrs, der Landwirtschaft, des Gewerbes usw. erfordern besonderes baumeisterliches und bauhandwerkliches Geschick. Hinzu kommt die Aufgabe einer guten Gestaltgebung für zahlreiche neue Bauaufgaben wie Wartehäuschen für Busstationen, Verkaufsstandl, Lifthäuschen usw.. Heute wie früher lebt die kulturelle Eigenart von guten Vorbildern (vgl. DEUTSCHER WERKBUND BAYERN 1974, S. 13).

- Neunutzung und Wiederinbetriebnahme von Gebäuden, Gebäudeteilen, die in Vergessenheit geraten und deren Restexemplare verfallen: Hier sind besonders Mühlen, Brechelstuben, Badstuben, Schmieden, Kalköfen, Brunnenhäuser und vor allem Feldkästen zu nennen.

- Ausarbeitung und Erlaß einer Kreissatzung, die als Rahmenrichtlinie für Ortssatzungen gelten kann und zur Zielsetzung die Sicherung wie Weiterentwicklung der eigenartigen Hauslandschaft hat (nach § 9 der BayBO): Hauptinhalte dieser Satzung sollten Baumaßstab, Dachform und -gestalt, Gebäudefassade, Fenster und Türen, Materialempfehlung und -verbot sein.

5.1.3 Siedlungslage – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Für die Lage des einzelnen Gehöftes oder Hauses war entscheidend, daß es innerhalb der Landschaft mit Baumaterialbedarf einerseits und mit dem Versorgungsbedarf des Menschen für Ernährung, Kleidung, Wärme andererseits »verortet« sein mußte. Der Standort der menschlichen Behausung mußte folglich so gewählt werden, daß er mehr oder weniger günstig in den Schnittpunkt der Versorgungslinien zu liegen kam. Ökotope und Biotop des Menschen fiel weitgehend zusammen, beim Bauern fast vollkommen, beim Tagelöhner – der z. B. in der Saline arbeitete – weniger stark, doch immerhin noch so erheblich, daß ein wesentlicher Teil seiner täglichen Versorgung aus Feld und Wald seines Gültls kam. War mit dem Haus noch ein besonderer Erwerb verbunden, z. B. derjenige einer Mühle oder des Steinbearbeitens, so rückte es an die Stelle der Landschaft, die noch unbesetzt und für das Ausüben des Gewerbes die beste Voraussetzung bot. Die Lage des bäuerlichen Gehöftes am Hang war dem Umstand angepaßt, daß sich Massengüter wie Heu, Holz, Laubstreu usw. leichter bergab als bergauf transportieren lassen. Sie pflegten daher im unteren Drittel ihrer Hoffläche zu liegen. Die Lage an einem bergseitigen Waldrand war so unüblich, wie in einem vernähten Talgrund. Diese Versorgungsorientiertheit der Siedlungsbauten brachte eine spielerische Ordnung und Eigenart in das Siedlungsbild Berchtesgadens, die nur für den oberflächlichen Betrachter ein Produkt der Zufälligkeit zu sein scheint.

5.1.3.1 Der Ort des Hauses

Da so gut wie keine bäuerlichen Hofbauten mehr errichtet werden, ist fast die gesamte Masse der Neubauten aus dem engen Zweckverhältnis von Landschaftsbewohnen und unmittelbarem wirtschaftlichen Inanspruchnehmen entlassen. Ort und Objekt des Wirtschaftens haben sich räumlich und sachlich von der Landschaft getrennt. Der Lebens- oder Wohnort ist nicht mehr identisch mit dem Wirtschaftsraum, allenfalls in kleinen Teilbereichen. Die solange als Fortschritt gepriesene Funktionstrennung hat ein Ausmaß erreicht, das den Menschen ort- oder heimatlos macht, zumindest ihn so weit von seinem Biotop entfremdet, daß er ihn meist nur mehr kulissenhaft erlebt. So wird die einstmals wenig beachtete Beziehungsebene des schönen Ausblicks auf die Landschaft zur wichtigsten Präferenz bei der Wahl eines Bauplatzes. Würden nicht gesetzliche Barrieren entgegenstehen, wären Berchtesgadens Südhänge mit Hochalpenblick wohl bis auf wenige Plätze besetzt. Der Umstand, mit der Landschaft im Grunde nichts mehr zu tun zu haben, äußert sich zeichenhaft in der Art und Weise, wie man Bauten heutzutage in die Landschaft stellt. Der Hang als solcher wird im doppelten Sinne ignoriert. Er bedeutet zunächst auf jeden Fall »erschwerte Erschließbarkeit und Erreichbarkeit« und wurde in früherer Zeit nur deshalb »erklommen«, weil die Not dazu trieb, weil die leicht besiedelbaren Flächen auch am ehesten besetzt wurden und ein Ausweichen auf Steillagen erzwangen: Die oberen Hangzonen lagen vielfach über dem Kaltluftsee des Tales und es galt den Vorzug der früheren Ausaperung und der längeren Besonnung landwirtschaftlich zu nutzen. Diese Zwänge entfallen heute weitgehend. Trotzdem strebt man mit seinem Wohnort möglichst hoch, weil man sich im Zeitalter des außerordentlichen Energiedurchsatzes das spielend leisten kann, was eine fuß- und pferdbewegte Gesellschaft

nur unter großer Anstrengung vollbrachte. Indes bleibt die Fiktion und der Wunsch nach dem »idealen Bauplatz in der Ebene« voll erhalten. Mit die schlimmsten Sünden wider die kulturlandschaftliche Eigenart entstehen vielfach dadurch, daß man den Hang nicht als Hang, sondern als Ebene bebaut. Mit erheblichem Maschineneinsatz wird der Hang nämlich angeschnitten und durch Abtrag und Auftrag eine »Bauplatzschanze« formiert, die jedes Gebäude wie auf einem Postament angeberisch in die Landschaft hebt. Derlei Kleinreliefformungen widersprechen der bisherigen Bautradition, die sehr bewußt den Hang von der Baukonstruktion her aufnahm und den Bau elegant dorthin stellte, wo Heueinbringung, Wasserkraftnutzung, Viehhaltung usw. es am besten geraten sein ließen.

Man könnte nun sagen, die »Bauplatzterrassen oder -sockel« wären eben eine durchaus berechtigte neue Eigenart, die das Landschaftsbild der Gegenwart bereichern. Aus mehreren Gründen kann man indes diese Ansicht nicht gelten lassen. Da ist zum einen das klassische Feinrelief der Landschaft zu nennen, das eine ganz spezielle Formsprache spricht und das man nicht ohne zwingenden Grund verunstalten darf. Desweiteren muß berücksichtigt werden, daß das Berchtesgadener Land, trotz seiner 800 Jahre währenden Besiedlung, noch ein relativ junges Siedlungsland ist, in dem terrassenförmige Reliefveränderungen atypisch sind. Nicht so in wenigen Kilometern Entfernung. Dort, an den Moränenhängen des Salzburger Beckens, weisen die Ackerterrassen, die kaskadenartig zumal die sonnenbegünstigten Hänge zieren, auf eine andere Eigenart hin, die nicht kopiert werden sollte. Der Schmuck der Ackerterrassen ist nur Gegenden eigen, die spätestens seit der Bronzezeit hangparallel ackerbaulich bearbeitet wurden. Im weiteren kommt hinzu: Die starken Eingriffe in den Hangkörper sind nicht ohne Folge auf Stabilität und Wasserführung der gesamten Hangzone. Vielfach versucht man – um Rutschungen zu vermeiden – Betonmauern mit komplizierten Verankerungen zu bauen. Dies verleiht manchem Wohnhügel etwas unangenehm bunkerhaftes, fördert den Rohstoff- und Energieverbrauch und läßt den Baukomplex als Fremdkörper in der Landschaft erscheinen.

Aufgrund der zunehmenden Siedlungsverdichtung und der im wesentlichen schon verbrauchten siedlungsfähigen Flächen wird die Baulandbeschaffung zu einer Detektivarbeit. Grabeneinhänge, Bachauen, Moorländereien werden mit Spürsinn durchforstet, ob nicht da und dort ein Platz herausgezungen werden kann (siehe z. B. die Baulandausweisung der Gemeinde Bischofswiesen in einem absonnigen Auenbereich der Ramsauer Ache).

Was im Hanggelände durch Terrassenausbau und Betonierung zwanghaft geschaffen wurde, wird durch das Auffüllen und Neulandgewinnen in quell- oder grundwasserzügigen Lagen tragisch ergänzt. Tragisch deshalb, weil auf diese Weise die letzten Wildnisflächen, die für Aussehen und Gesundheit der Landschaft von unersetzlicher Bedeutung sind, verschwinden. »Die Denaturierung als Zentralphänomen der Hochzivilisation erträgt keine Wildnis, nicht einmal Wildnis im kleinen« klagt MITSCHERLICH (1968) in einem Werk von der »Unwirtlichkeit unserer Städte«. Daß der gleiche anorganische Geist auch auf dem Lande wütet, fällt weniger ins Auge, weil die Zerstörung von landschaftlichen Eigenartsträgern z. B. eines Hangquellmooses mit Enzian-Mehlprimelbewuchs, nicht im Wolkenkratzer-Stil, sondern mit »alpenländisch« maskierten Häusern erfolgt (vgl. DEUTSCHER WERKBUND BAYERN 1971, S. 30).

Zudem ist man froh, daß man keinen »wertvollen« Wiesengrund zu opfern braucht, sondern lediglich eine scheinbar wertlose landschaftliche »Gerümpel-ecke« aufwertet. Darüber empfindet man fast so etwas wie einen kulturellen Stolz.

Die uralten durch Selektion begünstigten Verhaltensweisen des Menschen, wie Rodungs- und Kultivationstrieb, Sauberkeits- und Ordnungssinn, die oft die Überlebenschancen verbesserten, halten unvermindert an und werden von einem gigantischen Verführungsapparat exzessive durch Wort, Bild und Schrift gefördert. Nicht die Grundabsicht des Menschen mit dem unstillbaren Verlangen nach Ordnung, Sicherheit, Sauberkeit usw. ist indes verwerflich, sondern die Tatsache, daß man dieses Streben auf falsche Objekte ausrichtet und dadurch letztlich das Gegenteil vom Erstrebt erreicht. Begünstigt wird dieses Fehlverhalten entscheidend dadurch, daß die Grundfunktionen des menschlichen Daseins wie Ernähren – Versorgen – Arbeiten – Wohnen – Gemeinschaftsleben – Erholen – Bilden, nur mehr mit einem Bruchteil am Wohnort, am Ökotope erlebt werden. Was soll ein Mensch aus der Großstadt, der sich in das Berchtesgadener Land einkauft, dieser Landschaft sein Haus »unterschleibt«, beruflich nach auswärts pendelt, vom eigenartschaffenden Ordnungsgefüge in und um seinen Garten verstehen?

»Das ist konkret nur im überschaubaren Raume möglich. Nur auf diesem Wege kann wirklich begriffen werden, was Nahrungskette oder Kreislauf eigentlich meinen. Erst auf dieser Grundlage prägen sich die unveränderbaren Maße von Tag und Jahr, von Wachstum, Reife und Verfall ein. So wird der überschaubare Umraum, der doch nur ein winziger Ausschnitt des Ganzen ist, als dessen getreuen Abbild greifbar, vor dem jedes System oder Schema verblaßt. Das Ganze – die Menschheit, die Biosphäre, die Welt – bleibt nun einmal unbegreiflich, aber es wird gleichnishaft im eigenen Umraum faßbar. Ein enger Horizont ist mehr wert als gar keiner« (SCHWABE 1975, S. 315).

Mittlerweile ist auch der Einheimische, der Landwirt, der noch auf mehreren Bezugsebenen mit der Landschaft verbunden ist, zunehmend dabei, manche Brücke des Naturverstehens abzurechnen. Der kurzfristig lohnende Verkauf seines Kapitals »Boden« als Bauplatz, der massive Druck falscher Leitbilder und Wertordnungen, verunsichern ihn. Teils ist auch er bereit, das Altwasser, in dem er einst »schwarzfischte«, zuzufüllen und ebenso das Hangmoor, in dem er Blumen in seiner Kindheit pflückte, einer »nützlichen« Bebauung zuzuführen. Vielleicht hindert ihn an diesem Tun bisweilen lediglich der Einspruch eines »Zugereisten« oder Feriengastes.

5.1.3.2 Siedlungsordnung und -begrenzung

Seit geraumer Zeit nimmt sich jedermann das Recht heraus, ein freistehendes Haus zu bauen, was bislang nur Privileg des Bauern war. Dieser hatte den freien Umgriff um sein Gehöft aus Bewirtschaftungsgründen nötig und war seinen Feldern zugeordnet. Nicht so der Marktbürger, der sich aus Raum- und Materialersparnisgründen eng an seinen Nachbarn anschloß und dergestalt Marktkerne mit weitgehend geschlossenen Häuserreihen schuf. Mit dieser sinnvollen eigenartsbildenden Zuordnung wurde weitgehend gebrochen, obwohl sie mit ihrer Raumersparnis im baulandknappen Berchtesgadener Land zwingend notwendig wäre. Was in den letzten Jahren als »geschlossene Bauweise« produziert wurde, angefangen von der NS-Siedlung »Buchenhöhe« und »Klausenhöhe« bis zu den Reihenhausegebieten Bischofwiesens, gleicht nichts anderem, als einer stupiden Addition von Normhäusern. Die Unfähigkeit, einen Siedlungsorganismus nach dem klassischen Vorbild von Berchtesgadens oder Schellenbergs alten Märkten zu bilden, ist augenscheinlich. Das organische Wachsen über

die Zeit hinweg wurde durch ein kurzfristiges anorganisches »Aus-dem-Boden-stampfen« abgelöst. Ob das so Produzierte noch das Prädikat der Eigenartigkeit verdient, ist fraglich, denn würde man diesen Gebäudeverbänden die grandios unverwechselbare Kulisse der Gebirgslandschaft entrücken, käme ihre monotone Gestaltlosigkeit deutlich zum Vorschein. Selbst der »Noble«, der sich in der Nachfolge der Herren und Würdenträger von einst dünkt, ist zu geizig oder unfähig, gleich seinen präindustriellen Vorgängern baulich für sich und die Landschaft zu prunken. Zum einen fehlt das freie Umland, das durch einen Herrschaftsbau im Sinne früherer Schlosssitze aufgewertet werden könnte – das »Passepartout« ist durch Marginalbebauung längst verunstaltet – zum anderen ist es das ideelle wie kulturelle Unvermögen der Reichen der Gegenwart, den Reichtum als schönheitlichen Überschwang nach außen, gewissermaßen gemeinnützig kundzutun (vgl. BERGFLETH 1975, S. 375).

Noch ein zweites wird bestürzend sichtbar: Der Name »Markt« beinhaltet vom Sinn des Wortes her schon Zuordnung zu einem Hinterland. Seine Größe wie seine Art der Gebäudefüge ist bedingt durch das, was sein Verflechtungsbereich erwirtschaftet. Das Berchtesgadener Land brachte es nie zu einer Stadt, weil einfach sein Erzeugungsvermögen nicht dergestalt war. Der begrenzte Absatz von Salz und Holzwaren verlangte einerseits keine größeren urbanen Gebilde und konnte sie sich andererseits auch gar nicht leisten. Doch wie ändern sich die Zeiten! Was etwa dem »Nährboden« irgendeines rohstoffreichen außereuropäischen Landes entnommen, in irgendeinem der deutschen Verdichtungsräume industriell verarbeitet und irgendwohin sehr gewinnbringend verkauft wurde, treibt möglicherweise im Berchtesgadener Land »bauliche Blüten« z. B. in Form von Renditebau-Objekten. Die »Wurzellosgkeit« des auf diese Weise Entstandenen ist genauso evident wie sein uniformer Charakter. Uniformität löste in der Geschichte des Menschen, wie in der des Ökosystems Erde, stets dann Eigenart ab, wenn die Eigenständigkeit der Konkurrenz kolonialer Übervorteilung im Wege stand. MOHOLY-NAGY (1968, S. 186) beschreibt, wie das römische Imperium bereits das Typisieren von Bauten wie Kolonialstädten als strategisches Mittel der Herrschaftsausübung nützte. Noch um die Jahrhundertwende war die Marktsiedlung nur mit wenigen Bauten über die Terrassenabhängige ins Tal »gerutscht«. Heute gibt kaum mehr eine natürliche Grenze, weder die eines Bachlaufes, noch einer Geländeschwelle, dem ausbrechenden »Siedlungsbrei« Halt. Lediglich der Lockstein und der Käiberstein konnten durch frühzeitigen Landschaftsschutzstatus vor allzu beflissener baulicher Nutzung bewahrt werden.

Die weilerartigen Gebäudeansammlungen der umliegenden Gnotschaften waren weit weniger durch begrenzende Landschaftsteile eingengt, als die Märkte. So konnte sich aus der bäuerlichen Streusiedlung noch leichter eine Zersiedlung entwickeln. Gemeinden wie Schönau, Königssee, Bischofwiesen, haben keinen Anfang und kein Ende, auch kaum eine Mitte. Folglich gibt es auch keine Ortsgestalt, an die man sich erinnern kann. Gäbe es nicht den allseits gegenwärtigen imposanten Hochgebirgsrahmen, der Halt verleihe und der sich Gott-sei-Dank der menschlichen Gestaltung entzieht, es wäre um Orientierung und Attraktivität schlecht bestellt.

Eigenartsverlust des menschlichen Wohnorts leistet der Entfremdung und Entpersönlichung Vorschub und bleibt nicht ohne Einfluß auf das Gemeindeleben.

Neben den natürlichen Hilfsquellen beginnen auch die Ressourcen »Sinn und Identität« knapp zu werden (vgl. GLASER 1974, S. 61–63).

5.1.3.3 Gärten und Hofflächen

Aufgrund der Besiedlungsgeschichte des Berchtesgadener Landes kann nicht angenommen werden, daß sich im Berchtesgadener Land selbst der Phasenwechsel vom Jäger-Sammlerstadium zu dem des Pflanzenbauers hin vollzogen hat. Gartenkultur wurde demzufolge mit den Siedlern ins Land gebracht. Allerdings mußte der Neusiedler seinen gewohnten Umgang mit der Pflanze erst an die geänderten Bedingungen seines neuen Lebensraumes anpassen. Der Garten um das Haus wurde somit zum unmittelbaren Erfahrungsfeld und zum Ort der aktiven Identifizierung des landbebauenden Menschen mit seiner Umwelt (vgl. GLIKSON 1966, S. 166). In ihm begegnen sich noch heute »Sammler« und »Kultivateur«, werden Raritäten der heimischen Pflanzen, wie die für Berchtesgaden so typischen Schneerosen, Enziane usw. erlaubter- bis verbotenerweise domestiziert.

Der Garten bezieht seinen Namen vom Indogermanischen »ghordho-« d. h. »Flechtwerk, Zaun, Hürde, Umzäunung, Eingehegtes« (vgl. DUDEN »Etymologie der deutschen Sprache«). Er ist also seinem Wesen nach ein umgrenzter Bereich – ein »Einfang« im Berchtesgadener Sprachgebrauch. Einfriedung war notwendig, um zunächst Inseln der Nutzungsvielfalt z. B. einen Gemüse- und Kräutergarten in der Feldflur oder eine Mähwiese innerhalb von reinen Weideflächen zu begründen.

Zurückgedrängt wurde dadurch die Nutzung von Landschaftsteilen durch große Pflanzenfresser wie Rindvieh und Schalenwild und das Gemeingebrauchsrecht des Menschen, der in alter Sammlergewohnheit verharrend, möglicherweise noch sehr der Allmendennutzung verhaftet, lange zwischen »dein« und »mein« nicht unterscheiden wollte. Der flächenmäßige Anteil dieser insulären Garten- und Mähwiesennutzung war unbedeutend, so daß die Einbringung von nicht autochthonen Kulturpflanzen lediglich zu einer Anreicherung und nicht zu einer Verfremdung der Vegetation führte. Desweiteren wurde schon relativ früh eine Auswahl an schönblühenden oder offizinell wirksamen Pflanzen aus Wald, Feld und Alm zusammengeholt und so das Hausgartl zu einem lebendigen Auslese-Herbarium der dem Menschen nützlichsten Pflanzen.

Den Hausgarten und seine Sonderstellung als Ort des Pflanzenauswählens und -austauschens nutzte seit dem Mittelalter die Landesbehörde, um genetisch-pflanzenbauliche Neuerungen einzuführen. In der »Capitulare de villis« Karls des Großen aus dem Jahre 812 wird u. a. das Anpflanzen von Heil- und Gewürzkräutern zunächst für die kaiserlichen Mustergüter verbindlich angeordnet. Von dort und von den Klöstern getragen, wanderte die Gartenkultur, die manche Kulturpflanzen aus fernen Ländern beihaltete, in die Hausgärten.

Selbst die Aufklärung nutzte die Chance, die der Garten bot. So wird u. a. in einem Ministerial-Reskript vom 4. Sept. 1805 ausgeführt: »Die Schullehrer sollten zum Dienst Einfänge erhalten, um die Jugend zum Gartenbau, zur Obstzucht und besonders zur Kartoffelpflanzung praktisch anzuleiten« (KOCH-STERN-FELD 1811, S. 187).

Im Hausgarten hatte jede Pflanze ihren besonderen Zweck, die Schönheit war stets mit der Nützlichkeit gepaart (vgl. HAGER o. J., S. 1–4). Der Kräuterbestand glich einer lebendigen Apotheke mit Liebstöckl, Melisse, Thymian, Pfefferminze, Hauswurz, Königslilien

usw.. Hinzu kam Gemüse wie Lauch, Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Salat. Die Kleingehölze und Sträucher pflegten mit den Arten des Buchsbaumes, des Rosmarin, des Sade- oder Segenbaumes (*Juniperus sabina*) und der Johannisbeere vertreten zu sein. Die Immergrünen fehlten als Symbol und Zweigschmuck bei keinem familiären Anlaß, gleich ob Geburt, Hochzeit oder Heimgang.

Als Relikt wärmerer Zeiten findet man die Stechpalme zwar nicht mehr in Berchtesgadens Wäldern, wohl aber häufig im Hausgartl. Nahe dem Bienenhaus oder an Feuchtstellen in Hofnähe pflegen Weiden zu stehen. Sie geben Bienennahrung, Palmbuschenzweige und Bindematerial (vgl. KRIS o. J., S. 103). Noch heutzutage stecken Weiden-Palmbüsche als geweihtes Segenszeichen frühjahrs auf vielen Berchtesgadener Wiesen. Eine wichtige Bedeutung besaß der Holunderbaum, der Blütendolden für die »Hollerküchl«, Tee gegen Erkältung und Früchte für die Hausapotheke und das beliebte Hollermus gab. Auch als Werkholz war er vom Hüterbuben bis zum Drechslermeister hin begehrt. Vom Holunder sagt die Volksweisheit, man müsse den Hut abnehmen, wenn man an ihm vorbeigehe, so nützlich sei er. Ebenso weiß der Volksmund zu berichten, daß getrocknete Holunderblätter den Getreidekasten und sein Lagergut vor Ungeziefer schützen.

Eine Sonderstellung innerhalb des Hausgartens nahm von jeher der Platz neben der Haustüre ein. Die Türbahn ist Ort der Hausbank und somit ältestes Naherholungsgebiet. Hier werden sonn tägliche Mußstunden verbracht, hier sitzt man an warmen Sommerabenden beisammen und freut sich, wenn jemand »zuspricht« und zum »Hoagartn« (Heimgarten) kommt. Was moderne Urbanisten eine klassische »Kommunikationsfläche für nachbarschaftliche Beziehungen« nennen würden und was mit dem einheimischen Begriff des »gemütlichen Heimgartens« viel besser, weil sinnhafter charakterisiert wird, verliert indes stark an liebenswerter Eigenart. Aus der Türbahn, aus dem Heimgarten, wird unter den Einflüssen der Moderne eine Gartenterrasse mit bunten Kunststeinplatten, grellfarbenen Stahlrohr-Plastikstühlen, knalligen Sonnenschirmen, flankiert von einer Blaufichte mit Gartenzwerge und einem Brunnen, aus dem kein Wasser mehr fließt sondern Sommerflor sprießt. Ein breites Asphaltband schließt das ganze Platzgefüge an die breite Straße an, sauber und ohne lästigen Graswuchs.

Der bäuerliche Obstgarten ist letztlich das, was weit ins Land hinaus sichtbar, den Berghöfen den typischen, blühenden und fruchtenden Baumkranz umlegt. Vielfach finden sich sogar Walnußbäume als Hausbäume in 800 bis 900 m Meereshöhe. Das Hauptsortiment besteht aus Äpfeln und Birnen, die als Dörrobst auf dem bäuerlichen Küchensettel des Winters nicht wegzudenken sind. Zwetschgen und Kirschen gehörten ebenso zum festen Bestand, wie die Aprikose an der geschützten Hauswand. Obstbäume wurden in früheren Zeiten als ein so wesentlicher Bestandteil des Lebensbesitzes erachtet, daß man sie bei besitzrechtlicher Veränderung urkundlich zu erwähnen pflegte. Eine Lehensteilungsurkunde aus dem Jahre 1668 im Heimatmuseum Berchtesgaden (Briefe-Akten-Fasc. 3a Nr. 435/18) führt u. a. aus: »... dass Moyses dem Hansen die gesetzte drey kleinen und drey mittlern also sechs Zwetschenbaum zu rechter Zeit ausgrab und zustelle.«

Neben der günstigen klimatischen Lage und dem Zwang zur Selbstversorgung war für die Eigenartigkeit der Berchtesgadener Obstgärten der Aspekt der Werkstoffgewinnung Holz maßgeblich. Besonders die

stättlich Großkronigen des Obstgartens wie Birnbaum, Nußbaum und Kirschbaum, waren ob ihrer Festigkeit, dunklen Tönung, Feinfaserigkeit, sehr geschätzte Drechsel- und Möbelhölzer.

Häufig schließt der Obstgarten an den lockeren parkartigen Ahorn-Ulmenbestand der Tratten an und verwebt sich so mit der weiteren Landschaft zu einer jener einzigartigen Kompositionen, wie sie im bayerischen Bergland nur dem Berchtesgadener Land eigen sind.

Die Gartenkultur der Gegenwart ist dabei, auch hier Eigenartigkeit zu verspielen. Der Gedanke der Selbstversorgung aus dem Hausgarten ist für viele gleichbedeutend mit »Hinterwäldlertum, Kleinkariertheit, Autarkismus« und stößt im Zeitalter der EG-Verflechtung auf Unverständnis.

5.1.3.4 Einfriedungen

Von Gottfried KELLER soll der Satz stammen: »Ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden als in manchem Buche« (zit. von GREITHER 1976, S. 17). In der Tat hat es mit Zäunen und Einfriedungen eine besondere Bewandnis und in hervorragender Weise prägen sie Gesicht und Gefüge einer Landschaft mit. In besonderer Weise trifft dies für das Berchtesgadener Land zu. Es ist deshalb nicht unbillig, in der Art und Weise von Zaun und Zäunen »Eigenart« einer Landschaft zu suchen.

Die ursprünglichsten Zaunformen bestanden wohl aus gefällten, nicht entasteten Bäumen und aus Lesesteinwällen, da die neugewonnene Kulturlfläche zunächst von Felsstein verschiedenster Größe befreit werden mußte (vgl. RANKE 1929, S. 28).

Lesesteinwälle haben sich bis zur Gegenwart u. a. in den Bergbauerngebieten des Kehlsteinabhangs und auf den Almern als Almanger-Umfassungen erhalten z. B. am Zehnkaser (Untersberg). In den Tallagen verschwanden sie bis auf geringe Reste (z. B. bei Antenwinkl-Ramsau), weil gegen Ende des Mittelalters infolge Holz Mangels beim Gehöftbau der Stein stärker Verwendung fand und verständlicherweise aus nächster Nähe aufgenommen wurde. Dem Steinhag war früher häufig geschwendetes Strauchzeug aufgesteckt.

Eine weitere Form mit relativ hohem Alter ist der *Steckenhag*, der aus Fichtenstangen in der Waagrechten und überkreuzt geschlagenen Stecken in der Schrägen gefertigt wird. Er ist im Berchtesgadener Land ebenfalls selten geworden – am schönsten ausgeprägt findet er sich unweit der Gaststätte »Hinterbrand«.

Der *Spälterzaun* oder auch Kreuz- oder Schrankzaun besteht aus etwa 1,50 m langen Spalthölzern, Pfählen, Knüppelästen, die schräg überkreuzt, sich gegenseitig stützend eine massive Barriere bilden, die leicht nachgebessert werden kann. Diese Zaunart, die früher sehr verbreitet war, findet sich heute nur noch am Schwarzeck, mit einem etwa 5 m langen Zaunrest. Zweifellos ist dieser Zaun derjenige, der am meisten Holz verbraucht, indes ist er auch der stabilste aller Zäune, denn jedes Zaunglied ist für sich in den Boden getrieben und durch die Verschränkung gesichert. Spälterzäune halten am besten dem Schneedruck stand, dem gerade in hängigen Gebieten mancher Zaun zum Opfer fällt.

Der *Dübel-Stangenzaun* verdankt seine Konstruktion dem Umstand, daß Eisen in früherer Zeit weit wertvoller als in der Jetztzeit war. Für einen Zaun Eisennägeln zu verwenden wäre eine unsinnige Verschwendung gewesen. So lag es nahe, eine Zaunbauweise zu entwickeln, die nicht nur holzsparend, sondern auch ohne Nägel gebaut werden konnte. Der Dübel-

Stangenzaun verwandte lange Fichtenstangen, die auf schräggesetzten Dübeln von den senkrechten Zaunpfosten getragen wurden, gegen ein seitliches Aushängen durch einen Klemmpfosten gesichert. Dieser Zaun eignet sich nur für das »Einfangen« von Rindviehweiden. Für den Wanderer stellt dieser Zaun kein schwieriges Hindernis dar.

Darüber hinaus war es notwendig, Zäune zu schaffen, die vor allem das Rot- und Rehwild von den Wiesen abhielten. Für diesen Zweck eigneten sich besonders die *Steckenzäune*. Unterschiedlich lange Äste und vor allem bei der Schwendung anfallende Fichtenstecken bildeten das Baumaterial für diese Zaunart, die bis zu zwei Meter und höher zu sein pflegte. Die Zäunung gegen das Wild ist geschichtlich gesehen, neueren Datums und wurde im Zusammenhang mit der Bauernbefreiung zu Beginn des 19. Jh. möglich. Bis zu diesem Zeitpunkt war es dem Bauern untersagt, das Wild »auszusperren«. So lautet eine Beschwerde des Oberjägers Christof vom 12. März 1696 an den Fürstpropst von Berchtesgaden: »Weiters die Bauern mit Aufrichtung von hoher Zäune, ziemlich zu Schaden handle, deshalb die Gleichschaltung der niederen Zäune im ganzen Land, damit ein Nachbar dem auch nit Beschwer und das Wild einem allein nicht zu schaden gehe, anzubefehlen« (zit. bei FENDT 1932, S. 18).

Zur Einfriedung des hausnahen Gewürz-, Gemüse- und Blumengartens war es notwendig, einen besonders engen Steckenzaun zu wählen, der vor allem das Klein- und Federvieh abhalten konnte. Dieser Steckenzaun reichte bis zur Brusthöhe und war mit Weidenruten an einer Querstange mit Pfahlbefestigung gebunden. Diese Zäune kommen im Berchtesgadenschen nur noch in einer genagelten statt weidengebundenen Variante vor.

Besonders engen Landschaftsbezug besitzen die »lebendigen Zäune«, die Strauch- und Baumhecken. Ursprünglich sind sie wohl aus dem Überwachsen von Lesesteinwällen und Baumbarrieren entstanden, die dem Baum- und Strauchjungwuchs Deckung und Schutz vor dem Weidevieh gaben. Daß eine ökologisch-forstliche Direktive des Landesfürsten darüber hinaus der Entstehung einer typischen Berchtesgadener Heckenlandschaft Vorschub leistete, ist ein Beweis dafür, daß in der Landschaft wenig den bloßen Weg der Belanglosigkeit und Zufälligkeit geht.

Die Abänderung der Blanken- und Lädenzäune in Stein-, Wasen- oder Gesträuch-Häge, durch Prämien für die vorzüglichen Errichter holzwirtschaftlicher Zäune gefördert, wurde schon beizeiten ein landesherrliches Anliegen. In einem »Tratten-Aufhebungsgesetz« vom 15. Jänner 1782 wurde das Fürstentum Berchtesgaden betreffend, verfügt:

»§ 8. Auftrag, mit der Zaun- oder Fried-Holz-Abgabe aus landesfürstlichen Waldungen und Hofsachen zur Schonung vieler tausend Stämme Holzes sehr zurückhaltend zu sein.

§ 9. Nachdrucksame Ermahnung, lebendige, sonderbar von Hecken und Gesträussen zusammengesetzte Zäune bey Feldern, Gärten und Wiesen zur Schonung der Wälder anzupflanzen« (KOCH-STERNFELD 1811, S. 184).

Einige Jahre später erfolgt der Erlaß eines »Kameralbefehl an die hochfürstliche Pfleg- und Landgerichte flachen Landes vom 3. März 1801«. Dieser hat speziell das Zaunwesen zum Inhalt. Offensichtlich geht es dabei darum, das Baumaterial Holz zu sparen, wohl aus Gründen der um sich greifenden Rohstoffknappheit und so wird befohlen: »Beschränkung der Haagholzbewilligung, Aufhebung der Mittelzäune, Aufstellung tüchtiger Gemeindegewerke, künftige Grundvermarkung mit Steinen und angepflanzten Frucht- und Nutzholz-Stämmen« (KOCH-STERNFELD 1811, S. 186).

Offensichtlich führte der Bevölkerungsdruck und die damit verbundene Rohstoff-Inanspruchnahme zu einer Einschränkung der allmende-ähnlichen Freien und Tratten und anderer befristeter Nutzungsrechte auf landesherrlichem Grunde und sollte durch Nutzungsintensivierung aufgefangen werden.

Im Unterschied z. B. zur Miesbacher Heckenlandschaft besitzt diejenige des Berchtesgadener Landes erheblich weniger ausgewachsene Baumhecken. Die geschnittenen Baum- und Strauchhecken unterteilen sich hier in zwei Arten:

- Die Kleinhecken mit 1-1,50 m Höhe werden alljährlich bei der Mahd nebenbei mit der Sense zugeschnitten, wobei das Heckenschnittgut zum Erntegut der Wiese geschlagen wird. Vielleicht haben sich in dieser Form Reste der einstmals stärker verbreiteten Schneitelwirtschaft gehalten.

- Die andere Heckenart, die von gleicher Artenzusammensetzung sein kann und lediglich eine andere Wuchshöhe besitzt, wird im Frühjahr alle 2-3 Jahre mit der Baumschere oder mit der Säge geschnitten. Die anfallenden Triebe wurden früher zu Brenn- und Werkmaterial verwandt. Heute werden sie erst gar nicht abgeräumt, sondern man beläßt sie auf der Heckenkrone, wo sie in Richtung der Heckenflucht liegen bleiben und überwachsen. Dergestalt entsteht ein halbnatürliches Flechtwerk von hoher Stabilität und Dichte.

Eine nicht unbeträchtliche Rolle dürften die Baum- und Strauchhecken als Rohstofflieferanten gespielt haben. Nicht nur, daß die Hecken und Hage ihrerseits wieder Baumaterial für Zäune geliefert haben z. B. Stecken, sie lieferten vom Schaufel- bis zum Peitschenstiel auch verschiedene Werkhölzer für die zahlreichen Holzhandwerker.

Wo heute noch Zäune herkömmlicher Art stehen, sind sie in den meisten Fällen gefährdet. Ursache hierfür ist sowohl das Aufsprengen des Materialkreislaufs, der vordem fast geschlossen war, sowie die Änderung des Zwecks der Einfriedung.

War in vorindustrieller Zeit das Zaun-, Hecken- und Hagwesen relativ strengen Regeln unterworfen und vom Baumaterial her auf das beschränkt worden, was an gewachsenen Stoffen vorhanden und verfügbar war, so fällt gegenwärtig eine erstaunliche Bezugs- und Regellosigkeit ins Auge. Statt der Materialknappheit tritt die Arbeitszeitknappheit oder -teuerung stilbildend in Erscheinung. Industriell bis halbindustrielle Zaunfertigung setzt in Bezug auf die Herstellung Normung voraus und in vielen Fällen Wechsel des Baumaterials. Im Zusammenhang mit der Industrialisierung trat der Draht seinen Siegeszug an; seit dem I. Weltkrieg in Form des Stacheldrahtes. Er ist schnell und billig in der Verwendung und kann, da er geringes Eigengewicht besitzt, selbst in abgelegene Almgebiete transportiert werden. Seine Langlebigkeit ist groß und der Aufwand für den Unterhalt von Zäunen mit Drahtverwendung gering. Stacheldraht in der freien Landschaft ist dessen ungeachtet asozial - ein Symbol, das nicht »einfriedet« sondern »ein«- oder »aussperrt«. Mit dem Beton kam Ende des 19. Jahrhunderts eine Form des Kunststeins als Bau- und Gartenmauerwerk zur Verwendung. Mittlerweile hat dieses Material leider weitgehend die Natursteinmauer abgelöst.

Neuerdings strebt als Ölfolgeprodukt Hartplastikmaterial auf den Zaun-Markt. Da es von sich aus strukturlos ist, bedient man sich häufig der Strukturimitation. So tauchen Plastikholzplatten an Hauszäunen auf oder Plastikschmiedeeisen an Zauntoren.

Im Zuge der gegenwärtigen Rustika-Mode finden auch Holzzäune wieder starke Verwendung. Es handelt sich meist um sog. »Jägerzäune«, die als Nach-

ahmung des im Verschwinden begriffenen Schrank- oder Kreuzsteckenzaunes gelten können. Werden Bretterzäune gefertigt, so wird kaum mehr der »Scharling« oder das ungesäumte Brett, sondern die klassifizierte, seitlich gesäumte Zollbretterware verwandt.

Der lebendige Zaun in Gestalt der Hecke findet nach wie vor starke Verbreitung. Gepflanzt wird aber im Unterschied von früher nicht mehr am Feldrain, sondern im engeren Hausbereich und dies vorwiegend mit Gehölzen, die nicht bodenständig sind: Thuja, Kornelkirsche, Scheinzypresse usw.. Finden heimische Sträucher Verwendung, so wirken sie doch infolge der ausschließlichen Verwendung von nur einer Art einförmig.

Da früher die Feldflur von einem dichten Netz von Fußpfaden durchzogen war, denen das heutige Wanderwegenetz im Vergleich sicher unterliegen würde, war es notwendig, die Zäune für den Menschen durchlässig zu halten. Übersteigen, Drehkreuze, Durchschlupfmöglichkeiten, die alle auf ihre Weise Originalitätswert besaßen, dienten diesem Zweck. Die Fülle dieser Frühtechnik in Holz, die einen reichen Schatz von bäuerlicher Findigkeit und Bewährung barg, ist rasch im Schwinden begriffen. Gatter und Durchlässe usw. werden meist nicht mehr aus Holz gefertigt, sondern sind ein Produkt aus dürtig geschweißten Wasserleitungsrohren oder Serienerzeugnisse, die irgendwo in der Landschaft dahinstehen.

Im Berchtesgadener Land war zunächst die freie Begehbarkeit der Landschaft in der Horizontalen und dank der Berge auch in der Vertikalen im besonderen gegeben. Doch auch diese Eigenart des »Sich-freibewegen-könnens« für alles Kreatürliche, die hoffnungsvoll mit dieser Landschaft verbunden, ist indes durch das moderne Zaunwesen in Funktion und Gestalt stark gefährdet. Agrar- und nutzungs geschichtlich gesehen läuft der seit Jahrhunderten anhaltende sich ständig verstärkende Nutzungsdruck klar auf eine immer striktere Interessengebietsabgrenzung hinaus. Waren anfänglich Einfriedungen eine zweifellos begrüßenswerte schönheitlich und aufgabenmäßige Bereicherung von Bild und Gefüge der Landschaft, etwa bis zum zweiten Drittel des 19. Jhrts., so laufen sie heute Gefahr, zu einem individualistischen Beutesichern zu werden. Viel zu viele sehen nur mehr ihren Garten und nicht mehr die Landschaft, geschweige denn ihre Eigenart. Der Blick über den Zaun wird zur Ausnahme.

5.1.3.5 Siedlung - zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource - Rohstoff

- Raum als unvermehrbares Gut wie als Träger topographischer Eigenart, wurde im geschichtlichen Berchtesgaden vorzüglich genutzt, wobei sich eine besondere Kunst des Bauens in Hanglage entwickelte. *Folge:* Das Profil der Landschaft, das in sich bereits einen Wert darstellt, weil es als das dynamische Ergebnis langer Entwicklungsprozesse einen relativen Stabilitätszustand verkörpert, wurde durch den Platz des Hauses und den Ort der Siedlung einführend aufgenommen und nicht »vergewaltigt«.

- Der Landverbrauch für neue Siedlungen ist unangemessen hoch.

Folge: Der Ressourcenverbrauch »Boden«, der hohe Denaturierungsgrad eines Großteils des Hausumgriffs durch Asphalt, Beton, diverse Rasendünger und Unkrautmittel, die Verminderung des Oberflächenwassereinzugs durch Oberflächenversiegelung ist zu groß.

- Die Bindung des Hauses an den Wirtschaftsraum bzw. die nutzbare Landschaft war früher sehr eng und ist heute vielfach gelockert bis nicht mehr existent.

Folge: Da weder eine räumliche noch funktionale Zuordnung der Gebäude zur Nutzfläche notwendig erscheint, »rutschen« die Neubauten beliebig an die Stellen, die gerade frei und käuflich sind.

Vorwiegender Bezug: Energie

- Die Marktplätze und öffentlich repräsentativen Straßenzüge haben ihre Funktion verloren oder pervertiert.

Folge: Zu »Autoparkplätzen« geworden, am fließenden Verkehr zu ersticken drohend, signalisieren sie zeichenhaft die Krise.

- Die scheinbar reichlich und unbegrenzt vorhandene Energie fördert das Auseinanderfließen der Siedlungen, die Wahl extremer Wohnstandorte und verhindert raum-, energie- und materialsparende neue Siedlungsformen.

Folge: Die gebauten Raumstrukturen sind von der Veränderungs- und Transportleistung eines übermächtigen Maschinenparks geprägt. Eigenart konnte sich nur durch energetische Begrenzung auf Tierkraft, Menschenkraft und angemessene Technik entwickeln.

- Die warme Hauswand für das Obstspalier und die nach der Klimagunst ausgerichtete Gartenfläche nützte auf vortreffliche Weise die Einkommensenergie der Sonne.

Folge: Der hohe Selbstversorgungsgrad an Obst, Gemüse, Kräutern wirkte sich landeskulturell förderlich und eigenartsprägend aus. Der aktuell hohe Import dieser Güter bewirkt das Gegenteil.

5.1.3.6 Siedlung – Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Einbindung und Harmonisierung des Einzelgebäudes wie der Siedlung in die umgebende Landschaft, die sich als eigenartiges Gefüge visueller und funktionaler Art darstellt.

Teilziele und Maßnahmen:

- Größte Sparsamkeit in Bezug auf Raumverbrauch für Baulandzwecke: Nicht mehr die Größe des Vermögens des Kaufenden, sondern die landschaftlich bedingte Knappheit und Einfügungspflicht dürfen über Örtlichkeit und Umfang des Bauplatzes entscheiden.

Wertschätzung, Sicherung und Betonung des Landschaftsreliefs verschiedener Größenordnungen im Zuge von Baumaßnahmen: Der ungewöhnliche Reliefreichtum Berchtesgadens wird meist nur in seinen Großkonturen geschätzt. Baukultur begründet sich indes vielmehr im Respektieren und baulichen Aufnehmen von Geländebewegungen.

- Bauten sind wieder zu »benachbarten« und zu Straßenzügen, Platzgruppierungen eigenen Charakters zu fügen: Nur dem Bauern, der im freien Feld siedelnd die freie Landschaft und ihre Eigenart prägte und über die Zeit hin erhält, steht das Recht auf Einzelbauweise zu, was indes kein Freibrief für Zersiedlung sein darf.

- Gute Eingliederung der Gebäude in die Landschaft mittels der sie umgebenden Gärten und Einfriedungen ist unverzichtbar: Sowohl in der Art der Bepflanzung, wie in der Wahl der Decke der Hoffläche, wie in der Natürlichkeit und Durchlässigkeit der Einfriedung sind fließende Übergänge und enge ökologisch-bildmäßige Verwobenheit mit der Landschaft zu fordern. Bau- wie Umgriffgestaltungsvorschriften (Ortssatzungen) sind zu empfehlen.

- Grünordnungsmaßnahmen, die die Siedlung in ihrer Gesamtheit in die Landschaft einfügen und Ortsränder prägen, sind notwendig: Wie der gute Hausgarten Haus und Hof einbindet, so haben Ortsplatz-

und Ortsrandgestaltung die Siedlungen zu gliedern und zusammenzufassen und an die überörtlichen Grünstrukturen wie Bachauen, Hangwälder, Baumhecken, anzubinden.

Wiederherstellung des eigentlichen Sinn und Zwecks von Marktplätzen, charakteristischen Straßenzügen usw. durch Verdrängung des Autoverkehrs: Es kann weder eine »autogerechte« Stadt, noch weniger ein autogerechtes Land geben. Im Berchtesgadener Land sollte es mehr autofreie Zonen geben. Die schönsten und eigenartigsten Plätze und landschaftlichen Attraktionspunkte sind ungeachtet der Zeitmode nur zu Fuß zu betreten.

- Verstärkter Schutz von sog. »Öd- und Unländern« wie Hangquellmoore, Flußauen, Gräben usw. vor baulichen Zugriffen: Vielfach dienen die genannten Landschaftsteile, die mehr und mehr aus der landwirtschaftlichen Nutzung fallen, als geheime Baulandreserve.

5.1.4 Almsiedlung – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Innerhalb der Landschaftsteile, die Eigenart bedingen, nehmen die Almen zweifellos einen der vordersten Ränge ein. Dies wird schon dadurch überzeugend belegt, daß sich die Warenwerbung wie die Touristenwerbung mit großem Erfolg der »Alm« als dem Inbegriff des Gesunden, Schönen, Ursprünglichen bedient. Gesangs- und Tanzgruppen machen mit Jodlern und Trachtentänzen – kulturellen Blüten des almerischen Lebens – Stimmung und wecken die Sehnsucht nach einem scheinbar so glücklichen und gesunden Leben. Dabei muß zugegeben werden, daß diese geheime bis offenkundige Hingezogenheit zu diesen Sonderformen der Landnutzung so etwas wie kulturelle oder anthropologische Selbstoffenbarung ist. Es scheint so, als hege gerade der industrialisierte Mensch im Maße seines Entferntseins von kulturellen Frühformen besondere Liebe zu dieser verflommenen Epoche.

Die Zuneigung zur Alm ist indes nicht neu. Daß dieses zeitlich befristete Almleben den Menschen und Tieren über die anfängliche Schwernis hinaus Freude und Frohsinn brachte, ist durch umfangreiches Liedgut glaubhaft belegt. Ein Lied mag für viele stehen: »Drobn auf de Alma, da gfreut si mei Gmüat, wo die Almrosn wachsen und der Enzian blüat« oder ein anderes aus dem Salzburger Land: »Is da Winter gar, kimmt schon's Fruhjahr, gfreut sie alles auf die schöne Alma scho, is die liebe Zeit a gar nimmer weit, wo ma wieda auf die Alm fahrn ko.«

Ein nur in die Bergeshöhen gezwungenes Knechtvolk hätte wohl kaum die Freiheit zu musikalischem Jubilo der Art der zahllosen Jodler und Almlieder gehabt. Die Freude, für einige Zeit aus der Seßhaftigkeit des Dorfes ausbrechen zu können, Hirte, Sammler und auch ab und zu Jäger – besser gesagt Wildschütz, sein zu dürfen, war eine Quelle des Schöpferischen schlechthin.

KUSCHE (1963, S. 15) schreibt in seinem Buch über »Musik und Musiker in Bayern« zu Recht: »Die Urzellen baierischer Melodik sind der Juchezer, der Almschrei und der Jodler. Diese musikalisch-thematischen Keimzellen reichen zweifellos in eine prähistorische Zeit zurück, in eine Zeit archaischer Hirtenkultur, die sich ehemals über den ganzen Alpenriegel erstreckte, vom Osten des Neusiedler Sees bis in die Ausläufer des Schweizer Jura. Die alpine Melodik des Kuhreigens und des Alphorns, welches Instrument bis in die Zeiten vor der Völkerwanderung zurückreicht, bleibt bestimmend für die Melodiebildungen durch Jahrtausende.«

Musikalische Eigenart ist unleugbar mit landschaftlicher Eigenart verbunden. Und es ist auch für die Gegenwart bemerkenswert, daß hierzulande die alpen- oder almländische Musik noch in einem hohen Ausmaß die Szene bestimmt, wo jenes Leben, aus der

sie entsprang, ein verschwindend kleines Spiel am Rande des Zivilisationsmonolyten ist (vgl. RAHM 1977, S. 113–115).

5.1.4.1 Almgebäude

Die Mitte einer jeden Alm bildet der Kaser. Dem Wortlaut und der auf Almen üblichen Tätigkeit des Käsemachens nach, könnte man meinen, die Almhütte leite ihren Namen vom Käsen ab. Übereinstimmend sind indes mehrere Autoren der Ansicht, daß sich in diesem Wort das lateinische »casa« = Hütte verbirgt (vgl. RANKE 1928, S. 22). Das Wort »Alp« oder »Alm« geht wahrscheinlich auf ein vorindogermanisches »alb = Berg« zurück, das aber schon früh an die Sippe von lateinisch »albus = weiß« etymologisch angeschlossen wurde (vgl. DUDEN, Etymologie der deutschen Sprache S. 20). Die Almwirtschaft weist mit ihren wichtigsten Begriffen somit deutlich in vorgeschichtliche Zeit und darüber hinaus noch auf die gemeinsame Basis der Hirtenkulturen hin.

Die Abgeschlossenheit, die schlechte Erreichbarkeit und der kurzfristige Charakter der Unterkunft bewahrte auf den Almen Bautypen, die als die Urzellen menschlichen Bauens anzusehen sind. Als wohl ältestes Gebäude, das sich im Berchtesgadener Land bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, kann das sog. »Hüttl« angesehen werden. Dieser fensterlose aus Steinen oder baumwälzigen Legbalken gefügte Kleinbau mit Schwerschindeldach besaß als Licht- und Luftgabe lediglich die Türe und die Fugen des Dachraumes. Das Hüttl barg eine primitive Feuerstelle, die Wärme spendete und zur Kasbereitung benutzt wurde und an sonstiger Wohnlichkeit lediglich eine Lagerstatt aus Latschen und Heu.

Die Hüttengrundfläche umfaßte gewöhnlich 4,5 x 5 m. Bezeichnend ist, daß sich diese Urform des Feuerhauses, wie man sie in anderen Gebirgen der Erde z. B. den Anden, in ähnlicher Form findet, lediglich in den Hochlagen im obersten Grenzbereich der Almzone (um 1800–2000 m), die oft nur für wenige Tage, allenfalls 1–2 Wochen befahren wurde, bis in die jüngste Zeit halten konnte (vgl. TRÄNKEL 1947, S. 86–87). Reste von »Hüttln« genannter Art finden sich auf der Rothspielalm, die allerdings seit Jahrzehnten nicht mehr bestoßen wird.

Aus dem »Hüttl«, das aufgrund seiner Kleinheit nur dem Menschen Schutz bot, entwickelte sich bei Ausnutzung der Wärmequelle »Rinderstall« der sog. »Rundumkaser«. Mensch und Tier hausten unter einem Dach, das half Bau- und Brennmaterial sparen. So wurde aus dem »Hüttl« das »Kaskastl« oder »Kaststöckl«, das als Zelle nun eines ganzen Hüttenkomplexes diente, der baulich variiert werden konnte. RANKE (1928, S. 22) beschreibt für die Feldalm sogar einen offenen Rundumkaser, ebenso für die als Alpenvereinshütte umgebaute Liegeretalm. Das Hüttl wird hier von einer offenen, aber überdachten Säulenhalle umgeben, die Stallung wird nach außen lediglich durch eine Stangenanzäunung begrenzt. Ob es sich beim »offenen Rundumkaser« um Restexemplare einer Zwischenstufe auf dem Weg zum geschlossenen Rundumkaser oder um Unikatsbauten handelt – entstanden aus Holzknappheit oder spielerischer Anpassung an besondere lokalklimatische Bedingungen – läßt sich nicht mehr klar ermitteln. Die Einzigartigkeit dieser Bauten im bayerischen und außerbayerischen Alpenbereich bleibt dadurch unberührt.

WERNER (1976, S. 11) bezeichnet die Rundumkaser als »volkswissenschaftliche Wahrzeichen des Berchtesgadener Landes von hohem lokalhistorischen, geschichtswissenschaftlichen Rang sowie landschaftsprägender Wirkung. Die hohe Verfallsquote dieser spezifischen, an die Hauslandschaft des Berchtesgadener Landes gebundenen Kaserform hat den Bestand an Rundumkasern so

dezimiert, daß jedem halbwegs intakten Einzelexemplar heute bereits hoher Seltenheitswert zukommt.«

Die weitere Entwicklung des Kasers mit der Versetzung des Kaskastels an die belichtete Frontseite und letztendlich die klare Trennung von Stall- und Wohnteil durch Hintereinanderschlebung, war ein interner Vorgang, der nach außen kaum in Erscheinung trat. Entscheidend für das äußere Gepräge des Almgebäudes blieb das Dach aus Legschindeln, Schwerstangen und Legsteinen. Die neue Bauentwicklung hat nun auch nach diesem eigenartträchtigsten Kennzeichen alpenländisch-almerischen Siedelns gegriffen. Für die Almhütte kennt man in Sachen Materialverwendung keine Tabus mehr. Gleißende Weißblechdächer, Wellasbestzement, Dachpappe jeglicher Art und Farbe als Dach und Fassadenverkleidung, nehmen den kulturlandschaftlichen Glanz und lassen die Almsiedlung teils zu einer häßlichen Budenansammlung werden, die die Schönheit der sie umgebenden Landschaft nicht steigert, sondern stört und mißbraucht. Die negative Veränderung der Almkaserlandschaft wird vielfach durch die Umstände beschleunigt, daß mit der berechtigten öffentlichen und finanziell untermauerten Aufwertung der Almwirtschaft ein Freibrief zum bedingungslosen Erhalt des Almbetriebes gegeben scheint. Das Erhaltungsinteresse richtet sich zu sehr auf die Älpungsflächen und die Futterbasis und viel zu wenig auf die gediegene Instandsetzung und Pflege hochwertiger Almgebäude. Wären nicht einige Bauern selbst traditionsbewußt und stolz auf ihre Almgebäude, es stünde noch weit schlechter um den Erhalt dieser Zeugen der Volksarchitektur, die kulturlandschaftliche Eigenart bis in die Hochlagen der Berge tragen.

5.1.4.2 Almnebenrichtungen

Der eigenartige Reiz des Berchtesgadener Landes besteht zum erheblichen Teil darin, daß abgesetzt von der stark bäuerlich überformten Tallandschaft im »Dachboden« dieses Raumes eine Zweitform der Kulturlandschaft mit sehr urtümlichen Zügen besteht. Vom landschaftsökologischen wie vom menschheitsgeschichtlichen Gehalt her gleichermaßen interessant, kann man hier in seine eigene Geschichte und die seines Raumes hinaufsteigen. Das ökologische Spiel und Ringen des Menschen mit der Natur, das unverkennbar das gesamte Almeinrichtungsinventar prägte, schuf ein Szenarium, dessen Wirkung man sich nicht entziehen kann. Die Art und Weise, wie hier der Mensch mit dem Wasser umgeht, wie er es in Röhrenteils noch in Holzdeicheln – gefaßt zum Wassertrog leitet, ist bemerkenswert. Ähnlich interessant ist des Menschen Umgang mit dem Stein. Was Gesteinslawinen auf den Almboden schütteten, dient dem Wegebau, wird zu Lesesteinwällen geschichtet, die den Almanger einfassen oder wandert als Schwerstein auf das Hüttendach. Es wäre falsch, in diesem Zusammenhang nur von einem Kampf des Menschen mit der Natur zu sprechen. Der in diesen Höhen als zeitweiliger Gast weilende Mensch pflegte auch das Spiel im Umgang mit der Natur; ob aus ethisch-moralischen Gründen oder einfach jenen der Einsicht, sei dahingestellt. Spiel kennt Regeln – der Kampf indes geht regellos aufs Ganze. Wer die Spielregeln des alpinen Ökosystems, der »Dachbodenordnung« nicht beherrschte, sich etwa mit dem Wetter oder der Passierbarkeit von Geländeteilen verschätzte, der wurde meist deutlich z. B. durch den Todfall von Weidetieren an deren Einhaltung erinnert. Andererseits war das spielerische Überlisten und In-Dienst-Nehmen der Natur ein besonderer Reiz des Lebens auf der Alm, das Mensch und Tier Freude machte.

Im handwerklich-ökologischen Geschick, mit dem Gatter-Selbstschließvorrichtungen, Zäune, Zaundurchlässe, Drehkreuze oder Übersteigen aus naturvorgefertigten Werkstücken wie Asthaken, abnormen Steinen und Hölzern gefertigt wurden, erkennt man die kreative Stärke dieser Quasi-Hirtenkultur. Selbst im verbotenen Edelweißpflücken steckt der Reiz des Überlistens von unwegsamen Wänden und Bergen, denen man gerade »auf den Buckel steigt«.

Die gestalthaften Zeugnisse dieser resthaft bis in die Gegenwart vorhandenen Almkulturen sind weder im handwerklich gestalterischen, noch im landschafts-ökologischen Wert ausreichend erfaßt. Dabei handelt es sich hier vielfach um Musterbeispiele einer »weichen« ökologisch abgestimmten Technik, der die krisengefährdete Großtechnologie der Tiefländer manche Anregung entnehmen könnte. So das »Plen-ternutzungsprinzip« (vgl. HABER 1972, S. 24-26), das die mäßige Entnahme des Reifen, Vereinzelt, Zweckangepaßten beinhaltet. Der Kahlhieb kam im Berchtesgadener Land nicht durch Almwirtschaft ins Gebirge, sondern durch die Salinenwirtschaft und das in seinen Diensten stehende Forstwesen. Der Almbauer entnahm gezielt den Stamm, den er für einen bestimmten Zweck brauchte und die Treffsicherheit in der Auswahl zeichnet viele Almnebeneinrichtungen aus und gibt ihnen den Charakter des Besonderen.

Änderung und Dynamik sind Zeichen des Lebens, doch nicht eo ipso gut und notwendig, sondern höchst ambivalent. Die Wogen des unctionen Fortschrittes selektieren vieles nach Maßstäben, die nicht naturgesetzlicher evolutiver Natur sind, sondern überwiegend menschlicher Willkür entsprechen. Sie branden so stürmisch, daß sie bis an die Ränder der äußersten Ausdehnung der Kulturlandschaft hochschwappen. Sie zerstören oder erheischen; was nostalgischer Begierlichkeit entspricht und für die Einrichtung einer Almbau im nächsten Ballungsraum Verwendung finden kann. Verlustig geht Substanz, »die vielleicht kunsthistorisch gar nicht so sonderlich bedeutsam war, die aber mit den ehemaligen Wahrzeichen (den Almkasern) zusammen erst ein Ensemble bildete, ein Ensemble auch soziologischer Art, denn diese Kleinigkeiten spiegeln auch die differenzierte Lebensführung eines solchen Gebietes wider, mit ihren Nischen und Lebensräumen, in denen sich Eigenart und Unverwechselbarkeit erst niederschlägt und ausformt« (WICHMANN 1976, S. 10).

Waschbetonbrunnen, ausrangierte Badewannen als Almbrunnen, verrostete Wasserleitungsrohre und Stacheldraht zum Zäunen, Campingmöbel als Almbankerl, Plastikfässer und Autoreifen als Behältnisse, werden als Ersatzmobiliar über breite Autostraßen, Liftsysteme usw. auf die Almen »hochgeschwemmt« und sprechen für sich.

5.1.4.3 Almsiedlung – zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Alle Rohstoffe im Sinne von Bau- und Werkstoffen der traditionellen Almwirtschaft wurden der unmittelbaren Umgebung der Almsiedlung entnommen.

Folge: Das beschränkte Rohstoffangebot von Gestein, Lärchen-, Zirben- oder Fichten-Tannenholz zwang zu besonderer handwerklicher Fertigung und landschaftlicher Angepaßtheit.

– Die aktuelle Almsiedlung wird zwar de jure noch aus der Umgebung, in die sie eingefrosten ist, materialmäßig versorgt, doch ersetzt die Talversorgung immer mehr diejenige aus montanalpinem Umgriff.

Folge: Die Almsiedlungen verlieren mehr und mehr ihre Materialeigenart. Vielfach werden sie zu ver-

schlammten Sammelplätzen für ausgesonderte Güter, die im Tal nicht mehr gebraucht werden (z. B. alte Badewannen als Viehtränken).

– Im Berchtesgadener Land machte sich in den Hochlagen schon relativ früh der Holzangel bemerkbar (Verkarstung einerseits, Konkurrenzlage zur Sudholzgewinnung andererseits).

Folge: Es entwickelte sich mit dem geschlossenen und offenen Rundumkaser eine »Spar-Eigenart« des Almkasers. In den Hochlagen konnten sich bis vor wenigen Jahrzehnten noch die steingeschichteten »Hüttl« halten.

Vorwiegender Bezug: Energie

– Der beschwerliche, weite, vielfach nur mit Trägern oder Tragtieren begehbare Verbindungsweg zwischen dem besiedelten Tal und dem nur temporär befahrbaren Almgebiet beschränkte den Güterausaustausch sowie die anthropogene Veränderungsmöglichkeit bezüglich der Landschaft auf ein Minimum.

Folge: Die Unmöglichkeit der Erbringung höherer Transportleistung legte sich wie eine Barriere zwischen Tal und Bergland und förderte die Entstehung einer reizvollen Hirtenkultur.

– Die gegenwärtige Almsiedlung wird durch energieaufwendigen Straßenbau und Energieanschlus sowie Maschineneinsatz eng an den Talraum gebunden.

Folge: Die mit dem erhöhten Energieeinsatz verbundene Veränderungsdynamik wirkt sich vielfach verheerend aus. Die Hirtenkultur läuft Gefahr, eine rustikal verbrämte Weekend-Zivilisation zu werden.

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

– Die Almsiedlung mit all ihren Nebeneinrichtungen erreichte im Berchtesgadener Land während ihrer gut 800-jährigen Geschichte eine schönheitliche Gediegenheit, die klassisch demonstriert, wie teilweise unter härtesten Bedingungen der Mensch dennoch kulturschaffend sein kann.

Folge: Aufgrund des geschickten und pfleglichen Umgangs mit dem art- und mengenmäßig beschränkten Materialangebot entstanden nicht Elendsquartiere, sondern lebensfähige und ansprechende Almsiedlungsgefüge.

– Die aktuellen Übererschließungstendenzen machen die Almen zu einem Anhängsel der Talwirtschaft. *Folge:* Die Sukzession in Richtung einer eigenständigen Reifeentwicklung wird durch überzogene Hinzufügung von Fremdenergie und Fremdmaterial außerordentlich erschwert. Das »unreife« Ergebnis verliert den Charakter einer eigenständigen Kultur und äußert Zeichen des deutlichen Verfalls.

5.1.4.4 Almsiedlung – Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Sicherung, Pflege und Entwicklung der Eigenart der Almsiedlungen mit Gebäuden und Nebeneinrichtungen nach Maßgabe der bewährten Baustoffe und Bauformen in enger Anlehnung an die landschaftlichen Gegebenheiten.

Teilziele:

– Beibehaltung der Holzblockbauweise in den traditionellen Maßverhältnissen, Baumaterialien und Berücksichtigung der Berchtesgadener Konstruktions-eigenarten bei Almkaserneubau oder -umbau: Die Almbauwerke sind Träger einer im Aussterben begriffenen Baukultur, die nicht nur von geschichtlich-traditionellem Wert ist, sondern auch eine Quelle von Anregungen und Erfahrungen im Umgang mit natürlichen Baustoffen unter extremen Umweltverhältnissen.

- Sicherung der letzten Rundumkaser, die Einmaligkeitscharakter besitzen und als spezielle Almhütten-eigenart des Berchtesgadener Landes gelten können: Die Erhaltung dieser hauslandschaftlichen Eigenart braucht nicht mit Verzicht auf jegliche Form des Fortschritts verbunden sein. Wie das Beispiel des Wölfelbauern auf der Moosenalm im Lattengebirge zeigt, läßt sich beim Wiederherstellen eines Rundumkasers Tradition und Fortschritt durchaus vereinbaren (vgl. SILBERNAGL 1977, S. 7).

- Ordnung der Dachlandschaft mit dem Ziel, die Legschindeldächer mit Schwersteinen wieder zum Charakterdach der Almhütten zu machen: Almhütten liegen ausschließlich in landschaftlich bedeutsamen Räumen, die sich meist durch besondere Schönheit auszeichnen. Dieser Vorgabe haben auch die Almgebäude zu entsprechen. Vielfach ist die Draufsicht (Vogelperspektive) genauso wichtig, wie die Ansicht.

- Beibehaltung der wichtigsten almwirtschaftlichen Nebeneinrichtungen, wie Brunnenröge, Zaundurchlässe, Gatter, Sitzbänke usw. in bewährter Holzmaterial- und Konstruktionsart: Mit dieser Forderung verbindet sich nicht nur ein schönheitliches, sondern auch ein ökologisches Anliegen. Der kurze Weg von natürlichem Materialvorkommen und -verschwendung schafft nicht nur räumliche Identität, er wirkt auch der Verschandelung der Almflächen entgegen, weil Holz und Stein kein Abfallproblem aufwerfen.

- Bestellung eines Beauftragten für almwirtschaftliches Bauen: Die gute Erfahrung, die man mit den Almwirtschaftsbeauftragten der Bezirksregierungen bisher machte, sollte dazu führen, daß man durch Ausbau dieses Referates das Bauwesen auf den Almen noch stärker auf die Kulturlandschaft ausrichtet.

- Erweiterung der staatlichen finanziellen Förderprogramme für die Almgebäudesanierung und -erneuerung nach überarbeiteten und auf die typisch hauslandschaftlichen Belange abgestellten Richtlinien: Mit falschen Fördermaßnahmen kann man mehr schaden als nützen. Um Mißverständnisse auszuräumen: Es geht nicht darum, bei der Erneuerung der Almwasserversorgung z. B. statt Hartplastrohren wieder Holzdeicheln (Röhren) einzusetzen, sondern darum, den Mehraufwand z. B. für ein Schindeldach zu ersetzen.

- Errichtung einer Vermittlungs- und Sammelstelle für freiwerdendes Almbaumaterial: Verfallende und aus Ordnungsgründen von den Forstbehörden in Brand gesteckte Almhütten sind im Berchtesgadener Land keine Seltenheit. Ehe eine solche Materialverschwendung und Substanzerstörung geschieht, sollte versucht werden, verwendungsfähiges Material zu bergen und einem »Almgebäude-Bauhof« auf Landkreisebene zur Weitervermittlung und Wiederverwertung bei Almgebäudebauarbeiten usw. zuzuführen.

- Errichtung eines Almmuseums im Bereich des Hirschbicheltales: Wertvolles Alminventar könnte hier ebenso gesichert werden, wie manche aussterbende handwerklich-almwirtschaftliche Fertigkeit. Derzeit sind Bestrebungen im Gange, im Bereich der Bindalm ein Almmuseum zu errichten.

5.2 Landwirtschaft

5.2.1 Landwirtschaft - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Im Gründungsbericht des Augustiner-Chorherrenstiftes Berchtesgaden, der zugleich als offizielle »Geburtsurkunde« des Berchtesgadener Landes angesehen werden kann, wird in Überzeichnung der Sachlage von »kältestarrender Wildnis und fürchterlichen

Drachen« gesprochen, die sich der Kultivierung des Landes entgegen gestellt hätten (siehe Abs. 3.1). Diese Schilderung ist einerseits aus einer eschatologischen Sicht heraus zu verstehen. »Drache und Wildnis« stehen in der christlichen Symbolik seit alters her für das Böse und Chaotische. Hier wird deutlich die augustinische Gottesstaat-Absicht sichtbar, die sich mit der Klostergründung und der Kultivierung des Landes verband. Das Reich Gottes und des Menschen sollte auch von diesem unwirtlichen Gebirgsland Besitz ergreifen. Mit der Paradies-Vorstellung verband sich ein fruchtbarer Garten. Mit schroffen Bergen, steilen Talzerklüftungen und unfruchtbarem Land brachte man weniger die gütige Schöpferhand Gottes in Verbindung, als vielmehr die List und Tücke des Diabols, die es zu beseitigen galt, so wie man Verwüstungen in einem Garten beseitigt. So ist denn die Begründung der Landwirtschaft des Berchtesgadener Landes untrennbar mit der höheren augustinischen Absicht der Errichtung und Ausweitung des »Regnum Domini« verbunden. Daß Papst und Kaiser als die Säulen des Reiches das winzige Stiftterritorium alsbald unter ihren persönlichen Schutz nehmen, kann als Bestätigung dieser These gewertet werden. Im Berchtesgadener Land ist all die Jahrhunderte seiner Geschichte hindurch viel von der guten Gründungsabsicht wirksam geworden. Dem Zeitverständnis des 12. Jahrhunderts gemäß war das »Untertan-Machen der Erde« direkt mit der Ausweitung der Landwirtschafts- oder Ehgartfläche verbunden. Die Weltanschauung des Mittelalters ist beherrschend vom Ordo-Denken geprägt (vgl. hierzu HIRSCHBERGER 1969, S. 65).

Das Altsiedelland im Alpenvorfeld zeigte bereits Übervölkerung und die Kolonisationswelle wurde deshalb in die teils noch unbesiedelten Alpentäler herangeführt. Von allem Anfang an war hier die Schaffung voll autarker landwirtschaftlicher Einheiten aufgrund der Grenzlagen nicht mehr gegeben. Nach SANDBERGER (1969, S. 666) war die Besiedlung von Gebirgsgegenden nur deshalb möglich, weil das Prinzip der Vollautarkie, das vor allem auf ausreichende Brotgetreideerzeugung aufbaute, aufgegeben wurde. Der Berchtesgadener Bauer war also von Anfang an Zu- und Nebenerwerbsbauer. Salinenwesen und Holzhandwerk, das rasch nach der Besiedlung einsetzte, erbrachten den Verdienst und die Güter, die die eigene Scholle nicht hergab. Die umsichtige Eigentumpolitik des Chorherrenstiftes, die es verstand, in guten Getreide- und Weinbaugebieten Landbesitz zu erwerben, war darauf ausgerichtet, jene Agrarerzeugnisse zu bekommen, die das Berchtesgadener Land als Kernland des Stiftes aufgrund seiner Landesnatur nicht ausreichend zur Verfügung stellen konnte. Es darf festgehalten werden: Entscheidend für die Ausprägung landschaftlicher Eigenart durch die Landwirtschaft war die relativ dürftige Ertragslage der hochmittelalterlichen Kolonisations-Bauernhöfe, die von Anfang an gezwungen waren, mittels eines höchst vielfältigen Nutzungsgefüges auf bäuerlich, handwerkliche, wie forstlich-bergmännische Weise ihren Lebensunterhalt zu sichern. Der Berchtesgadener war, so kann man getrost sagen, von Anfang an nicht nur Bauer, sondern auch Holzknecht, Salinenarbeiter, Bergknappe und wohl auch schon sehr früh Schnitzer und Holzwarenfertiger. RICHTER (1885, S. 275) macht noch auf einen anderen Zusammenhang aufmerksam, der vor allem die Kleinheit der Lebensflächen, die im bayerischen Alpenland ihresgleichen sucht, erklärt. Durch den Landbrief des Propstes war ab dem 14. Jahrhundert nicht nur der Übergang der bis dahin als Lehen vergebenen Höfe in erbliches Eigentum möglich, sondern es bestand fürderhin die

Möglichkeit, das Besitztum nach Gutdünken zu teilen. In der Urkunde findet sich der Passus: »sie mögen auch die güetter und lehen, die so weit sind, voll zerthailen, in zwei thail, drey oder mehr« (zit. bei RICHTER 1885, S. 275). Von diesem Recht wurde offensichtlich auch reichlich Gebrauch gemacht, wie allein schon die zahlreichen auf Ober-, Unter-, Hinter- und Vorder- lautenden Lehensnamen belegen. So kam es, daß im Berchtesgadener Land Lehensgrößen von durchschnittlich 8 ha bei nur 3–4 ha vollurbarer Flur die Regel sind (MUTZBAUER 1977, S. 3).

Eine solche Aufsplitterung der landwirtschaftlichen Fläche unter die Minimalgröße, die für die Existenz einer Familie nötig ist, begründete somit nicht nur die traditionelle Zu- und Nebenerwerbstätigkeit des Berchtesgadener Bauern, sondern erzwang gewissermaßen eine Höchstform von Bewirtschaftungsintensität in dem Sinne, daß Acker, Wiese, Weide, Alm und Wald zu einem Nutzungssystem verknüpft wurde, das typisch für dieses Land wurde und das seinen Niederschlag in einem besonders reizvollen, unverwechselbaren Landschaftsbild hat. In der Formulierung von REICHLE et al. (1974, S. 11) könnte man es nennen: »Ein System mit einer abgrenzbaren Organisation, zeitlicher Beständigkeit und funktionalen Eigenschaften, die für das System kennzeichnender sind, als für seine Einzelteile. Ökosysteme dieser Art behalten Identität vom geographischen Standpunkt aus, obwohl dramatische Verschiebungen in klimatischen und geologischen Variablen vorkommen mögen.«

In der Tat hat dieses System Berchtesgadener Land drastische Belastungen hinter sich, wie etwa die riesigen Schlägerungen für die Saline, den enormen Weidedruck auf die hochmontan-subalpine Bergregion. All dies konnte zwar schädigen, aber dennoch das System in seiner Grundstruktur nicht verderben. Dies ist unstrittig ein Verdienst einer außerordentlich fein ausgeklügelten Landnutzung, die man gemeinhin Landwirtschaft nennt.

»Man darf dies niemals vergessen: die Entstehung, Entwicklung und Gestaltung unserer Kulturlandschaft beruhte auf dieser bäuerlichen Energie- und Rohstoffautarkie. Ein Feld wurde so angelegt und bemessen, wie es mit Hand-, Zugtier-Arbeit und einfachen, auf Hebelwirkung beruhenden Geräten bearbeitet werden konnte. Ein Weg wurde so trassiert und angelegt, wie Mensch und Tier es bewältigen konnten, das Wegebaumaterial stammte aus der Nähe. Eine Hecke war ein Spiegelbild des nächsten Waldrandes, so wie auch Bauernhof und Dorf, von Stammeseigenarten und Bauweisen abgesehen, in Baustein und in der Bepflanzung ein Spiegelbild des Standortes war. Hier liegt der Grund für die ausgewogene, beglückende Harmonie alter Kulturlandschaften. Denn es sind »gewachsene« Landschaften – gewachsen im unbeabsichtigten Zusammenspiel von Mensch und Natur« (HABER 1974, S. 34).

Heute droht dieser Landschaft eine schleichende biologische, wie schönheitliche Auszehrung. Die große Gleichschaltung der Landschaft nach technokratischen Normen greift mittlerweile in jedes Tal und sogar auf viele Almen. Eine ökologisch verarmte Landschaft kann im Alpenland dank des Wald- und Wiesenwechsels, des faszinierenden Bergpanoramas und der noch vorhandenen Kulturbilder immer noch als schön und eigenartig empfunden werden.

5.2.1.1 Grünlandwirtschaft – Ehgartland

Bei der landwirtschaftlichen Inbesitznahme der Talräume und Mittelgebirgslagen Berchtesgadens spielte die Schwaige eine beträchtliche Rolle. Nach BOSL (1949, S. 34) war die »Schwaige« ein von der Grundherrschaft mit Rindern ausgestatteter Viehhof, der im 12. Jahrhundert häufig für die landwirtschaftliche Erschließung der Gebirgstäler verwandt wurde. Die Schwaighöfe waren jedoch auf Getreidezulieferung angewiesen. Es mußte daher im Interesse des Grund-

herren liegen, die Schwaighöfe zu Vollhöfen zu machen, die wirtschaftlich einigermaßen unabhängig die Ernährung eines größeren Gemeinwesens gewährleisten konnten. Im übrigen hat sich das Schwaigewesen in veränderter Form bis in die heutige Zeit erhalten, nämlich in der Gestalt der Almen. Da diese aber meist an der äußersten Grenze dessen liegen, was landwirtschaftlich noch lohnend ist und die Natur durch Lage und Klima den Spielraum des Menschen stark einengt, konnte es hier nicht mehr zur bäuerlichen Dauerbewirtschaftung kommen. Über Jahrhunderte hinweg hatte jedoch die Schwaige ausgesprochenen Pioniercharakter und bereitete einer breiter angelegten Landwirtschaft das Terrain vor. Das Wort Schwaige wird abgeleitet von dem althochdeutschen »sveigja« = Geflecht, Zaun (vgl. SANDBERGER o. J., S. 4). Nach dem früher üblichen Grundsatz, daß sich die bessere Fläche selbst schützt¹⁾, muß es sich bei den Schwaigen und »Pointen« (nach AIGNER 1966, S. 4 außerhalb der Feldmark liegende Einfänge, die später in vielen Fällen zu Bauerngütern wurden) bereits um mähfähige Grünlandereien gehandelt haben. Weidevieh und Wild wurde so gut es ging von der Beweidung dieser Flächen ausgesperrt, damit das Gras als Futter für den Winter gemäht und getrocknet werden konnte.

In »Ehgarten« steckt wie in »Ehalten« (Gesinde) oder »Ehalmen« das mittelhochdeutsche »e«, das soviel bedeutet, wie »eh und je« – »seit undenklichen Zeiten geltend« (vgl. DUDEN »Herkunftswörterbuch« 1963 S. 127). Die Ehgart-Flächen sind demzufolge die ältesten des urbar, d. h. des acker- und mähfähig gemachten Rodungslandes im Umgriff des Hofes. Sie lieferten das Winterfutter und waren damit Maßgabe für die Stückzahl des Weideviehs, das in den Staatswald getrieben werden durfte (vgl. RICHTER 1885, S. 292). Charakteristisch für das Ehgartland war die Wechselkultur zwischen Getreidebau und Grünland. Mehreren Grünlandjahren folgte der Umbruch und in der Regel der Anbau von Weizen, Roggen und Hafer. Dem Getreide vorangestellt wurde ab dem letzten Jahrhundert vielfach der Kartoffelanbau. Der Rhythmus war etwa 2/3 der Zeit Grünland und 1/3 Ackerland.

Die Größe der Ehgartfläche war vorwiegend von der bodenmäßig geomorphologischen Vorgabe her (Mulde, Verebnung usw.), andererseits aber auch von der zur Verfügung stehenden Düngermenge abhängig. Zweimähdigkeit setzte gelegentliche Mist- oder Jauchedüngung voraus. Die stalleigene Düngererzeugung war indes verhältnismäßig gering, wenn man eine durchschnittliche Rinderhaltung von 6 Stück Vieh rechnet. Hinzu kam, daß die Hälfte des Jahres ohnehin die Tierhaltung auf der hofnahen Ötz oder ferner gelegenen Alm überwog und keinen bringbaren Dünger abwarf. Im Stallmist kommen neben den Verdauungsendprodukten unterschiedliche, als Einstreu geeignete Pflanzenteile wie Sauergräser, Stroh, Nadelbaumreisig, Laub auf die Felder zurück. Das Trachten des Landwirtes war es mithin, das Düngerpotential möglichst auszuweiten. Er tat dies – da im Berchtesgadener Land kaum Feuchtfelder mit aberntbarer Gras- und Krautstreu zur Verfügung standen – indem er sich den Waldreichtum seiner Gegend zunutze machte und aus dem Wald Laubstreu entnahm. Die mit dem Ehgart-Land verbundene Ehgart-Wirtschaft, die nur in den verhältnismäßig regenreichen Berglandschaften möglich war, hatte gegenüber der

1) Nach einst gültiger Rechtsauffassung standen Wald und Flur zunächst dem Weidevieh offen. Wer Acker und Wiesen haben wollte, hatte sie selbst vor dem Weidegang des Viehs zu schützen (vgl. RICHTER 1885, S. 292).

Dreifelder-Wirtschaft den Vorteil, daß nicht 1/3 der ackerfähigen Fläche brachliegen mußte. »Bei einer Ehgartwirtschaft war das nicht nötig, unter der Grasnabe hatte sich der Boden stets mit Humus angereichert, so daß der Wiesenumbbruch mit anschließendem Sommergetreidebau stets recht günstige Erträge lieferte, wenn nur das Wetter mitspielte« (STUTZER 1977, S. 32).

Eine ausgeprägte Düngungs-Bewässerungskultur durch Bachableitung und Verrieselung mineralreicher Oberflächengewässer, wie sie etwa in den nahegelegenen niederschlagsärmeren Grauwacken- und Kristallinzonen des Zentralalpenkörpers häufig ist, bildete sich zwar im Berchtesgadenschen nicht aus, doch entdeckte der Verfasser auf dem Untersalzberg in der stark geneigten Ehgartenfläche eines Lehens die letzten Reste eines offenen Holzgerinnes, das zweifellos zur Bachableitung und zur Bewässerung diente. Das künstliche Rinnsal war durch einen Flor von Dotterblumen, Schaumkraut und Vergißmeinnicht gesäumt, was dem Wiesengrund ein ungemein heiteres und verspieltes Wesen gab. Im talseitigen Hang war die Düngewirkung des Gerinnes offensichtlich.

Der Ehgarten als Kernfläche des Hofes nahm im Verlauf der Kultivierung nach und nach die Züge eines wohlgepflegten Gartens an. Unebenheiten wurden verfüllt oder abgegraben, kleinere Felsköpfe entfernt, denn sie waren der Sense wie dem Pflug gleich hinderlich. Das Reizvolle und Eigenartige der Ehgärten ist der Kulturinsel-Aspekt, den sie in das Landschaftsbild und -gefüge einbringen. Das Relief verfeinert sich, es wird sichtbar und entfaltet unter der Hand des Kultivateurs ein sanftes Linienspiel, das in der ursprünglichen Natur auf dieser Stufe vom Wald bedeckt zu sein pflegt und nur gelegentlich in gebrochenen Konturen zutage tritt.

Das feine Egalisieren, das durch Pflug, Egge, Schaufel und Schubkarren bewerkstelligt wurde, wirkte wie Bildhauerarbeit in der Landschaft. Häufig wurden große Felsbrocken freigestellt. In der Gnotschaft Au diente einer dieser riesigen Felssturzböcke verbotenerweise der Protestantenbewegung, die hier besonders stark war, als Prediger- und Versammlungsort. Noch heute trägt dieser Fels den Namen »Predigerstein« (MERTZ 1933, S. 19). Nirgendwo in Bayern sonst wurde in derart landschaftsprägender Häufigkeit die Ehgartenfläche zum »saftig grünen Passepartout« der Hofstellen. Zum einen gibt es andernorts keine Bergbauern in ähnlicher Anzahl und Lage, zum anderen hat die bescheidene Betriebsfläche und der geringe Viehbestand nur einen ähnlich klein dimensionierten Ehgarten-Umgriff ermöglicht. Je nach Jahreszeit sieht man in sprechender Farbabstimmung die Ehgartenfläche, dann die einschürigen Wiesen oder Gschnoaden und schließlich die Tratten und Ötzen sich färben. Im Gras- und Krautaufwuchs dieser Flächen zeigt sich eine ähnlich farbige Unterscheidung. Vom klassischen Blumenpflückgrund der Ehgarten-Goldhaferwiese mit dem Krokuspekt im Frühjahr bis hin zum Gschnoad-Halbtrockenrasen mit Arnika und Orchideenarten findet sich eine breite Palette kulturfolgender, teils selten gewordener Gräser und Kräuter.

Gegenwärtig läuft die Ehgartenfläche Gefahr, ihren besonderen Charakter einzubüßen. Die Intensivierungstendenz in der Flächennutzung hat die kleinflächige Durchmischung der hofnahen Ehgartenbereiche stark beeinträchtigt. Funktionsverlust führte zu Objektverlust: Der Stein, auf dem der Hüterbube saß und Pfeifchen schnitzte, der Quellgumpen, aus dem Mensch und Vieh trank, ist genauso funktionslos

geworden, wie das einzeln stehende Feldgehölz, das den Bauersleuten zu Rast und Ruhe diente.

Der elektrische Zaun hat den Hüterbuben ersetzt. Aus der Quelle will oder kann niemand mehr trinken. So sind die Tage der Eigenart im Wiesengrund gezählt. An irgendeinem Samstagvormittag wird sie in Schwarzarbeit mit einer geliehenen Schubraupe über den Haufen geschoben und in die nahe Mulde verkippt, in die gelegentlich der Schlepper einzusinken pflegte. Dies alles erscheint vielen selbstverständlich. Jede Zeit fordert ihren Tribut; das war schon immer so. Was sagte wohl der Naturschutz, wenn er die Kultivierungstätigkeit der ersten bäuerlichen Ansiedler kommentiert hätte?

Es geht nicht um »Tränen für eine alte Landschaft«, es ist vielmehr Klage zu führen, daß die Veränderungen der Gegenwart die lange Tradition aufreißen, die darin bestand, daß aus jedem zunächst ökologisch störenden Eingriff in die Landschaft nach geraumer Zeit eine neue kulturlandschaftliche Wertschöpfung und Eigenartigkeit erwuchs. Dies ist heute immer seltener der Fall. Das Ausmaß und die Grobheit, mit der das morphologische Angesicht und das Pflanzenkleid der Landschaft deformiert, vernützt und »zurechtgedüngt« wird, ist in der Geschichte der alpinen Landschaftsentwicklung ohne Beispiel.

In den Tal- und Hanglagen des Berchtesgadener Landes wird örtlich, vor allem im steilen Gelände auf die Grünlandnutzung verzichtet. Werden die Goldhafer- oder Kohldistelwiesen nicht mehr gemäht, so nimmt der Anteil langhalmiger Gräser in dem entstehenden Grasfilz langsam zu. Die Nährstoffentnahme durch Mahd hört auf. Eine Artenverschiebung tritt ein. Das Beispiel einer längst nicht mehr gemähten Feuchtwiese in Hintergern zeigt, wie z. T. nitrophile Hochstauden, wie Ampfer (*Rumex*-Arten), Lichtnelke (*Melandrium rubrum*), Weidenröschen (*Epilobium hirsutum*), Minze (*Mentha longifolia*), Brennessel (*Urtica dioica*), Baldrian (*Valeriana officinalis*), Engelwurz (*Angelica silvestris*) in eine glatthaferreiche Kohldistelwiese einwandern. Konkurrenzkräftige Horst- und Langgräser wie Wiesenschwingel (*Festuca pratensis*), Knautgras (*Dactylis glomerata*) und Rasenschmiel (*Deschampsia caespitosa*) dürften sich noch weiter ausbreiten. Hochstauden und Horstgräser fungieren als »Entwicklungssperren«, die quasi-stabile Dauerstadien beherrschen (vgl. KTBL-Arbeitsgemeinschaft 1976, S. 16). Sie vermögen über Jahre hinaus durch ihren Wurzelfilz das Keimen und Aufwachsen des Gehölzanfluges zu verhindern. Nur bei Massenankunft von Baumsamen bestehen Keimchancen. Die natürliche Sukzession wird jedoch in vielen Fällen, sogar auf wasserzügigen Hängen, durch Fichtenanpflanzung unterdrückt. Die Fichte wird als wirtschaftlich interessanteste Baumart bevorzugt. Sie verlangt weniger Sicherungsmaßnahmen gegen Wildschäden und man schätzt es überdies, daß ihr Stangenholz noch als Faserholz für die Papierherstellung Absatz findet. Im Berchtesgadener Land wurden noch in jüngerer Zeit sogar vom Staatsforst Fichtenmonokulturen auf Grünland angelegt (z. B. am Südhang des Hohen Zinken, westlich Schellenberg).

Die natürliche Bewaldung pflegt von den Waldrändern aus vorzustoßen. Die Beschattung unterdrückt dichten Grasfilz, der die Keimung von Baumarten verhindern könnte. Der Vorgang erfolgt indes sehr langsam. Im Berchtesgadener Land findet sich Anflug oft wenige Meter von den dicht belebtesten Straßen entfernt (z. B. beim Brunnenhaus an der Alpenstraße). Im allgemeinen sind Bergahorn und Esche Pioniere der Wiederbewaldung. In der weiteren Sukzession gelangen

schnellwüchsige Arten (also ausschließlich Laubbäume) zur Vorherrschaft, würde nicht durch menschlichen Eingriff der Anteil der Fichte dominieren (vgl. ALPENINSTITUT 1975, S. 133).

5.2.1.2 Gschnoader und Buckelwiesen

Unter »Gschnoad« wird, wie bereits unter Abs. 3.2 ausgeführt, eine einschürige, ungedüngte, meist stark hängige Wiese verstanden, deren landwirtschaftlicher Wert im Aufwuchs des sog. Wiesheus liegt. Der Umbruch, d. h. der Ackerbau kam für diese Flächen nicht mehr in Frage, weil sie meist zu flachgründig und zu steil sind. Das Düngerpotential des Hofes reichte überdies nicht aus, die Produktivität dieser Flächen zu erhöhen bzw. den Flächen, die durch die Mahd entzogenen Nährstoffe zurückzugeben. Gschnoader werden bis in die Gegenwart mit der Sense gemäht, weil aufgrund der Steillage oder des bewegten Feinreliefs und der geringen Wuchshöhe des Wiesheus ein Maschineneinsatz nicht möglich ist. Die Mahd selbst, die erst im Hoch- bis Spätsommer erfolgt, erfordert hohe Festigkeit, Übung und vor allem eine gute Senseschneid. Wohl dieser überragenden Bedeutung des Mähens wegen, wurde diesem Teil der Feldflur der Name Schneid oder »Gschnoad« (in der Dialekt-sprache) gegeben.

Der Begriff der Gschnoader ist weitgehend gleichbedeutend mit dem der Buckelweisen. Die Buckelwiesen des Berchtesgadener Landes liegen fast immer auf Lockergestein, entweder auf kalkreichem Moränenschutt oder noch häufiger auf den Dolomitgrus-Fächern oder -Rücken. Auf solchen geologischen Unterlagen war die Buckelung der Oberfläche die Regel, wie unschwer die kaum oberflächenveränderten Flurränder, Grenzflächen und vor allem die Waldböden im Bereich der Lockergesteinsschüttungen erkennen lassen. Die ausgeprägtesten Buckelwiesengebiete, die heute noch als Gschnoad genutzt werden, finden sich in den moränen- und schuttbedeckten Mittelgebirgslagen über den Tälern. So in den klassischen Bergbauerngebieten von

- Ettenberg, Hintergern, Kneifelspitz, (meist auf Untersberg-Verwitterungsmaterial)
- Loipl, Engedey (meist Dolomitgrus aus dem Lattengebirge)
- Ramsau, Antenbichl, Taubensee, Schwarzeck (Ramsau-Dolomitgrus).

Im Bereich der Hallstätter Einheit (siehe Abs. 2.2), in der Mittelgebirgslandschaft von Salzberg, Oberau bis Götschen (Haselgebirge, Zlambachschichten, Hallstatt-Kalke) fehlen Buckelwiesen; Gschnoader sind hier selten, weil die Geländegestalt wesentlich weicher ist und mittel- bis tiefgründige Mergelverwitterungsböden vorherrschen. Dies begünstigte besonders den Ackerbau. Die höchsten Buckelfluren mit außerordentlich starker Bodenbewegung finden sich auf der nicht mehr bestoßenen Schönbichlalm im Steinernen Meer auf etwa 1.800 m Höhe, im Vorfeld eines Firnschneegrabens. Hier kann hervorragend die Entstehung der Buckelfluren unter periglacialen Bedingungen, durch Solifluktion und Feinerosion, wie sie ENGELSCHALK (1971, S. 144) schildert, verfolgt werden. Hier herrschen quasi noch jene kaltzeitlichen Bedingungen, die im Übergang von der letzten Eiszeit zur gegenwärtigen Warmzeit die Grundstruktur der Berchtesgadener Buckelfluren schufen. Starke chemische Verwitterung durch Niederschlagswasserabzug und stärkere Humusbildung in den Dellen lassen die Aufbuckelung fortschreiten. Angesichts des Flächenumfangs und des außergewöhnlichen floristischen Reichtums der Berchtesgadener Buckelwiesen (siehe Tabelle) verwundert es, daß diese charak-

teristische Eigenart selbst in Fachkreisen bisher kaum bekannt war¹⁾ Dabei kann der Berchtesgadener Bestand als das im Naturzustand größte Vorkommen nach den Mittenwalder Buckelwiesen bezeichnet werden (vgl. ALPENINSTITUT 1975, S. 128). Verglichen mit den Mittenwalder Vorkommen sind diejenigen des Berchtesgadener Landes eher noch reicher an Arten und floristisch stark ostalpin getönt. Dies ist zum einen Folge der größeren Gesteinsmischung der Grus- und Schotterkörper, der typischen Kleinräumigkeit der Landschaft und der fließenden Übergänge der Buckelwiesen-Gschnoader in die Baumhage und Weidewälder der Tratten, Ötzen und Freien. Zum anderen sind weder in Mittenwald noch in Oberjoch die Buckelmäher über so viele einzelne Teilräume und Expositionen verstreut (vgl. auch ZIELONKOWSKI 1980, S. 23).

Eine derart kleinräumige Nutzungsmischung wie in Berchtesgaden ist im bayerischen Alpenland einzigartig und daher in besonderem Maße eigenartig, was STEUB, den feinsinnigen Alpenwanderer und Literaten, schon 1860 (S. 391) zu folgenden Äußerungen veranlaßte:

»In der Tat ist das Ländchen äußerst schmuckreich – im bayerischen Gebirge mit keinem andern, auch nicht mit der Umgebung von Partenkirchen zu vergleichen, welcher Ort sonst in seinem Wettersteingebirge den einzigen ebenbürtigen Doppelgänger des Watzmanns aufzuweisen hat. Partenkirchen und Garmisch, sein Schwestermarkt liegen nämlich in einem glatten offenen Wiesenthal, Berchtesgaden dagegen auf schluchtigen, buckeligen Halden, deren immer wechselnde Gestaltung das Auge stets von Neuem fesselt.«

Im Detail ohne Beispiel ist die mosaikartige Zusammensetzung der wohl prächtigsten Buckelwiesen im Hangschulterbereich der Ettenberger Stufe. Je nach Humusanreicherung und Aushagerung wechseln sich auf den Buckeln die kalkholde Schneeheide (*Erica carnea*) und die kalkmeidende Besenheide (*Calluna vulgaris*) ab. Letztere stellt sich besonders gern im Streufallbereich einzelner Buchen und an Verhagerungsstellen durch Laubstreugewinnung ein.

Im Frühjahr, in der Ausaperungszeit tragen die Buckelwiesen ein heiteres weiß-grün-geschecktes Gewand. In den Dellen hält sich der eingewehte Schnee oft mehrere Wochen länger und trägt somit nicht nur typisch zum jahreszeitlichen Bildwechsel bei, sondern verlangsamt die Abschmelze und zieht, durch die Senken begünstigt, Wasser in den durchlässigen Untergrund ab. HABER wies anlässlich eines Vortrags beim Deutschen Werkbund (1971) über die Zukunft der Alpen zu Recht auf die besondere Bedeutung des Kleinreliefs für den Wasserhaushalt hin. Der Muldenrückhalt erhöht in Verbindung mit dem Schotteruntergrund das Versickerungspotential der Buckelfluren außerordentlich und läßt das Maß ihrer hydrologischen Bedeutung erkennen.

Der Futterwert der Gschnoader wird unterschiedlich hoch eingeschätzt. Während Grünlandwissenschaftler nur von geringer Futterwertigkeit sprechen und sich dabei auf Eiweiß- und Stärkegehalt beziehen, weisen Bergbauern auf die besondere Bedeutung des Wiesheus als »Medizinheu« hin (mündlich). Ihrer Meinung nach ist »Heu am Stein, Fleisch am Bein« besonders gesund und schmackhaft für das Weidevieh. Vielfach wird heute noch das Eghartheu und Wiesheu auf getrennte Heustöcke gebracht. Das Wiesheu wird als »Appetitmacher« und Medizin« krankem oder geschwächtem Vieh gereicht. Früher wurde es in Fällen besonderer Leistungsanforderung an Zugtiere verfüttert. Angeblich sollen die Tiere bei Wiesheufütte-

1) Ansehnliche Buckelwiesenreste sind in Bayern nur an drei Stellen erhalten geblieben: Um Mittenwald, bei Oberjoch im Allgäu und im Berchtesgadener Land.

Abb. 5:

Vegetationsaufnahmen in den Buckelwiesen

Vegetationsaufnahmen im	Ettenberger Hang	Loipl-Roisler	Hintergern	Hintersee
Nr.:	1	2	3	4
- <i>Gladiolus palustris</i>	+			
<i>Molinia litoralis</i>	2	2	2	
<i>Carex humilis</i>	2			
<i>Calamagrostis varia</i>	1	2	2	
<i>Trifolium montanum</i>	+	+	+	
<i>Tofieldia calyculata</i>	1	+	1	
- <i>Gentiana clusii</i>	+	+	+	
- <i>Gentiana verna</i>	+	+	+	
<i>Gentiana germanica</i>	+	+	+	
<i>Anthyllis vulneraria</i>	+	+	+	
- <i>Carlina acaulis</i>	+	+	+	
<i>Carex flacca</i>	1	2		
<i>Centaurea jacea</i>	+	+		
<i>Campanula rotundifolia</i>	+	+		
<i>Koeleria pyramidata</i>		2	1	
- <i>Linum viscosum</i>		1	+	
<i>Carex sempervirens</i>		3	2	2
<i>Laserpitium siler</i>			+	+
<i>Galium boreale</i>			+	+
<i>Globularia elongata</i>			+	+
<i>Teucrium chamaedrys</i>			+	+
<i>Carduus defloratus</i>			+	+
<i>Festuca ovina</i>				1
<i>Trifolium pratense</i>				+
<i>Thymus pulegioides</i>				+
<i>Pimpinella saxifraga</i>				+
<i>Centaurea scabiosa</i>	+		+	
- <i>Platanthera bifolia</i>	+		+	
- <i>Rhodothamnus chamaecistus</i>				+
- <i>Convallaria majalis</i>	+		+	
<i>Briza media</i>	1			+
<i>Prunella gradiflora</i>	+	+	+	+
<i>Rhinanthus minor</i>	+	+	1	+
<i>Scabiosa columbaria</i>	+	+		+
<i>Lotus corniculatus</i>	+	+	1	+
<i>Sesleria coerulea</i>	1	2	2	1

Quelle: Aufnahme RINGLER/HERINGER 1974

- = Pflanzenart steht auf der »Roten Liste« der bedrohten Pflanzenarten Bayerns, Bayer. Landesamt für Umweltschutz

zung mit geringeren Mengen als bei Eghartheu auskommen. Dasselbe wird über den Wert des Weideaufwuchses auf den Hochalmen berichtet.¹⁾ Es nimmt deshalb auch nicht wunder, daß man in Notzeiten oder bei besonderer Tüchtigkeit des Bauern verstreut auf Lichtungen der Talgewände, auf Lawenstrichen und sonstigen Flächen mähte, die ob ihrer Kleinflächigkeit und Unzugänglichkeit für ständige Mäh- und Weidewirtschaft ungeeignet waren. Der Futtermangel oder die »Sammlerleidenschaft« trieb manche Bauern mit der Sense bis in die alpinen Wildheuplanken im Bereich der Baumgrenze. Selbst im 20. Jahrhundert wurden solche »Mäher«, in Hochlagen z. B. in 1.450 m Höhe am Bannkopf (Untersbergmassiv) noch gemäht. Das Futter mußte erst über Felsabstürze auf besser erreichbare Plätze geworfen werden. Von dort wurde es, in Bürden zu je 1 bis 2 Zentner, zwei Stunden auf dem Rücken in die Hofstelle in Obergern getragen (mündliche Mitteilung von RASP Franz, Bauer in Obergern).

In den letzten Jahren häufen sich die Anzeichen, daß die Buckelwiesen mehr und mehr zu antiquierten Kulturlandschaftselementen zählen, die nicht mehr durch die landesübliche Form der Landbewirtschaftung aufrechterhalten werden. Wie alle anderen gefährdeten landschaftlichen Eigenartsträger sind sie das reife Ergebnis jahrhundertelanger mühseliger Handarbeit, die zu leisten man heute kaum mehr willens oder in der Lage ist. Die Mahd auf Gschnoadflächen erfordert ca. 40–50 Stunden/ha (MUTZBAUER 1977, S. 8) und somit einen mehrfach höheren Zeitaufwand als maschinell erntbare Flächen ähnlicher Lage. Eine Mechanisierung der Gschnoadermahd ist nur in wenigen Fällen mittels des handgeführten Motorjähers möglich. Steilheit und Geländeunebenheit sowie Kürze des Aufwuchses bedingen meist Handmahd. Zwar begünstigt einerseits die traditionelle Nebenerwerbslandwirtschaft die Mahd dieser Flächen, weil die jeweiligen Lehensanteile über 1–2 ha kaum hinausgehen und Bodenverbundenheit, Stolz und Ordnungssinn nach wie vor wirksam sind, doch ist aus eben dem gleichen Grund oft der Dünger- und Maschineneinsatz überdurchschnittlich. Der Maschinenpark steht dann in keinem Verhältnis zur Rentabilität der Landwirtschaft. Er wird vielfach mit den Erlösen aus der Neben- und Zuerwerbstätigkeit beträchtlich gefördert.

Seit die Landtechnik die vierradgetriebenen, außerordentlich geländegängigen Mäh- und Ladefahrzeuge auf den Markt brachte und eine günstige Einkommenssituation deren verstärkten Einsatz möglich machte, ist das Verschwinden der verbliebenen Gschnoadwiesen nur mehr eine Frage der Zeit. Mit Hilfe dieser Geländefahrzeuge wird es möglich, selbst auf extrem geneigten und ausgeformten Flurteilen Dünger auszubringen, den Futteraufwuchs zu vergrößern und die Heuwerbung maschinell zu betreiben. Allerdings setzt dies voraus, daß vorher durch Egalisierung der größten Unebenheiten, d. h. durch Brechung der Buckelung die Flur maschinenfähig gemacht wurde.

Während in der von Menschen und Tierkraft betriebenen frühen Landwirtschaft je Hektar Buckelwiese etwa 30 dz Heu zu ernten war, ist in vielen Fällen infolge Düngung und Melioration ein Hektarertrag von 100 dz durchaus möglich. Die Energie-Inputs hierzu liegen bei 1.700 kcal/m² und Jahr (vgl. FALK 1976, S. 141–150). Der Energieeinsatz für diese Steigerung indes beträgt gut das Sechzig- bis Achtzigfache. Wenn im Berchtesgadener Land rd. 37% der Betriebs-

fläche aus extrem häufig gebuckelter Hanglage mit mehr als 40% Hangneigung bestehen (MUTZBAUER 1977, S. 8), dann kann man erahnen, in welchem Ausmaß die Eigenart der Berchtesgadener Kulturlandschaft bedroht ist. Gerade die Kleinteiligkeit und Vielfalt von Relief und Pflanzenkleid aber bestimmen das Naherlebnis, das hinsichtlich der Erlebniswirkung der Landschaft vielfach unterschätzt wird. Wenn der Berchtesgadener Sommergast künftig aussch. hochproduktive Fettwiesen mit ihrer Arten- und Farbenarmut durchwandern wird, ahnt er wohl kaum, daß entscheidende Erlebniswerte einst nicht auf die Watzmannkulisse beschränkt waren, sondern auch dem Blumenflor, dem Kleinrelief und dem Feuchtigkeitswechsel in nächster Nähe entsprangen.

Gschnoaden sind stärker als Futterwiesen der Bewaldung ausgesetzt, da sie lückige Rasen mit geringer Substanzproduktion tragen. Auf den extrem flachgründigen Rendzina-Böden der Buckelwiesen vom Anthericum-Koeleria-Typ läßt sich verschiedentlich Kiefernanzug beobachten. Auf beweideten Buckelwiesen besteht allgemein eine wesentlich stärkere Bewaldungsneigung, da sich durch Viehtritt-Narbenversatz günstige Keimstellen bieten.

Die einzigartige Pflanzendecke einschüriger »Gschnoaden« verändert sich bei Einstellung der Mahd merklich: Ausbleiben der Orchideen und Enziane, dominieren langhalmiger Horstseggen, langsame Bewaldung mit Kiefer, Eiche, Birke, Buche und Mehlbeere. Bei Umstellung auf Rinderweide entwickelt sich sehr rasch eine artenärmere Fettweidegesellschaft. So ist der Großteil der Ettenberger Buckelwiesenvegetation nur durch sofortige Einstellung der Beweidung, die 1975 begonnen wurde, zu retten. Die wertvollsten Gesellschaftsglieder der südbayerischen Heidewiese¹⁾ können nur durch Sicherung der noch vorhandenen Bestände erhalten bleiben, weil sie neue Standorte nicht oder nur dürftig wiederzubesiedeln vermögen (vgl. ALPENINSTITUT 1975, S. 134). Es ist im Auge zu behalten, daß eine Pflanzengemeinschaft von der Farbenpracht und Qualität einer Buckelwiese nur in Jahrhunderten entsteht und nicht kurzfristig aus einer Futterwiesenbrache entwickelt werden kann. Leider wurden Buckelwiesen bis in jüngste Zeit z. B. mit staatlicher Förderung planiert, aufgedüngt und im schonendsten Fall in Weide überführt. Nur wenige dieser seltenen Landschaftsteile werden noch gemäht (Loipl, Ettenberg, Kneifelspitze). Einzelne Buckelwiesen bewalden sich infolge Hofaufgabe (z. B. östlich Maria Gern) oder werden von Fichtenanzug als Folge der Unterbeweidung überwachsen (nördlich Hintersee) oder mit Fichten aufgeforstet.

Da die blütenreichen alpinen Urwiesen des Nationalparks den meisten Besuchern nicht zugänglich sind, kommt den naturnahen Rasen des Talraums eine erhöhte Bedeutung als Anziehungspunkte des Erholungsverkehrs zu. Für die Vegetationskunde sind die erhaltenen Reste des Berchtesgadener Buckelwiesengebietes unersetzlich, weil sie einen steppenheideartigen Rasentyp tragen, den es im bayerischen Alpenraum sonst nicht wieder gibt.

5.2.1.3 Tratten

Unter denen, die schon früh die Schönheiten des Berchtesgadener Ländchens schilderten, gibt es kaum einen, der nicht auch die Baumhaine und den Flurhölzschmuck, die leuchtenden Farben der herbstlichen

1) Arten wie *Linum viscosum* und *Gladiolus palustris* besitzen im Berchtesgadener Buckelwiesengebiet ihren einzigen südostbayerischen Standort. Die Feuerlilie findet sich sonst erst wieder im Primal.

1) SILBERNAGL (1977, S. 7)

Laubbäume gepriesen hätte und dies mit Recht. »Die Tratten und Ötzen, welche Wege beschatten, Bäche begleiten, die Kulturfläche gegen den Wald hin säumen und die Hügelkuppe krönen, bedingen Eigenart und in höchstem Maße Zierde und Anmut dieser Landschaft« (vgl. STEUB, 1960, S. 379).

Ursprünglich war die Tratte (vgl. auch Abs. 3.2) auch nichts anderes als eine Allmendeweide in landesherrlichem Besitz, die zwischen den Höfen und Weilern eine Wegeverbindung öffentlich gewährleistete und zugleich im Frühjahr und Herbst vor und nach dem Almaftrieb als Viehweide für die Anrainer diente. Deshalb waren die Tratten früher und sind es z. T. auch heute noch gegen die Kulturfläche der Bauern hin mit Steinwällen, Stecken-, Stangen- oder Spalterzäunen abgegrenzt.

Die Bauern hatten das Recht, in den Tratten zu schwenden, d. h. den Jungwuchs an Bäumen zu beseitigen. Da sie aber neben der Weidenutzung auch an der Laubstreunutzung interessiert waren, ließen sie in aller Regel Laubbäume in lockerem Verband stehen. Nadelbäume, mit Ausnahme der Lärche, wurden meist beseitigt, weil sie zu sehr in Lichtkonkurrenz mit der Weidevegetation standen. Häufig kommt es heute vor, daß die Wegereihaltungsfunktion der Tratten hinfällig geworden ist, weil infolge neuer Verkehrsmittel andere Wegetrassen notwendig wurden. So ziehen sich teils unvermittelt Laubholzbänder durch intensiv genutztes Mähweideland, gleichsam als Erinnerung an frühere Zustände (vgl. auch RICHTER 1885, S. 293). Landschaftsästhetisch wie funktional gesehen besitzen diese Laubholzhage mit alten Zaunresten, da und dort mit Felskopfeinstreuung und Hohlwegüberbleibseln, einen außerordentlichen Wert. Sie geben der Landschaft etwas großzügig Parkhaftes, das in seiner spielerischen Art leichter und lockerer wirkt als etwa die strenge Baumhaglandschaft des Tölzer Raumes.

Im Berchtesgadener Land, wo die wuchtigen Konturen des Großreliefs vorherrschen, die sich menschlicher Einflußnahme entziehen, sind es die Vegetationsgegensätze, die Wald-Wiesengrenzen, die filigranen Linienführungen der Tratten und Feldhage, die das Landschaftsbild durchformen und gliedern. Die Vegetation steigert die Wahrnehmung der Reliefform, hebt Kuppen hervor, zeichnet Gräben und Kanten nach und gliedert gleichförmige Reliefeinheiten in verschiedene Wahrnehmungselemente. Hinzu kommt, daß die Vegetationsmuster der menschlich überformten Kulturlandschaft um so auffälliger sind, je steiler das Gelände ist. Der jahreszeitliche Wandel der Laubfärbung bringt eine weitere dynamische Eigenart in die Berchtesgadener Landschaft. Der Ahornreichtum insbesondere ist es, der im Herbst die Hänge mit ihrer Tratten-, Ötzen- und Freienzier in ein leuchtendes Goldgelb taucht. In der kalten Jahreszeit wächst schließlich die Transparenz der Landschaft, sie nimmt graphischen Charakter an, wird licht und hell, dieweil das Laubkleid der Bäume geborgen und meist in Tragtüchern zu den Lehen gebracht wird, wo es mit Rinderdung versetzt, das frische Grün des Frühlings auf den Egartflächen vorbereiten hilft. Düster sind indes die Fichtenschläge, die wie herabgelassene Rollläden immer häufiger über die Hänge herabkriechen und Pflanzen-, Formen- und Farbenreichtum unter sich ersticken.

Der Bergahorn gehört zwar von jeher in die Waldgesellschaft der Berchtesgadener Wälder, denn er liebt die frischen kalkreichen Berghänge dieses Ländchens; jedoch bestandsbildend und landschaftlich dominierend tritt er zunächst in der Natur nirgends auf (vgl. ELLENBERG 1963, S. 64). Seine Begünstigung

verdankt er eindeutig dem menschlichen Einfluß. Da er sehr leicht zersetzbares und als Dünger geschätztes Laub abwarf und überdies begehrtes Werkholz für die Holzwarenfertiger lieferte, wurde er in den hainartigen Wäldchen, den sog. »Tratten«, in Hofnähe nicht nur geduldet, sondern sogar seitens der fürstlichen Regierung zielstrebig gefördert. So war es Pflicht eines jeden Lehensinhabers, anlässlich von Hochzeit und Generationswechsel Ahornbäume zu pflanzen (LEBLING 1935, S. 39).

Tratten wurden in den letzten Jahrzehnten in erheblichem Umfang für die Wohnbebauung in Anspruch genommen. Vielfach gelten sie als unnützer Grund, dessen Bebauung zum Akt einer landeskulturellen Veredelung gleichkommt, nicht zu Lasten der eigenen Wirtschaftsfläche geht, sondern Staatsforst-Areal beansprucht.

Durch den Ausbau der Hofverbindungswege zu stark befahrenen Fremdenverkehrsstraßen ist überdies die Beweidung der Tratte erheblich behindert. Das Weidewiech an ungezäunter Straße stört und stellt ein potentiell Verkehrshindernis dar. Picknickmachende Urlauber gefährden andererseits das Vieh durch liegengelassene Abfälle. Fließende Nutzungsübergänge, wie sie für die altartige Landschaft typisch waren, scheinen nicht mehr in unsere Zeit zu passen. Die Geisteshaltung, alles im Griff haben zu müssen, dieses Eindeutige, das nicht dulden kann, daß etwas »sowohl als auch« sein kann, treibt immer mehr Berchtesgadener Landschaftseigenart aus.

5.2.1.4 Freien

Unter dem Begriff »Freien« versteht man die verstreut liegenden 260 ha großen, der Laubstreugewinnung und dem Viehtrieb dienenden Flächen der Heimweiderechtsbezirke im Staatsforst (vgl. MEISTER 1974, S. 28). Wie der Name weiter zu erkennen gibt, handelt es sich bei den Freien um Bereiche, wo es etwas »frei« gibt. Die von der Fürstpropstei beschränkt gewährte Freiheit des Laubrechens bzw. des Weidens bedeutete für den Lehenseigner mehr Streu, mehr Dünger, mehr Futter, mehr Vieh, mehr Wohlstand. Begrenzend war dabei weniger die Gunst des Landesfürsten, als vielmehr die Wuchskraft und Sicherung der Nachhaltigkeit der Waldwirtschaft. Man sucht im Berchtesgadener Land denn auch vergebens nach einer Laubrechfläche im Weidewald, die schwerwiegende Schäden infolge von Übernutzung zeigen würde. Offensichtlich war die nachschaffende Nährstofflieferung aus dem Gesteinsuntergrund und der kolluvialen Fracht aus den höheren Regionen ausreichend¹⁾ Gewisse Bodenverarmung in Richtung Versauerung trug örtlich zur Steigerung der floristischen Vielfalt bei, wie den beiliegenden Vegetationsaufnahmen unschwer zu entnehmen ist. Vor allem zeigt sich dies auf Dolomit-Hangschutt (vgl. Abb. 6).

Das Ahornlaub pflegte man nach den ersten Herbstfrösten mit Besen zusammenzukehren und mit Bürden auszutragen. Buchenlaub, das weniger leicht verwest als Ahornlaub, wurde erst im Frühjahr in leicht feuchtem, angerottetem Zustand aus den Wäldern gereicht. Nach KÖSTLER/MAYER (1974, S. 9) werden auf etwa 29 Freien mit 837 Tagwerk etwa 2.655 Laubbäume gezählt, die eine Laubnutzung von 902 Bürden und 116 einspännigen Fudern erbrachten. Zusätzlich wurden noch etwa 16 Fuder Moosstreu gesammelt. Die zur Brennholzversorgung dienenden

1) Starke Bodendegradation scheint sich verstärkt in ebener Lage einzustellen, wo keinerlei Vertikaldynamik mehr den Versauerungs- und Auswaschungshorizonten entgegenwirkt, z. B. in den fränkischen »Steckerles-Wäldern«.

Abb. 6:

Vegetationsaufnahme in den Weide-, Tratten und Pfeifengras-Buchenlaubstreu-Kiefernwäldern

VA Nr.	Tratten		Pfeifengras-Buchenlaubstreu-Kiefernwald	
	1	2	3	4
Exposition	S	E	SE	E
Gestein	Ramsaudolomit m. Hangschutt	Hangschutt u. Moräne über Ramsaudolomit	Ramsaudolomit m. Hangschutt	Ramsaudolomit m. Moräne
<i>Fagus silvatica</i>	2	1	+	4
<i>Melica nutans</i>	+	+	+	+
<i>Laserpitium siler</i>	1	+	2	
<i>Calamagrostis varia</i>	2	3	+	
<i>Buphthalmum salicifolium</i>	+	+	+	
- <i>Cephalanthera rubra</i>	+	+	+	
<i>ensifolia</i>	+	+	+	
<i>Carex flacca</i>	+	1	+	
<i>Laserpitium latifolium</i>	+	2	+	
<i>Sorbus aria</i>	2	2	+	
- <i>Helleborus niger</i>	+	+		
- <i>Epipactis atrorubens</i>	+	+		
<i>Digitalis ambigua</i>	+	+		
<i>Carduus defloratus</i>	1	+		
<i>Scabiosa columbaria</i>	+	+		
<i>Rubus saxatilis</i>	+	+		
<i>Mercurialis perennis</i>	+	+		
<i>Prenanthes purpurea</i>	+	+		+
<i>Erica carnea</i>	+	1	+	
<i>Rhinanthus minor</i>	+			
<i>Euphorbia cyparissias</i>	+		+	
- <i>Carlina acaulis</i>	+	+		
- <i>Lilium martagon</i>	+			
<i>Arabis coerulea</i>	+			
<i>Origanum vulgare</i>	+			
<i>Fragaria vesca</i>	+			
<i>Pimpinella saxifraga</i>	+			+
<i>Carex digitata</i>	+			
<i>Astrantia major</i>	+			
<i>Aposeris foetida</i>	+	+		+
<i>Homogyne alpina</i>	+			+

bedeutet Vermerk in der Roten Liste bedrohter Farn- und Blütenpflanzen Bayerns, Bay. Landesamt für Umweltschutz.

Fichten- und Tannenäste erbrachten mit ihrem Nadelwerk ebenfalls Einstreumaterial.

Von den Forstbehörden wurden die 133 Laubnutzungsrechte (1 Recht = 363 rm Laub) nur notgedrungen geduldet und stets darauf hingewiesen, daß sie dem Waldwachstum abträglich seien. Das Trachten dieser Behörde war vorwiegend auf Ablösung der genannten Nutzungsart ausgelegt. Wird die Laubnutzung eingestellt, so häufen sich – wenn Buchenbestände vorherrschend sind – saure Laubstreulagen an. Versauerungszeiger wie die Heidelbeere bilden flache Wurzelschichten in den Streulagen aus und breiten sich vegetativ schnell aus. So dehnen sich Heidelbeer-Borstgras-Flecken auch auf basischen Rendzinen immer weiter aus. Mit dem Nachwachsen von Jungbuchen verarmt die Krautschicht besonders in stein- und blockfreiem Gelände. Bei leichtzersetzlicher Ahorn-, Linden- oder Ulmenstreu tritt keine Versauerung ein. Die Krautschicht bleibt auch wegen der höheren Lichtdurchlässigkeit dieser Baumarten reichhaltiger.

In Zeiten besonderer Futterknappheit wurde, so versichern die Bauern, in den Freien auch gemäht, wenn der Winter übermäßig lange dauerte nicht selten auch Tanne geschneitelt und das feine Reisig an die Rinder verfüttert. Die Bewohner der Gnotschaft Loipl – in der montanen Höhenstufe lebend – wurden wohl auch deswegen bisweilen als »Daxenfresser« (Daxen = Astwerk der Nadelbäume) verspottet. Die geringe Kontrollierbarkeit des Geländes infolge Ablegenheit und stillschweigende Duldung durch die Landesherrn gewährten Nutzungsspielraum, der durch alle Wechselfälle der Geschichte hindurch die Existenz der Bevölkerung weitgehend störungsfrei sicherstellte.

5.2.1.5 Ötzen

Die »Ötzen« schließlich treten als sehr lichte, spärlich strauch- und baumgegliederte umzäunte Hutweiden in Erscheinung und runden das Bild der von altartigen Nutzungsweisen geprägten Berchtesgadener Landschaft auf spezielle Art ab. Sie dienen, wie schon der Name sagt, vorwiegend der Atzung der Rinder, die im Sommer nicht auf die Alm genommen werden. Morphologisch fällt ins Auge, daß die sich in meist hängiger Lage befindlichen Ötzen in Richtung der Höhenschichtlinien kleinstufig getrept sind. Landläufig spricht man in diesem Zusammenhang von »Viehgangerl« oder humorvoller von »Ochsenklavieren«. Steinköpfe und Flurfelsen sind in der Ötz teils noch in ursprünglicher Häufigkeit vorhanden. Es war kein zwingender Anlaß da, sie zu entfernen, denn das Maul der Tiere arbeitete gezielter als die Sense. Bodenegalierungen waren ebenfalls nicht nötig – so schied sich der Ötzboden deutlich vom Mähboden durch mehr holperige Bewegtheit ab. Durch den Viehfraß nehmen Sträucher und aufwachsende Bäumchen vielfach Nest- und Zuckerhutformen an. Das verleiht den Ötzen bisweilen das Aussehen skurril-romantischer Alpinum-Gärten, wie man sie des öfteren in Nachbildung um neuerbaute Häuser sehen kann. Diese käufliche »Wildnis« aus zweiter Hand nimmt in dem Maße zu, in dem die »Wildnis« der Ötzen der Kultivation zum Opfer fällt.

Im Unterschied zur Buckelwiese, dem Gschnoad, das so gut wie keine Düngervorsorgung erhält und auf der durch die ersatzlose Futterentnahme eine gewisse Boden- und Nährstoffaushagerung stattfindet, wird auf der Ötz der Nährstoffkreislauf durch den Rinderdung weit stärker geschlossen. Dadurch, daß innerhalb der Weide örtlich Nährstoffanreicherungs- bzw. Verarmungszonen entstehen, durch Viehtritt und Narbenversatz allzeit zahlreiche Keimungsmöglichkeiten

für Gehölzanflug gegeben sind, ist das Vegetationsmosaik nirgends bunter als in den Ötzen. In ihnen treten uns die letzten Reste eines archaischen Landschaftstyps entgegen, der den Menschen zumindest seit der Jungsteinzeit bis in unsere Epoche herein begleitete und prägte. Entscheidend für diesen Typ der Landschaft und seine Erlebnisstärke ist neben dem parkartigen Bewuchs die dominierende Rolle des Weidetieres, das dem Menschen hier am naturhaftesten begegnet. Wie verhalten sich in der Weidelandschaft doch Tier und Mensch gleichermaßen zwangfrei und natürlich. Das sichtbare Wohlbefinden des sich am Baum wetzenden Rindes findet sein Gegenstück im rastenden Sommerfrischler, der sich einen Sitzfelsen sucht, seine Schuhe auszieht und seine Füße in einem kleinen Rinnsal kühlt. Die Weidelandschaft muß einem bleibenden innermenschlichen Seelenbild entsprechen. Anders ist es nicht zu verstehen, daß ein Großteil der alpenländischen Volkslieder, der ersten Landschaftsmalerei, der Werbe-Imagos, Prospekte und Ansichtskarten das »Rest-Paradies Weidelandschaft« als Dreiklang von Landschaft-Tier-Mensch zum Inhalt hat. Weidelandschaft ist auch die Alm, doch ist sie entlegen im »obersten Stockwerk« des Berchtesgadener Landes und für viele nicht so leicht erreichbar und erlebbar, wie die Ötz hinter dem Hof, auf dem man gerade zum Urlaub weilt.

Aspektbestimmend sind oft seltene Waldrand- und Lichtpflanzen (Waldvögelein, Frauenschuh, Fingerhut, Arnika, Enziane u. a.), die mit zunehmendem Kronenschluß verschwinden. Alte Berchtesgadener nannten die Ötz deshalb auch »Bloametz oder Bloamsuch« (= Blumenötz – Blumensuche; vgl. AIGNER 1966, S. 10). Siehe auch Abb. 7.

Die Auflichtung der Wälder durch den Menschen ließ Arten der alpinen Stufe in die Tratten und Ötzen einwandern. Gerade die Wiesenwälder des Berchtesgadener Landes führen eine vielerorts auftretende Gesetzmäßigkeit vor Augen: Je höher und massiger die Massive aufragen, desto häufiger und tiefer wandern alpine Arten zu Tal oder werden durch Naturvorgänge verfrachtet. Beispiele sind der Alpenrosenunterwuchs in den Weide-Kiefernwäldern des Loipl und die reichen Bestände vieler Enzianarten (*Gentiana clusii*, *G. verna*, *G. utriculosa*, *G. germanica*, *G. aspera*, *G. asclepiadea*). Laubstreunutzung und Mahd in den Bauernwäldern ermöglichen es also vielen Alpenparkbesuchern, hochalpine Gewächse auch in den Tallagen zu bewundern.

Der Ötz drohen verschiedene Gefahren. Das Interesse des Landwirtes, der seine Heimweide durch Mineraldüngereinfuhr und Koppelung futterreicher machen will, ist einerseits verständlich. Es stehen ihm andererseits die Belange des Erhaltens dieser besonders eigenartigen Landschaftsteile entgegen, die die zunehmende Ausschaltung der alten Freiflächen als Wandergelände, die Ausräumung und Planie sowie die Behinderung der spielerischen Freizügigkeit durch Stacheldrahtparzellierung verhindern wollen.

Bei all dem sollte ein Faktum nicht außer acht gelassen werden: Man wird eines Tages wieder Mühe haben, den Dünger für die landwirtschaftlichen Kernflächen zu beschaffen. Wenn das entropische Verschleudern der wenigen Phosphatlager der Erde ein Ende hat und sie unwiederbringlich auf den Gründen der Meere und unserer verdorbenen Seen als »Bodensatz einer unmaßigen Gesellschaft« ruhen, dann wird man kopfschüttelnd einer Zeit gedenken, in der man sich den Luxus und Unsinn leisten konnte, jeden Quadratmeter unserer Flur »aufzudüngen« und zu intensivieren. Nach HABER (1977, S. 118) werden z. B. jährlich

Abb. 7:

Vegetationsaufnahme in Ötzen und Pfeifengras-Kiefernwäldern

Vegetationsaufnahme Nr.	Ötzen		Pfeifengras-Buchenlaubstreu-Kiefernwald	
	1	2	3	4
Exposition	S	E	SE	E
Gestein	Ramsadolomit m. Hangschutt	Hangschutt u. Moräne über Ramsadolomit	Ramsadolomit m. Hangschutt	Ramsadolomit mit Moräne
- Daphne mezereum	+			
Boletus edulis	+			
- Primula veris	+			
Briza media	+			
Euphorbia amygdaloides	+			
Salvia glutinosa	+			
- Neottia nidus-avis	+			
Potentilla erecta		+		
- Amelanchier ovalis		+		
Polygonatum officinale		+	+	
Picea abies juv.		+	1	+
Sesleria coerulea		1		
- Convallaria majalis		+		
Larix decidua		1		
Pinus silvestris		3	2	
Sorbus aucuparia juv.		+		+
Melampyrum silvaticum		+		
- Gentiana clusii		+		
- Gentiana verna		+		
Gentiana germanica		+		
- Gentiana asclepiadea	+	+		
Fraxinus excelsior juv.		+		
Lotus corniculatus		+		
Carex alba		2		
- Gymnadenia conopea		+	+	
- Gymnadenia odoratissima		+		
Ranunculus nemorosus		+	+	
Trifolium rubens		+		

In VA 3 wachsen folgende Trennarten: *Molinia litoralis* 5, *Frangula alnus* +, *Gladiolus palustris* +, *Centaurea jacea* +, *Anthoxanthum odoratum* +, *Brachypodium pinnatum* +

VA 4 enthält folgende Trennarten: *Nardus stricta* 1, *Poa nemoralis* 1, *Luzula pilosa* +, *Luzula campestris* +, *Polytrichum commune* 1, *Vaccinium vitis-idaea* +, *Vaccinium myrtillus* 2, *Solidago virgaurea* +, *Hieracium silvaticum* 1, *Quercus robur* ad. 1, *Dactylorhiza fuchsii* +, *Pyrola rotundifolia* +, *Polygala chamaebuxus*

Quelle: RINGLER/HERINGER 1974

- bedeutet Eintrag in die Rote Liste der bedrohten Farn- und Blütenpflanzen Bayerns.

3,5 Mio Tonnen Phosphor in die Ozeane gespült und nur ca. 3% als Guano wieder verfügbar gemacht. Der Anteil des Düngers an Abbau und Zerstreung von Rohphosphatlagerstätten nimmt entsprechend dem steigenden Verbrauch zu.

Neben dem »Zuviel« an Weidenutzung bedeutet auch ein »Zuwenig« Gefährdung. Ist die Weide zu extensiv, fehlt vor allem die selektierende Vielfalt unterschiedlicher Weidetierarten, z. B. die »Weideputzerfunktion« des Pferdes, so tritt häufig starke Verunkrautung auf. Es nahm in jüngerer Zeit der stachlige Hauhechel unangenehm überhand.

Wiesenartige Zwischenflächen bestocken sich schneller als offene Gschnoaden und Futterwiesenbrachen, weil es im Baumschatten viele keimfördernde Nackstellen gibt. Die Bracheentwicklung geht zum Hainlattich-Tannen-Buchenwald (Aposerido-Fagetum) oder zu Ahorn-Ulmen-reichen Schluchtwäldern. Lediglich in den Reitgras-Kiefernwäldern und Pfeifengras-Kiefernwäldern bei Ettenberg, Winkl und westlich Bischofswiesen kommt wegen der dichten Grasflur wenig Jungwuchs auf. Wo noch erhebliche Weidenutzung stattfindet, jedoch auf Schwendung verzichtet wird, pflegt die Fichte überhandzunehmen, weil sie im Vergleich zu Laubholz weniger unter der Beweidung leidet.

Veränderungen in Besitz, Art und Bewirtschaftungsintensität der Lehen wirken sich fast immer zuerst auf die Steillagen und Laubstreu-Weide-Wälder aus. Wichtige Durchblicke und Wiesentäler fallen brach und werden mit Fichten bepflanzt (z. B. das Tal der Roßböden nördlich Ettenberg, infolge Besitzwechsel an Nichtlandwirt).

Wiesenzungen an den Talflanken werden z. B. entlang der Alpenstraße (Engedey) nicht mehr gemäht, bewalden sich oder werden aufgeforstet und verlieren so ihren floristischen Reichtum. Die Brache wird in der landwirtschaftlichen Statistik nur mit 0,2% angegeben. Dieser Anteil beinhaltet nicht die aufgegebenen Tratten, Buckelwiesen, Ötzen und Freien, vermutlich auch nicht immer das Aufhören der Steillagemahd und auch nicht neuerdings aufgeforstete Flächen. Er ist mit Sicherheit zu niedrig gegriffen, da in allen Tälern des Berchtesgadener Landes ungemähte, aufgeforstete oder in Sukzession begriffene Landschaftsteile zu beobachten sind. Seit 1949 hat sich die landwirtschaftliche Nutzfläche einschließlich der Almen um 12% verringert. Die Betriebsaufgabe selbst hält sich in Grenzen. Sie beträgt etwa 3% im Jahr (ALPENINSTITUT 1975, S. 132). Zu Sorge Anlaß gibt jedoch die Tatsache, daß die Erhaltung der Problemflächen dadurch noch schwieriger wird, weil kein Käufer oder Pächter, sondern nur der mit seinem Besitz Verwachsene die Liebe und Mühe zu deren Nutzung und Pflege aufbringt.

Die Wohlfahrtswirkung der Ötzen ist nicht nur auf die nähere Umgebung beschränkt, sondern sie greift landesweit aus. Als sichtbarer Beweis hierfür mag die jährlich wiederkehrende »Pilgerwelle« von Erholungssuchenden gelten. Die Süd-Nordabstrahlung der genetisch-ökologisch und kulturellen Fernwirkungen entspricht dem Aufmerksamkeits- und Sehnsuchtpotential, das sich als mächtiger Nord-Südgegenstrom zu einem raumordnerischen Problem ersten Ranges entwickelt. Die Ötze steht hier stellvertretend für das Schicksal des Berglandes. Es gilt die Rationalisierungsprinzipien der Gegenwart auf ein anderes Wertesystem zu beziehen. »Rationalisierte« Flachländer sind eine Bedrohung, rationalisierte Alpen hingegen eine Katastrophe im genetischen, ökologischen wie ethologischen Sinn (vgl. hierzu ALPENINSTITUT

ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR RAUMPLANUNG 1978, S. 8).

Deshalb gilt: »So erwünscht die Trennung von Wald und Weide ist, so scheint der bessere Weg doch der zu sein, begrenzte Waldteile für die Heimweide zur Verfügung zu halten. Dabei darf auch nicht übersehen werden, daß das Weidevieh nicht nur Voraussetzung der Bauernwirtschaft ist, sondern daß Einheimische und Fremde es in den Tal- und Berglandschaften nicht missen möchten« (KÖSTLER 1974, S. 25).

Die Ablehnung der Waldweide ist teils verständlich, denn lange Zeit galt als wirksamste Waffe gegen den Wald nicht das Feuer, sondern die Waldweide (vgl. GRADMANN zit. bei SCHWENKEL 1957, S. 8). Heute hat sie ihren Schrecken verloren, wenigstens in den Tallagen. Umwertung tut deshalb not.

5.2.1.6 Ackerbau und Sonderkulturen

Zehentbeschreibungen aus dem Jahre 1713/14 (HANSER 1937, S. 17) geben einen Überblick über die ackerbaulichen Verhältnisse. Danach wurden im Stiftsland im Jahre 1713 rd. 1.834 Tagwerk (entsprechen ca. 511 ha) Weizen, Hafer und Korn (Roggen) angebaut. RANKE (1928, S. 82) gibt eine Acker- und Gartenbaufläche von 533,8 ha an. Die Gnotschaften Bischofswiesen, Schönau und Ramsau waren aufgrund ihrer günstigen Lage Hauptackerbaugelände. Die Tatsache eines derart weitverbreiteten Ackerbaues war nicht ohne Rückwirkung auf das Feinrelief der Landschaft. Zwar fehlen ausgesprochene Kulturterrassen, wie sie vielfach in steilhängigen Altsiedelländern bekannt sind, doch reichte die rd. 800-jährige, periodisch wiederkehrende Beackerung der Flächen aus, ihnen eine sehr sanfte und kultiviert aussehende Oberflächengestalt zu verleihen. Wie englische Parkgründe liegen die ehemals ackerbaulich genutzten Geländeteile inmitten einer wesentlich gröber strukturierten Flur aus Buckelwiesen, baumbestandenen Felsblockfeldern, Grabeneinschnitten usw. und heben durch ihre Kontrastwirkung die Schönheit und Eigenart der Gesamtheit.

Dies veranlaßte wohl auch Franz von Paula Schrank, den ersten Schilderer Berchtesgadens, schon 1784 (S. 209-210) zur Feststellung: »Der schreckliche Zustand, in welchem sich das Land vor ungefähr fünf-hundert Jahren befunden hat, ist jetzt gänzlich verschwunden. Weit entfernt, daß es noch eine Wildniß wäre, ist es vielmehr zu einem Lande geworden, das für einen Mann, der nicht gleich über Steinchen hinstolpert, vorzügliche Reize besitzt.« Daß der Kultur buchstäblich die Steine aus dem Weg geräumt wurden, ist geschichtliches Verdienst des ackerbaureisenden Bauern. Der Umfang des früheren Ackerbaues überrascht. Er wird verständlich vor dem Hintergrund der heute kaum vorstellbaren Knappheit an Ackerland im Verhältnis zur Dichte der Bevölkerung. Die Bevölkerung stieg über Jahrhunderte hinweg gleichbleibend. Die generative Mehrleistung während der Lebensdauer eines Geschlechtes betrug kontinuierlich 12% (vgl. MAUERSBERG 1939, S. 59). Nimmt man den geringen Teil des tatsächlich urbanen Landes als Bezugsbasis - von ca. 40.000 ha nur etwa 10% - so ergibt sich eine Volksdichte, wie sie in keinem anderen Alpenbereich mehr erreicht wird. Sie war beispielsweise gut dreimal so hoch, wie diejenige Oberbayerns und betrug das rd. siebenfache des Werdenfeler Landes (vgl. MEISTER 1976, S. 58). Auf 1 Einwohner traf etwa eine Getreidebaufläche von ca. 0,075 ha. Je Lehen baute man eine Durchschnittsfläche von ca. 3 Tagwerk an. Rd. 1/5 der Fläche ist für Hafer (Pferdefutter) anzusetzen (vgl. HANSER 1937, S. 17 ff.).

Nach RANKE (1928, S. 82) umfaßte die Acker- und

Gartenlandfläche nur 4,5% der Gesamtfläche des Landes, während sie im oberbayerischen Landesdurchschnitt ca. 29,5% beträgt.

Der Ertrag brachte in der Regel nur das 3-4-fache der Saat, nicht viel mehr als den zehnten Teil der heutigen Getreideerträge. Es ist deshalb verständlich, daß der Getreideversorgung besonderes Augenmerk zuteil wurde. Nicht nur, daß allwöchentlich von den Bäckern der Getreidekauf dem Landgericht angezeigt werden mußte; jedes nicht an den üblichen Brotverkaufstagen von Samstag und Sonntag verkaufte Brot kam in die »Beständlade«, für die der Bürgermeister bis zum nächsten Verkauf Schlüsselwacht zu halten hatte (vgl. EICHELMANN 1922, S. 7). Getreide mußte in beträchtlichen Mengen zugekauft werden und kam vielfach als Gegenwert und Gegenfracht zum ausgeführten Salz ins Land.

Noch im Jahre 1807 wurde ein das Königreich Bayern und Berchtesgaden betreffender Staatsvertrag, der die Sudholzbereitstellung für Bayerns Salinen beinhaltete, mehr oder weniger als Naturaltauschvertrag geschlossen. Bayern verpflichtete sich, Holzlieferungen halb mit Geld, halb mit Getreidelieferungen (1/3 Weizen, 2/3 Roggen) abzugelten (vgl. KOCH-STERNFELD 1810, S. 177).

Frägt man nach der objektiven Richtigkeit dieser Sparsamkeit, der auf Selbstversorgung und extreme Lebensmittelbewirtschaftung ausgerichteten Politik, so ergibt sich bei der Untersuchung der demographischen Entwicklung, daß sie weitgehend störungsfrei verlaufen ist. Weder Seuchen, noch Hungersnöte weist das Berchtesgadener Land in außergewöhnlichem Umfang auf.

»Die Berechnung der Einwohnerzahlen zeitigt das erstaunliche Ergebnis, daß die Bevölkerung während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht nur nicht zurückgegangen ist, sondern . . . daß die Volkszahlen während der 30 Kriegsjahre sogar eine stetig steigende Tendenz zu verzeichnen haben« (MAUERSBERG 1939, S. 58). Dies verwundert umso mehr in einer Zeit, da in anderen Teilen Deutschlands die Bevölkerung drastisch zurückging. In Mitteldeutschland schwand sie z. B. um -52% (ders. S. 58). Die Totenbücher Berchtesgadens weisen für die größten Katastrophenjahre nur jeweils eine relativ kleine Zahl Toter infolge Hungers auf. Nach HANSER (1931, S. 25) werden für 1742 z. B. 10 Verhungerte verzeichnet. Kurbayern hatte aus politischen Gründen die Getreidelieferungen gekürzt. Daß Kriege in vielen Fällen am Berchtesgadener Land vorbeigingen, spricht nicht nur für die diplomatische Klugheit, sondern mehr noch für den geopolitischen Umstand, daß der Gebirgsstaat abgelegen war und als Beuteland wenig bot. Lediglich um die Salzquellen flammten zwischen Berchtesgaden und Salzburg periodisch Handel auf.

Die im ersten Drittel des 18. Jh. stattfindenden Emigrationszüge der protestantischen Berchtesgadener vor allem nach Norddeutschland und Nürnberg in der Größenordnung von ca. 800 Personen (vgl. REISBERGER 1922, S. 12), was nicht ganz 10% der Gesamtbevölkerung war, führten zu einer demographisch kaum spürbaren Schwankung. Die freiwerdende »ökologische Nische« wurde binnen kürzester Zeit von der stetig wachsenden im Lande verbliebenen Bevölkerung besetzt.

SAILER (1894, S. 153) berichtet, daß die Kost eines Großteils der Bevölkerung aus täglicher Mehlspeis, Milch, Schotten (Quark), Käs und sommers etwas Gemüse bestanden habe. Nur an hohen kirchlichen Festtagen sei Fleisch auf den Tisch gekommen. An Nahrungsmitteln wurde ein wenig zugekauft. Dies geht aus den Artikeln der Fragnergerechtsame hervor,

die uns aus dem Jahre 1801 vorliegt. Fragnerei war der früher in Südbayern und Österreich übliche Ausdruck für das Kramergerwebe, das bis zum Inkrafttreten der Gewerbefreiheit 1868 nur der ausüben konnte, der die landesherrliche Lizenz dafür hatte. An Lebensmitteln durften nur geführt werden:

- | | |
|-----------------|----------------------|
| »1. Brod | 10. Schotten (Quark) |
| 2. Schmalz | 11. Erbsen |
| 3. Butter | 12. Linsen |
| 4. Ayer | 13. Zwiebel |
| 5. Griess | 14. Knoblauch |
| 6. Brey | 15. Linset (Lein) |
| 7. Nussen | 16. Bier, Branntwein |
| 8. Kim (Kümmel) | 17. Obst, Essig« |
| 9. Käss | |

(zit. nach HELM, 1929, S. 82).

Andererseits war es auch nicht erlaubt, beliebig einheimische Nahrungsmittel außer Landes zu schaffen. In den Landesstatuten der gefürsteten Propstei Berchtesgadens, die der Landesversorgung einen breiten Raum gaben, wurde z. B. verfügt, daß die Viktualien wie Butter, Schmalz, Eier, Fleisch usw. zuerst den einheimischen Metzgern und Fragnern zu angemessenem Preis anzubieten sind (vgl. EICHELMANN 1922, S. 7).

Ebenso war es verboten, Tauben zu halten, wohl aus Gründen der mit dieser Tierhaltung verbundenen Gefahr des Einfallens in Getreidefelder. Gänse, die man behirten konnte, durften indessen geführt werden. Diese genügsamen Tiere lieferten nicht nur Fleisch, sondern auch die begehrten Bettfedern.

Diese starke Reglementierung befremdet den, der darin nur ein Zeichen absolutistisch gebrauchter Staatsgewalt sieht und ist dem verständlich, der ökologisch zu denken gewohnt ist und der weiß, daß die beschränkten natürlichen Hilfsquellen, z. B. der Mangel an ackerfähigem Land, eine strenge, auf Autarkie abzielende Lebensmittelbewirtschaftung notwendig machte.

Über den Getreideanbau legte die fürstpropstliche Regierung den Zehent als Form der Naturalsteuer. Das Stift beanspruchte von seinen Grundholden je Tagwerk 30 Garben. Wer nichts oder weniger als ein Tagwerk baute, war zehentsteuerfrei (vgl. HANSER 1937, S. 17). Als Gegenleistung hatten die freieigenen Stiftsleute indes Anspruch auf Saat- und Brotgetreide in Zeiten des Mißwuchses. Das Stift hatte über seine Maierhöfe und seine verteilt liegenden auswärtigen Besitzungen meist ein relativ ausgeglichenes Erntergebnis und konnte infolge einer klugen Vorratshaltung fürsorglich eingreifen. Eine wichtige Rolle spielte dabei der fürstpropstliche Getreidestadel in Regensburg.

Der Getreidebau verfeinerte das Antlitz des Landes, schuf in seiner Folge nicht nur Getreidekästen, zahlreiche Kleinmühlen und Backhäuschen als eigenartige hauslandschaftliche Bereicherungen, sondern war darüber hinaus auch charakteristisch für die Beziehung von Herrschaft und Untertan. Einer hatte für den anderen zu stehen. Daß die Berchtesgadener Bauern keine Duckmäuser waren und auf ihren zwar kleinen, aber freien und unabhängig gelegenen Höfen durchaus Selbstbewußtsein und Schlitzohrigkeit bei der Wahrung ihrer Interessen entwickelten, beweist die von Zeit zu Zeit laut werdende Klage, daß oft verschimmelte oder von Mäusen zerfressene Garben gereicht und nicht wenige gar vor der Ablieferung »ausgeschlenzt« würden (vgl. HANSER 1937, S. 17). Eingedenk der vielen Variablen und je nach Lage positiven oder negativen Rückkoppelungsmechanismen könnte man im großen ganzen von einem bemerkenswert ausgewogenen ökologischen Steuer-

system sprechen: Getreide als Steuermittel im doppelten Sinn des Wortes scheint eine beachtliche Zahl von Körnchen Wahrheit in Bezug auf Landschaft und Bewohner enthalten zu haben.

Man könnte rechtens den Berchtesgadener Ackerbau, der bis in eine Höhe von z.T. 1200 m über Meereshöhe die Landschaft im vollen Sinn des Wortes kultivieren half, auch als Ergebnis dessen ansehen, was SCHUMACHER (1974, S. 209) den sog. »TLC-Faktor« nennt. TLC – tender loving care, zu deutsch: sanfte, liebevolle Pflege. In England wurde nachgewiesen, daß Siedler im eigenen Garten Hektarerträge erzielten, die um das Fünffache des Marktwertes gut geführter landwirtschaftlicher Betriebe höher lagen (vgl. derselbe). In der Bescheidung pflegt sich bekanntlich der Meister zu zeigen. Begrenztes Ackerland, Eigenbesitzverantwortlichkeit und Liebe zur Sache trugen im Berchtesgadenschen reiche Früchte.

Mit dem Bau der Eisenbahn, die etwa im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts den Berchtesgadener Raum an die großen Güterströme aus den ackerbaulichen Vorzugslagen und aus Übersee anschloß, wurde die bäuerliche Subsistenzwirtschaft in Frage gestellt. In den agrartheoretischen Schriften jener Zeit taucht denn auch verstärkt die Forderung nach Rationalisierung und Spezialisierung auf, was für das Berchtesgadener Land nichts anderes hieß, als Einschränkung des Ackerbaues und Ausweitung des Viehbestandes (vgl. MAY 1875, S. 18). Lediglich in Kriegs- und Krisenzeiten pflegte man wieder vermehrt Getreidebau und Sonderkulturen zu treiben.

Der Ackerbau ist derzeit bis auf Ausnahmen aus dem Landschaftsbild verschwunden. Das wechselnde Farbenspiel von goldgelben Kornäckern und lichtblauen Leinfeldern ist seit dem vollen Einzug der technischen Revolution in die Landwirtschaft dem Bergland verloren gegangen. Geblieben sind jedoch die landschaftlichen Spuren eines scheinbar paradiesischen Gartens. Die Nachwelt genießt die Früchte einer edlen Eigenart, die die Vorfahren mit großer Mühe und Plag schufen. Das Erbe der sanften Hügel läuft insgesamt Gefahr, in grobe Hände zu kommen.

Viel zu häufig heißt heute die »Fruchtfolge« Bauland für »eigenen« Fremdbedarf, für Pensionen, Parkplätze, Straßenprojekte und Sportanlagen. Zu wenig wird der zwingend notwendige vom vermeintlich notwendigen Flächenanspruch unterschieden. Am kennzeichnendsten für diese Situation ist vielleicht der Wechsel in der Wortbedeutung von Bauland. Unter diesem Begriff faßte man früher die Ackerfläche zusammen, auf der »angebaut« wurde. Heute ist »Bauland« beinahe ein Zauberwort, verbunden mit einer schillernden Welt von spekulativer Erwartung, die samt und sonders mit dem Verbrauch und nicht mit der Mehrung landschaftlicher Eigenart zu tun hat.

5.2.1.7 Almwirtschaft

Im Berchtesgadener Land sind Almen geschichtlich seit dem 8. Jh. nachgewiesen. Doch lassen pollenanalytische Nachweise (Kulturpollen von Tritt- und Ruderalvegetation wie Wegerich, Brennessel, Ampfer sowie von Getreide) bereits während der bronzezeitlichen Hallstatt-Kultur auf Almbetrieb im Umkreis des Berchtesgadener Landes schließen. Im Zusammenhang mit dem vorgeschichtlichen Kupferbergbau scheint am Hochkönig unter den erheblich günstigeren Bedingungen des Subatlanticums Almwirtschaft betrieben worden zu sein (vgl. MAYER 1975, S. 22).

Dies deckt sich auch mit der Ansicht von GLAUERT (1975, S. 52). Danach steht eindeutig fest, daß zumindest bis zur Hallstattzeit, die eine dichtere Besiedlung des Alpengebietes an den Schwerpunkten

der Erzgewinnung gebracht hatte, die »Hochgebiete der Alpen stärker bewohnt und landwirtschaftlich genutzt wurden, als die heute dicht besiedelten, tiefer gelegenen Regionen«.

Die frühe Nennung der Mittelgebirgsalmen (über dem Haselgebirge) Gouzo und Ladusa sprechen ebenfalls für die Theorie, daß eine gewisse Form der Almwirtschaft bereits lange vor dem geschichtlich offiziellen Kulturlandschaftsbeginn die anthropogene Überformung des Berchtesgadener Landes eingeleitet hat.

Wenn nach MAYER (1975, S. 22) – gemäß seiner waldgeschichtlichen Untersuchung – um 1000–1100 n. Chr. verstärkt Pollenfunde in allen Höhenlagen auftauchten, so bestätigt dies lediglich den Kolonisationsschub, der mit der Klostergründung zu Beginn des 12. Jh. die letzte Phase des Urbarmachens einleitete.

Und ein weiteres: Die Berchtesgadener Hochalmen im Steinernen Meer, auf der Reiteralm usw. sind bestimmt nicht in vorgeschichtlicher Zeit Almschwerpunkte gewesen. Anders wie im Hochköniggebiet fehlte das Erz, das zur temporären Hochlagenbesiedlung lockte. In Berchtesgaden erfolgten die Kolonisationsschübe nicht von der Höhe ins Tal, wie dies z. T. im oberen Salzachtal (Pinzgau) der Fall war, sondern vom Tal in die Höhe. Eine gewisse Sonderstellung dürfte lediglich das salzführende Haselgebirge mit dem Schwerpunkt Dürnberg einnehmen. Wie dem auch sei, fest steht auf jeden Fall, die Entwicklung Berchtesgadens läßt sich weder zeitlich noch räumlich von seinen Almen trennen.

Almwirtschaft ist stets im Lichte der Konkurrenz zwischen den zahlreichen privaten Lehensbesitzern und dem Großgrundbesitz des Landesherrn zu sehen. Das Hauptinteresse des Landesherrn galt der Salzsiederei und verständlicherweise dem Sudholz. Andererseits war aber auch die relative Wohlfahrt der leibeigenen Hintersassen für ihn interessant, denn nur wenn sich dort bescheidener Wohlstand fand und Not in Grenzen hielt, waren die zu leistenden Natural- und Arbeitsdienste von entsprechender Menge und Güte. So waren sie denn auch bereit, mit wechselnder Einschränkung in ihren Waldungen den Viehtrieb zu dulden.

Als das Sudholz zunehmend in Kahlschlägen abgetrieben wurde, entstanden vorübergehend gras-, kraut- und strauchreiche Schlagfluren, die sog. »Mais-Almen«. »Maisen« bedeutet soviel wie »Holzschlagen« und kommt im Altbayerischen vielfach als Ortsnamensquelle vor, z. B. bei Bodenmais im Bayerischen Wald.

MEISTER (1976, S. 59) führt hierzu aus: »In vielen Fällen wurde aus dieser vorübergehenden Beweidung eine Dauerweide. Im Gegensatz zu den früher schon entstandenen Almen der Siedler wurden diese Almen auf Salinenschlägen als »Maisalmen« bezeichnet«.

Das Almvieh, die Lokalrasse der sog. »Berchtesgadener Katzen« war leicht und behende und in Verbindung mit dem treibenden Hirten in der Lage, für heutige Begriffe ungewöhnlich steile und zugangserchwerte Futterstellen aufzusuchen. Die Almwirtschaft war also noch in viel größerem Maß als heute nomadisierend. Viele der derzeit noch benützten Bergpfade waren ursprünglich Viehtreiberwege gewesen.

Im Gegensatz zu heute waren die Almen ehemals weit besser mit Personal ausgestattet. In aller Regel oblag der Sennerin die Melkarbeit und Milchverarbeitung, dem Hüterbuben das Führen des Viehs auf der Weide. Nur so war es möglich, daß auch entlegene und steile Flächen beweidet wurden. Der Hunger des Viehs allein wäre ein zu ungenügender Wegweiser gewesen.

Nur der Stab des Hirten ermöglichte eine Ausnützung und Ausdehnung der Weidekapazität, wie man sie sich heute kaum mehr vorstellen kann. Auf den größten Almbrunn-alm sogar 14 Herden. Die dazu gehörigen Almkaser nebst dem Personal bildeten stattliche Almsiedlungen, von denen eine beträchtliche Veränderungskraft ausging. Es mußte in wechselnden Abständen von 1 bis mehreren Jahren die Almlichte von Baum- und Strauchaufwuchs befreit werden, lawinenschlepptes Steinmaterial galt es zu beseitigen und Erosionsschäden zu beheben. Vielfach kam zu den schweren Arbeiten Hilfe aus dem Tal. Ohne dieses, über Jahrhunderte kontinuierlich geleistete sog. »Almputzen« wären die Almen heute nicht die geschätzten Vorposten der Kulturlandschaft des Berchtesgadener Landes geworden.

Im Gegensatz zur Jetztzeit bestanden in der Vergangenheit die aufgetriebenen Herden aus verschiedenen Tiergruppen. Neben Kühen, Kalbinnen, Ochsen, Junggrindern kamen noch Pferde, Schafe, Ziegen und sogar Schweine auf die Alm. Diese Tiervielfalt hatte eine breite Fraßvielfalt zur Folge. Es gab kaum eine Pflanze und kaum eine Fläche, die nicht von Tieren beweidet worden wäre. Almunkräuter hielten sich deshalb in Grenzen. So wurde das Borstgras von den Pferden und Kleingehölz von den Ziegen kurz gehalten. Almlägerpflanzen wie Brennessel und Alpenampfer wurden gemäht und zusammen mit dem Käsasser (Molke) gekocht an die Schweine verfüttert (vgl. MAY 1875, S. 13). Damit die Schweine keinen Wühl Schaden anrichten konnten, war es Pflicht, ihren Rüssel zu ringeln.

Die Silberdisteln, zumal ihr dicker Blütenboden, waren ein begehrter Leckerbissen für das Almpersonal, das sich nicht selten, wenn das Brot ausging und der Nachschub vom Tal stockte, nur von Milch ernährte.

Der giftige Weiße Germer, der bei Massenvermehrung weite Futterflächen verderben kann, fand als Rohprodukt für eine gelatinähnliche Paste Verwendung, die von Berchtesgadener Kraxenträgern zusammen mit anderer Ware den Bauern des Alpenvorlandes, wo der Germer äußerst selten ist, als pflanzliches Insektizid gegen Stubenfliegen und Rinderläuse verkauft wurde.

Wenn heute Almen in Gefahr sind, ihre Eigenart zu verlieren und zu eintönigen »Bühnen« werden, die nur mehr von der sie umgebenden Bergszenerie leben, dann sollte man sich dieser ungemein fein gegliederten Nutzungsgeflechte voll bewußt sein und daran denken, daß die Almen noch stärker als die Tallandschaft ein gelungenes Produkt einer außerordentlich innigen ökologischen Wechselbeziehung von örtlicher Natur, Tier und Mensch sind. Dieses enge biozönotische Verhältnis hat aufgehört zu existieren. Verunkrautung, Verbuschung, Almlächenverfall, nehmen deshalb vielerorts zu. Die Vielfalt der Herde und die differenzierte Arbeitsleistung eines ausreichenden und ständigen Almpersonals versucht man neuerdings durch Unkrautspritzungen, Mineraldüngung und Maschinenarbeit zu ersetzen, was zur Folge hat, daß teilweise Almersatz-Landschaften entstehen, die weniger ihrem eigentlichen Zweck dienen, sondern mehr vom Auftrieb der Touristen leben, die sich am neuen Almbild mangels besserer Vorbilder nicht mehr stören.

»Wir wollen auf gar keinen Fall mechanisierte Intensivalm« meint der Almwirtschaftsbeauftragte des bayerischen Landwirtschaftsministeriums, SILBERNAGL (1977, S. 1-2), die Gefahr erkennend und er sieht im Personalmangel einerseits und im Massentourismus andererseits die größte Belastung der Almwirtschaft. Der gleiche Autor fährt fort: »Die Almwirtschaft kann auch als ein Stück ursprünglicher Landwirtschaft betrachtet werden, das einen

Gegenpol zur anonymen Massentierhaltung eines ins Agrarmanagement übergehenden Bauerntums darstellt.«

Ungeachtet solcher Verlautbarungen wächst die Gefahr des Verlustes der naturbedingten Sonderstellung der Almen stetig. Aus falscher Dienstteifrigkeit gegenüber den Urlaubsgästen duldet man vielfach offen oder stillschweigend die mißbräuchliche Benutzung der Almstraßen zu touristischen Sightseeing-Tours. Breite Straßen, zum Selbstzweck geworden, orientieren sich nicht mehr nach den Belangen der Alm, sondern nach der Breite des Maules von Schubraupen. Sie sind vielfach nur de jure Almwegen, damit die öffentlichen Fördermittel besser rollen, in Wirklichkeit sind es versteckte Invasionsstraßen für eine hochquellende Zivilisationsflut. So gleicht die Roßfeldalm gegen Ende der Wintersportsaison, wenn die Sonne die grüne Almfläche freilegt, mit ihrer »Blumenpracht« von unzähligen Blechdosen, Picknick- und Toilettenresten weit mehr der Münchner Oktoberfestwiese »nach dem großen Sturm«, als einem Weideland.¹⁾ In das Glitzern der letzten Schneeflecken mischt sich jenes der Flaschenscherben, die die Schneefräse mit dem Pistenschnee auf die Seite geschleudert hat. Der Senn klagt, daß während der Älpungszeit kaum eine Woche vergehe, wo nicht der Tierarzt ein glasscherben-verletztes Rind zu behandeln hat. Es scheint so, als betrachtet man Almwirtschaft mancherorts lediglich als billigen, gut subventionierten Sommerpisten-Pflegedienst.

Die hohe Kunst der Almwirtschaft ist die Viehhaltung. Zur Eigenart der Almlandschaft gehört die ungewollene Begegnung des Menschen mit dem Tier. Das instinktmäßige Ausleben des Weidetieres in einer reizvollen Umwelt hat zum ungemein werbewirksamen Slogan »Milch von glücklichen Kühen« geführt. Nicht umsonst wird die Almwirtschaft von der Tierzucht hochgeschätzt. Die Kälbermärkte der Almwirtschaftsregion strahlen züchterisch weit ins Vorland aus. Zum geschätzten Almerlebnis des Bergwanderers gehört in besonders hohem Maße das sich frei im Gelände bewegende Weidevieh. Der Massentourismus bringt es mit sich, daß die lebendige »Eigenart« der Almlandschaft in ungehöriger Weise belästigt und verdrängt wird. Ungezogene Kinder, die auf Weiderrinder einschlagen, sind keine Seltenheit. Auf einem Almbauerntag wurde Klage geführt, daß der neue Drachenfliegersport, der freies Almgelände zum Starten und Landen besonders schätzt, auf manchen Almen zu einer unerträglichen Störung des Weidebetriebes führe.

Das Düngewesen der traditionellen Almen läßt noch etwas von den Anfängen der Düngewirtschaft erkennen. Durch das tagesperiodische Verhalten des Weideviehs, durch dessen häufiges Verweilen in und um den Kaser herum, wurden in erheblichem Maße Futtermengen eines großen Einzugsgebietes in Form von Rinderdung auf eine relativ kleine Lichtweidefläche konzentriert. Diese Stoffverlagerung innerhalb des Almkosystems mit Hilfe der pflanzenfressenden Tiere als dem beweglichsten Teil innerhalb der Biomassen-Verwerterkette hatte einerseits die mastige Hochstaudenflur der Almläger zur Folge, barg aber andererseits die Düngemöglichkeit des Almangers in sich. Der Almanger diente der Heu- oder Trockenfuttertergewinnung für die klimatischen Notlagen während des Almsommers. Entsteint und deshalb mähfähig war er durch Zaun oder Steinwall von der Beweidung ausgeschlossen. Einem möglichst engen

1) Auf Initiative von Bürgermeister Beer (Berchtesgaden) haben im Frühjahr 1978 etwa 130 Schüler rd. 80 Säcke Unrat am Roßfeld gesammelt.

Kreislauf der Nährstoffe wurde besondere Aufmerksamkeit beigemessen. Noch 1875 forderte MAY (S. 22) »Heu darf nicht ins Tal gefahren werden, um die Verarmung der Heugärten und Düngerwiesen nicht zu bewirken«. Gleichzeitig wird Almdüngung mit Kompostgewinnung aus Erde, Torf, Mergel und etwas Mist, Jauche und Asche angeregt. Verboten war es, Rinderdung von den Almen ins Tal zu schaffen.

Eine Verfrachtung von Trockenfuttermasse ins Tal hätte überdies eine Vermehrung des Rinderbestandes im Heimgut zur Folge gehabt und weiterhin eine Mehrung des Alpvihs und eine noch größere Übernutzung der Almweidekapazität mit sich gebracht.

Nach MAY (1875, S. 5) war für die Knappheit der Futterfläche die weitverbreitete Meinung der Berchtesgadener Bauern bezeichnend, »daß das Vieh im Winter lediglich spärlich gefüttert werden dürfe, weil es sonst auf den Almen sehr herunterkäme«. Weiter führt MAY (S. 16) aus: »Der Umstand, sovieler Thiere auf die grundbaren Alpen sowie in den Staatswäldungen während der Sömmerung zur Weide treiben zu dürfen, als zu Hause im Stall überwintert werden können, verursacht, daß die Stallungen mit Vieh überfüllt sind«.

Wenn man im weiteren noch die Aberntung der vom Rindvieh nicht befressenen nährstoffreichen Lägerflur zur Gewinnung von Schweinefutter bedenkt, dann kann man sich ein realistisches Bild vom höchst pfleglichen Umgang mit der Ressource Futterpflanze machen. Ähnlich ist die Gepflogenheit zu deuten, den Massenaufwuchs auf den Salzsudholz-Kahlschlägen durch das Vieh abweiden zu lassen. Die frühe Almwirtschaft wußte sehr geschickt – begünstigt durch wenig anspruchsvolle Weidetierassen – auch oder gerade das zu nutzen, was heute aufgrund veränderter Wirtschaftsweisen und zunehmender Flächeneutrophierung als Unkraut bezeichnet wird. Doch darf bei all dem nicht vergessen werden, daß diese altartige Almwirtschaft auch erhebliche ökologische Schattenseiten hatte, die Übernutzung ein anderes Gesicht als heute.

Nach RANKE (zit. bei KÖSTLER, 1974, S. 9) wurden 1855 gegen Ende der almwirtschaftlichen Blüte nicht weniger als 123 Pferde, 12 Ochsen, 2112 Kühe, 861 Rinder, 456 Schafe und 378 Ziegen aufgetrieben. Das Sinken der Waldgrenze und die teilweise Verkarstung der von Natur aus erosionsgefährdeten Dachsteinkalkhochflächen am Untersberg, Steinernen Meer, Reiter-Almgebiet, war eine der Folgen. Doch nicht nur Degradation kam mit der Almwirtschaft in das Gebirge, sondern auch jene einzigartige Mischung von Lichten, Grashängen, Bannwäldern, Latschen- und Almrosenheiden, lichten Lärchenwäldern, kurzum jenes Vegetationsmosaik, das in der Natur zwar schon vorgeprägt war, aber durch den menschlichen Einfluß lange Zeit eine deutliche Bereicherung erfuhr.

Der Reiz und die landschaftliche Eigenart Berchtesgadens besteht zum erheblichen Teil darin, daß quasi abgesetzt von der Talkulturlandschaft im »Dachboden« dieses Raumes eine Frühform der Kulturlandschaft bestehen blieb, die in der Sukzessionsfolge ökologischer Systeme wie menschengeschichtlicher Abfolgen einen Status einnimmt, der auf Ursprüngliches hinweist und anregt. Genauso, wie man auf dem Dachboden eines alten Hauses meist zu Recht verborgene Kostbarkeiten vermutet, mit denen man ab und zu die unteren Stockwerke bereichern kann, genauso können die Almen als Fundgrube, als Informationsfundus unterschiedlichster Art gelten. Doch solange die Landwirtschaft sich im Tal ein stärker ökologisch orientiertes Wirtschaften versagt, solange ist der Veränderungsdruck auf die halbnatürlichen

Almökosysteme so stark, daß sie immer mehr zu »Leerräumen« werden und ihr Einfluß zu einer sentimental Almduselei à la Alpen- oder Heimatschnulze pervertiert.

Chemische Unkrautbekämpfung und Mineraldüngung beginnen das zum zweitenmal »urban« gemachte Land zu sichern und holen es endgültig heim in die Sphäre der Intensivproduktion, des massiven Technikeinsatzes und der langweiligen Mastwiesen. »Da drohn auf da Alma, da gfreut mi mei Gmüat, wo die Almrosn wachsen und der Enzian blüht«, wird indes weiter gesungen.

5.2.1.8 Landwirtschaft – zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Die Knappheit an Landschaftsgütern, wie Acker- und Grünland, übertraf im Berchtesgadener Land alle anderen vergleichbaren Gebiete der bayerischen Alpen.

Folge: Die Landwirtschaft entwickelte sich als spätmittelalterliches Kolonisationsbauerntum in einer dem unterschiedlichen Gelände angepaßten Streulage auf kollin-montaner Höhenstufe (Berglandwirtschaft). Die Entwicklung einer typisch Berchtesgadener landwirtschaftlichen Nutzungsvielfalt, die die Hochlagen der Plateaugebirge, wie den Reichtum der Wälder geschickt in Anspruch zu nehmen wußte, kann als besondere kulturelle Leistung der Landwirtschaft gewertet werden.

– Die aktuelle Landwirtschaft hat die traditionell regionale Begrenztheit ihrer Stoffkreisläufe verlassen. Das gilt sowohl für Erzeugung, wie für Verbrauch.

Folge: Durch zunehmende Mineraldüngerzuführung wird der Nährstoffkreislauf in seiner Gesamtheit vergrößert und vergrößert. Die Verunkrautung und Artenverarmung der Grünländer als Folge von Nährstoffstauen wird zum Problem. Gleichzeitig ist ein Schwund jener Flächen festzustellen, die vormalig Zulieferfunktion für die Ehtagflächen hatten, so die Laubrechflächen der Freyen, Tratten, Ötzen und die Gschnoaden.

– Die Landwirtschaft ist heutzutage nicht mehr existenziell auf ihre verschiedenartigen Flächen und Nutzungssysteme angewiesen.

Folge: Der Tendenz und Versuchung der aktuell höherwertigen Nutzung folgend, wird Grund und Boden häufig von den Bauern dem Baulandkonsum übereignet. Die stillen Reserven der Landschaft, die Ötzen, Tratten, Almen, kommen unter verstärktem Meliorationsdruck.

Vorwiegender Bezug: Energie

– Die unecht billigen Preise für Energie fördern eine übermäßige Wegeerschließung und einen höchst fragwürdigen Maschineneinsatz selbst noch in Extremlagen der Almen und steilen Talgewände.

Folge: Die Entfernung zum Gehöft, die geländemäßige Gestalt, der Höhenunterschied, als die natürlichen Ursachen für unterschiedliche Bewirtschaftungsweisen und -intensität entfallen.

Die kulturlandschaftlichen Feinstrukturen, die gemäß Klima- und Lagegunst den Raum mit Ehtagflächen, Gschnoad-Wiesen, Tratten, Ötzen und Freyen überziehen und ihm ein unverwechselbares Aussehen verleihen, sind ausschließliche Ergebnisse menschlich-tierischer Arbeitsleistung.

Folge: Energie, definiert als Veränderungspotential, war bis zum Beginn der industriellen Ära, die mit dem Abbau fossiler Energievorräte in Form von Kohle begann, fast ausschließlich durch die in einer Landschaft aufwachsende Pflanzenmasse, die Mensch und

Tier als Nahrung diente, bedingt. Dies hatte einen geringen Energieverbrauch mit geringer entropischer Wirkung zur Folge. Nach ZIEGLER (1977) war eine Energiestromdichte zwischen 40–60 Kwh/qkm über Jahrhunderte hinweg diejenige Energiemenge, die sowohl gotische Dome, Stadtkunstwerke, Barockschlösser, wie auch Kulturlandschaften klassischer Prägung als reife Leistung zeitigte. Heute liegt dieses Maß gut um das Hundertfache höher.

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

- Die Kultivationswelle erreichte im 17.–18. Jh. ihre äußerste Spitze im Hochgebirge und wurde infolge der raschen Degradierung dieser Lagen nach und nach zurückgeworfen.

Folge: Der Rückzug aus der Fläche - von etwa 143 Almen zur Blütezeit der Almwirtschaft sind heute noch ca. 40 regelmäßig bestoßen - brachte zweifellos eine Druckverstärkung auf die verbliebenen Almen. Diese sind als Ausleseergebnis eines jahrhundertelangen Kampfes um die Ausdehnung der Kulturlandschaft anzusehen und bis auf Ausnahmen wohl dauernd für den Almbetrieb geeignet.

Nach SILBERNAGL (1977, S. 1) sollte sich die Düngung der 17.000 ha Lichtweideflächen der Almen Oberbayerns bei 10–15% der Fläche einpendeln, 20% nicht überschreiten und vorwiegend anfallenden festen und flüssigen Rinderdung verwenden.

- Maschinenarbeit verdrängt mehr und mehr jede Handarbeit. Im Maße des Fremdenergieeinsatzes vergrößern sich die Nutzungssysteme und verändern sich die Landschaftsteile am stärksten, die am meisten von der Handarbeit abhängen.

Folge: Die Berchtesgadener Landschaft wird auf ihre Grobstrukturen reduziert. Die Konturen der landschaftlichen Individualität bleiben, doch der fein differenzierte Inhalt des Landschaftsbildes wird durch Energieüberschwang und überzogenen Maschineneinsatz zusehends herausretouchiert.

- Rationalisierung und Funktionalisierung, Schlagworte aus einer längst überholten geistesgeschichtlichen Phase, sind zum Schaden der Landwirtschaft und Landschaft noch immer programmatisch wirksam.

Folge: Die Entmischung von Wald und Weide, die Funktionalisierung der Flur (ein Ratio-Bezug, der nur auf die Einsparung menschlicher Arbeitskraft abzielt), ist für die landschaftliche Eigenart verhängnisvoll.

- Der Bevölkerungsdruck, die abgeschlossene Lage im Gebirge mit der Folge erschwerter Handelsbeziehungen, die schlechte Kontrollierbarkeit der Bergbauernhöfe in klassischer Streusiedlungslage sowie leere Staatskassen veranlaßte die fürstpröpstlichen Landesherren schon sehr frühzeitig zur Privatisierung der staatseigenen Landwirtschaftsflächen.

Folge: Der käufliche Erwerb der Lehen, das Recht den Besitz zu teilen, führte zu Existenzvermehrung, aber auch zu Hofteilung und Betriebsgrößenverringern und in der weiteren Konsequenz zu einem ungemein intensiven, feinverastelten Landnutzungssystem, das als Holzhandwerks-Salinenarbeiter-Bauerntum bezeichnet werden kann und im oberbayerischen Alpenraum nicht seinesgleichen findet.

- Die Berglandwirtschaft mit ihrer ungleich höheren landeskulturellen Wertschöpfung hat ihre Sonderstellung noch nicht ausreichend erkannt und zur Geltung gebracht.

Folge: Die landwirtschaftlichen Handlungsmaximen gehen - wenn auch unausgesprochen - noch immer von der vorwiegend quantitativen Leistungsbemessung und -vergütung aus. Dieses Bestreben geht ganz

klar zu Lasten der Eigenart, die vielfach als Traditionsballast und Fortschrittshindernis abgetan wird.

- Wo Landschaftsteile traditioneller Holz-Laub-Weide-Nutzung nicht dem Meliorationsdruck in Richtung Maschinenbearbeitbarkeit zum Opfer gefallen sind, drohen sie aufgeforstet oder der Wiederbewaldung überlassen zu werden.

Folge: Zweifellos ist eine Buckelweisen-Aufforstung immer noch einer Buckelwiesenplanierung vorzuziehen. Ließe man eine Wiederbewaldung in Richtung der potentiell natürlichen Vegetation gewähren, die im Berchtesgadener Land meist zu artenreichen Laubholzwaldungen führte, so könnte man aus rein ökologischer Sicht wenig dagegen einwenden. In der Realität bedeutet Wiederbewaldung jedoch mit geringen Ausnahmen Fichtenbestandsgründung.

5.2.1.9 Landwirtschaft - Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Hinführung der Landwirtschaft auf eine Landnutzungsbasis, die wieder stärker auf die natürlichen Wuchskräfte des Berchtesgadener Raumes bezogen ist. Dies bietet die beste Gewähr für Sicherung und Entwicklung von landschaftlicher Eigenart.

Teilziele und Maßnahmen:

- Aufrechterhaltung der sachgerechten und eigenartigen Bewirtschaftung von ausgewählten Tratten, Ötzen, Freien und Buckelweisen-Gschoader durch Landschaftspflegeprämien nach dem Bayer. Landwirtschaftsförderungsgesetz und anderen zu veranlassenden Vorschriften.

- Verzicht auf weitere Veräußerung von Landwirtschaftsfläche in Staatsbesitz, insbesondere von Tratten für Wohnbau, Gewerbe und Straßenbedarf. Der Staat selbst hat einen wichtigen Schlüssel zur Eigenartssicherung mit diesen Flächen in der Hand.

- Die Trennung von Wald und Weide sollte nur da durchgeführt werden, wo Erosion und Waldvergreisung sie in den Hochlagen der Almen partiell erforderlich machen. Dabei muß sichergestellt werden, daß nicht Schalenwildschaden an die Stelle von Weideschäden tritt. In den Tallagen sind die Freien, Ötzen und Tratten in ihrer Nutzungsmischung zu belassen.

- Änderung der Forstpolitik, die noch etwas zu sehr auf die Mehrung des Waldes ausgerichtet ist, die Schwendung von Weiderechtsflächen eher behindert als fördert.

- Gezielte Überführung von Brachflächen der Landwirtschaft in Stadien naturnaher Wälder. Nicht alle Buckelfluren, Steilwiesen usw. müssen aus Gründen des Landschaftsbildes in ihrer bisherigen Bewirtschaftung bleiben. Genauso wie es »unverzichtbare« Kulturlandschaftsteile gibt, gibt es solche, für die eine Rückführung in Wald vertretbar ist.

- Auf eine almwirtschaftliche Ertragssteigerung mit Hilfe von Mineraldünger und Herbiziden sollte verzichtet werden, ebenso auf Planierung und Flächen- drainage.

- Auf die Sicherung landwirtschaftlicher Vorrangflächen im Tal gegen Inanspruchnahme für Bebauung, Straßenbau, Infrastruktur, sollte verstärkte Aufmerksamkeit gerichtet werden (z. B. im Kernbereich von Bischofswiesen). Die ständigen Flächeneinbußen gefährden nicht nur die Landwirtschaft, sondern auf Dauer auch den Fremdenverkehr.

- Züchterische Förderung und Arterhaltung leichter und robuster Rinderrassen, vom Typ der »Berchtesgadener Katzen«. Das dominierende Zuchtziel von Milch- und Fleischleistung ließ andere Qualitäten wie Futtergenügsamkeit, Beweglichkeit und Widerstands-

kraft wichtige Eigenschaften für Weidevieh in schwierigen Berglagen – zu sehr zurücktreten.

– »Alle Maßnahmen sind daher darauf auszurichten, daß weiterhin möglichst viele Nebenerwerbsbetriebe bewirtschaftet werden. Die Beweidung extremer Hangflächen ist im Untersuchungsgebiet durch Kühe nicht möglich. Diese Steilhangflächen sind Mähflächen und in der Regel zur Beweidung mit Jungvieh ungeeignet. Daher ist aus der Sicht der Landschaftspflege die Kuhhaltung der Jungviehaufzucht überlegen. Die Koppelschafhaltung ist zu prüfen« (MEISTER 1974, S. 47–48).

– Der Anbau von geeigneten Spezialkulturen, wie etwa des Gelben oder Pannonischen Enzians, der versuchsweise am Hochschwarzeck kultiviert wird, verdient verstärkte Beachtung. Heilkräuter erfreuen sich zunehmender Wertschätzung, während gerade die natürlichen Sammelgründe derselben stark im Schwinden begriffen sind.

– Der gesetzliche Artenschutz, verbindlich im Bayerischen Naturschutzgesetz und Naturschutzergänzungsgesetz festgelegt, muß hinfort im Eigeninteresse von Landwirtschaftsbehörden und praktischen Landwirten stärker beachtet werden. In den Lehrplänen der landwirtschaftlichen Berufsschulen taucht derzeit Naturschutz, Landschaftspflege und Artenschutz zu wenig Wort auf.

– Förderung von Sonderformen der Landwirtschaft zur Erzeugung agrarischer Spitzenprodukte. Die besonderen landschaftlichen Erzeugungsbedingungen des Berchtesgadener Landes begünstigen die Herstellung entsprechend qualifizierter Agrargüter z. B. auf dem Milch- und Fleischsektor.

– Verzicht auf weitere Buckelfluorennivellierungen, Feldsteinsprengungen, Muldenverfüllungen, Feuchstellenentwässerungen, die Feinrelief und Vegetation des Grünlandes nachteilig verändern, desgleichen kein weiteres Aufdüngen der blumenreichen Mager- bzw. Halbtrockenrasen, wie sie auf Gschnoadflächen typisch sind.

– Die Gewinnung von Heublumen aus dem artenreichen Mähgut von Ehart- und vor allem Gschnoadflächen kann für manchen Bergbauern ein einträgliches Nebengeschäft werden und der Bewirtschaftung dieser Mäher neuen Impuls verleihen. Für Raseneinsaaten in Extremlagen bei Pistenbau, Böschungseingrünung, Erosionsherdfestlegung erweist sich Heublumeneinsaat als unübertroffen (vgl. SCHIECHTL 1978, S. 12).

– Gesetzliche Schutzvorkehrungen nach Art. 7, 9, 12 (Bayer. Naturschutzgesetz) werden auf wesentlich mehr Verständnis stoßen, wenn sie mit einer öffentlichen Förderung der Nutzungsfestlegung verbunden ist. Neben einer materiellen Vergütung ist eine zusätzliche angemessene öffentliche Würdigung und Wertschätzung der Leistung der betreffenden Bauern notwendig.

– Die im Mittenwalder und Garmischer Raum zu beobachtende Tendenz der Umwandlung von Kuhgras- in Schafgrasrechte (ALPENINSTITUT 1975, Schafhaltung Mittenwald, Projektstudie, n.p.), die vielfach stillschweigend erfolgt, sollte im Berchtesgadener Gebiet strikt unterbunden werden. Schafe haben ein völlig anderes Fraßverhalten als Rinder und pflegen vor allem dort massiven Schaden anzurichten, wo der Bergwald ohnehin um seine Existenz kämpft.

5.3 Forstwirtschaft

5.3.1 Forstwirtschaft – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Es ist das unbestreitbare Verdienst einer gut 800-

jährigen Forstwirtschaft, daß es im Berchtesgadener Land noch reichlich Wald gibt. Etwa 53% der Landesfläche ist Forstbetriebsfläche (MEISTER 1974, S. 15). Was zunächst wie eine nicht erwähnenswerte Selbstverständlichkeit aussieht, erweist sich als echte landeskulturelle Leistung vieler Generationen, wenn man die teils besorgniserregenden Waldzerstörungen nicht nur in den Mittelmeergebieten und Tropen, sondern auch in klimatisch waldgünstigen Teilen Europas, etwa den britischen Inseln, zum Vergleich nimmt.

Eines muß bei all der Würdigung der Walderhaltung jedoch klar festgestellt werden: Nicht der Wald braucht den Menschen, sondern der Mensch braucht den Wald. Hätte der Mensch in die Wälder Berchtesgadens überhaupt nicht eingegriffen, so wären sie sicher noch ausgedehnter, wüchsiger und artenreicher. Es kommt einer Selbstüberschätzung gleich, die sich teilweise bis heute gehalten hat, wenn man glaubt, »Wildnis in Kultur« nehmen zu müssen, um die Natur vor ihrem eigenen Untergang zu bewahren. Im Endeffekt war es sicher mehr die Waldfreundlichkeit unseres Klimas, als die Sorge des Menschen, der der Waldreichtum Berchtesgadens zu verdanken ist.

Der Wald besitzt vor allem in den Steillagen, die von hoher Reliefenergie gekennzeichnet sind und in Hochlagen gegen die Baumgrenze hin, eine empfindliche Vitalität, die der größten Sorgfalt bedarf, wenn sie auf Dauer erhalten werden soll. Geht man vom Idealziel der Sicherung einer möglichst reichhaltigen und stabilen Biomassenproduktion auch der extrem gelegenen Landschaftsteile aus, so stellt man fest, daß der Umgang mit dem Wald nicht allerorten einwandfrei war. Vor allem die Plateau-Hochlagen mit ihrer verschwundenen bis stark gelichteten Fichten-Lärchen-Zirbenbestockung sind nur mehr ein Rudiment dessen, was sie einmal waren. Der Holzhunger trieb die Holzfäller bis an die Waldgrenze hinauf. In einem Verlackungsprotokoll von 1793 gibt z. B. ein 65-jähriger Bauer an: »früher sei Holz auf der Reitertritt (Plateaulage der Reiteralp) gestanden, während heute nur noch einschichtige Däxen und Latschen zu sehen seien, die alten Reiterbauern Hoiß, Hochreiter und Diez haben immer gesagt, daß sie das Holz auf der Reiteralpe geschlagen und mit der Zeit Berchtesgadener Holzarbeiter auf der Reiteralpe eingedrungen sind und das Holz nach Berchtesgaden verbracht haben« (zit. bei FENDT 1932, S. 55).

In der Kampfzone des Waldes (Fichtenwaldgrenze bei rd. 1.600 m, Lärche bei 1.750 m und Zirbe bis ca. 2.000 m) war vor allem die Schafweide, aber auch die Rindersömmerung, verbunden mit dem Bau- und Brennholzbedarf der Almkaser, ein sicheres Mittel der meist irreversiblen Waldzerstörung (vgl. HAUBER 1926, S. 56–58). Dabei sind schon sehr früh Versuche unternommen worden, Waldzerstörung einzudämmen, so im sog. »Fuchsbrief«, einem Schieds- und Rechtsspruch zwischen der »Lanntschaft« und dem Propsten, gegeben von Fuchs von Degenhart, im Auftrag Kaiser Maximilians handelnd. Es geschah dies zu einer Zeit, da überall in deutschen Landen offene oder verdeckte Kämpfe um die knapp werdenden Ressourcen in Form der Bauernrevolten im Gang waren. In einem Passus wird verfügt:

»Item Des verpots Vörhin und Lärchen Holtz zu slahen Ist beret. Das ain yeder undertan zu seins Hawss notdurft, auf seinen gründen und gesuechen zimlich Holtz brauchen und nyessen sol. Aber Vörhin und Lärchin Holtz sol geslagen werden mit willen und wissen aines yeden Lanndsfürsten zu Bertholsgaden« (zit. nach HELM 1927, S. 98).

Die Sorge dieses Paragraphen gilt weniger den Baumarten von Lärchen und Föhren, als vielmehr ihren höhen- und trockenexpositionsbedingten Extremstandorten, wo sie aufgrund ihrer ökologischen

Anspruchsbreite im Konkurrenzkampf anderen Arten überlegen sind. Seine Erfolgsbilanz ist, wie man sieht, nicht sehr groß. Dennoch half er letztlich zumindest der Waldstandorts-Devastierung Grenzen zu setzen.

»Wenn die Waldfläche bei der Besiedlung etwa 35.000 ha betragen hat und heute noch etwa 21.000 ha umfaßt, dann sind die 14.000 ha Waldverlust etwa zur Hälfte auf echte Rodung im Tal und im Gebirge zurückzuführen und zur anderen Hälfte auf das Absinken der Waldgrenze mit Verkarstungserscheinungen und Bildung sekundärer Latschenfelder« (KÖSTLER/MAYER 1974, S. 7).

Nach ZECH (1978, S. 47) beträgt der Humusverlust der Gebirgsböden durch Waldrodung in den Bergmischwaldgebieten etwa 33%. Während z. B. auf einer Untersuchungsfläche der Eckau-Alm auf der Weidefläche $6,632 \text{ kg C/m}^2/50 \text{ cm} + 0$ gemessen wurden, war im Fichtenwald (50 Jahre) ein Wert von $10,179 \text{ kg C/m}^2/50 \text{ cm}$ feststellbar. Die Stickstoffwerte pflegten auf Alm- bzw. Waldweideflächen hingegen etwas höher als auf reinen Waldböden zu liegen, dies wohl auch deshalb, weil auf den Weideflächen eine N-Anreicherungstendenz (Almlägerflureffekt) wirksam wird.

Das Phänomen der Hochlagenzerstörung zur gezielten stofflich-energetischen Begünstigung der Talchaften findet sich übrigens in vielen Bergkulturlandschaften (vgl. WHYTE 1977, S. 19). Ohne verstärkte Entropieförderung scheint sich in kargen Systemen keine Kultur bilden zu können. Unbestreitbares Verdienst und ethologische Leistung von Bevölkerung und Regierung des Berchtesgadener Landes ist indes das Verhältnis des zerstörerischen Aufwandes zum Ertrag an Ordnung des lokalen Gesellschaft-Mensch-Umweltsystems. Die Herrschaft des Augustiner-Chorherrenstifts scheint trotz der vorgekommenen Ausschweifungen einzelner Chorherren und Pröpste eine relativ stabile, menschen- und naturfreundliche gewesen zu sein. Es war wohl gelegentlich die Staatskasse ruiniert, doch erstreckte sich der Ruin nicht auf Land und Leute – auch nicht auf den Wald. Ein gewisser Sockelwert von Nachhaltigkeit der Waldbewirtschaftung wurde bis auf Ausnahmen nicht unterschritten. Es gehört zum Wesen landschaftlicher Eigenart, daß sie nicht auf unberührte Natur Bezug nimmt, sondern deren charakteristische Nutzungsspuren – die auch einmal »Schrammen und Verletzungen« sein können – als gleichsam essentiell mit einbezieht.

5.3.2 Von der Wald- zur Forstwirtschaft

Wer heutzutage durch Wald und Feld streift und dabei Pilze oder Beeren sammelt, nimmt den letzten Rest einer einstmalig viel umfassenderen Freiheit wahr, die den Wald als gemeinfrei, als Allmende erkannte, in dem jedermann im ortsüblichen Sinne Produkte des Waldes entnehmen konnte. Gegenüber dem Gebrauch dieses germanischen Rechtes, das im Bezug auf den Wald bis ins frühe Mittelalter hineinreichte, nimmt sich jener Rest von Gemeingebrauch der Landschaft, der in der Bayerischen Verfassung verankert ist, recht kläglich aus. Die Geschichte des Waldes in Deutschland wie im Berchtesgadener Land ist im wesentlichen die Geschichte der zunehmenden Beschränkung, der Umwandlung von Wald in Forst. Nach PLOCHMANN (1976, S. 162) kommt Forst vom lateinischen »foris-forestis« und wurde bei uns im Sinne von »eingrenzen, ausgrenzen« für die Tätigkeit der königlichen Beamten benutzt, die sich mit dem Zurückdrängen der gemeinen und dem Ausweiten der herrschaftlichen Ansprüche befaßten.

Der Gerechtigkeit wegen muß jedoch gesagt werden, daß die Konkurrenz zwischen dem Individualanspruch und jenen des Landesherren nicht bloß aus feudalistischer Willkür entstanden war, sondern letztendlich ressourcenpolitisch begründet war. Wald, der durch

Bannlegung zum Forst wurde, bedeutete Stärkung der Staatsmacht, was im Idealfall auch dem Wohl des Volkes zugute kommen konnte. Die Zeit der scheinbaren Unendlichkeit der Wälder war in weiten Teilen Deutschlands bereits zu Beginn der geschriebenen Geschichte vorbei. Kontrolle über den Wald bedeutete Kontrolle über die wichtigsten Energie- und Rohstoffreserven. In Berchtesgaden nun war die Handhabung dieses Forstrechtes im Sinne ihrer Übertragung auf die Augustiner-Chorherren zum Zwecke der Salinen-Versorgung geradezu staatsbegründend. Die weitere forstrechtliche Entwicklung berücksichtigte trotz des stets sehr dominierenden Sudholz-Aspektes die Interessen der Brenn-, Bau- und Werkholzbeschaffung für die Untertanen, nicht zuletzt auch deren Weide- und Laubgewinnungsansprüche. Dafür traten in Berchtesgadens Wäldern Nutzungen wie Schweinemast, Imkerei, Aschenbrennen usw. nie gewichtig in Erscheinung.

Aufgrund der Gebirgslage waren die Wälder des Landes bis in die Tallagen stark mit Nadelbäumen durchsetzt. Fichte und Tanne waren gleichermaßen als Sudholz wie als leicht spaltbares Werkholz für die Spanschachteln begehrt. Doch erfolgte nicht wie andernorts eine starke artenmäßige Entmischung der Wälder entweder in Richtung Laub- oder später Nadelholz. Man brauchte beides. Die Selektion erfolgte mehr intraspezifisch, d. h. durch jahrhundertlanges Suchen nach den gut spaltbaren und schön gewachsenen Fichten für die großen Spanschachteln z. B. ist es verständlich, daß die lokalen Fichtenrassen allmählich in Bezug auf bestimmte Typen verarmten. Ob die einst in Berchtesgadens Wäldern reichlich vertretenen Eiben nur des Werkholzes oder nicht auch wegen der Vergiftungsgefahr für die Wald-Weidetiere (besonders für Pferde) so stark dezimiert wurden, bleibt dahin gestellt. Innerhalb der Laubbäume dürfte es bezüglich der potentiell natürlichen Vegetation neben einer qualitativen auch zu einer artmäßigen Verschiebung gekommen sein. Für Werkzwecke wie für Laubgewinnung wurde Bergahorn der Buche vorgezogen. Er wurde deshalb systematisch gefördert.

Im Vordergrund der Waldwirtschaft stand weniger die maximale Holzerzeugung, als ein Nutzungsoptimum, das die Produkte des Waldes auf höchst vielfältige Art zu entnehmen trachtete. Man schaltete keine der natürlichen Waldkomponenten aus, sondern suchte für die Kraut- oder Baumschicht die annähernd geeignetste Inanspruchnahme. Für die Photosynthese wird eine Blattfläche je Boden-Quadratmeter von $3\text{--}4 \text{ m}^2$ als optimal angesehen. Große Laubbäume, wie die Buchen, haben je m^2 Boden $5,5$, die Eiche $3,0 \text{ m}^2$ Blattfläche (HABER 1977, S. 119). Die Kombination beider Produktionszonen durch Waldauflichten ermöglicht relativ hohe Lichtausbeute und kurz- wie langfristig aberntbare Assimilate in Form von Viehfutter und Holz. Während die Krautschicht rasch futterfähige Biomasse liefert, ist ein Stamm nichts anderes als ein langfristig aufgebautes organisches Nahrungs-, Energiedepot für den tierischen Konsumenten und ein Werk- und Brennstoffvorrat aus der Nutzsicht des Menschen.

Selbst da, wo der Wald ganz der Weide-, Wiesen- oder Ackernutzung wich, ist er noch auf lange Zeit mit seiner »organischen Sparbüchse«, seinem Bodenumkapital wachstumsfördernd tätig. Die dem Wald folgende Nutzung kommt kaum jemals wieder an die volle Produktionsleistung des Waldes heran (vgl. HAMPICKE 1979, S. 69).

Mit der steigenden Bevölkerung stieg auch phasenweise die Anspruchsgröße und -vielfalt. Ständig gab es eine Auseinandersetzung zwischen den kurzfristigen

Interessen in Form von verstärktem Fleisch-, Milch- oder Wollertrag und den längerfristigen, die mehr das Wohl des Gesamtsystems Wald und seine Ertragsnachhaltigkeit im Auge behielten. Im Grunde hat sich der Grundtenor dieses Konkurrerens bis heute erhalten. Die unmittelbaren Interessen der bäuerlich-handwerklichen Untertanen des Berchtesgadener Landes waren stark auf die Weide-, Laubrech- und Holzbezugsrechte ausgerichtet. Selbst die Landesfürsten, wie der Salzburger Fürstbischof Hieronymus und der Bayerische Kurfürst Carl Theodor befaßten sich persönlich und intensiv per Notenwechsel mit Forstnutzungen in ihren Grenzgebieten. Der Nutzungsdruck auf die Güter des Waldes war einerseits so groß, daß de jure beinahe jeder Baum und Strauch ein innen- wie außenpolitischer Faktor war. De facto stieß jedoch die Ausübung und Kontrolle von Nutzung und Rechten rasch an die Grenzen des Möglichen. Was heute als »Vollzugsdefizit« vieler Verordnungen und Gesetze beklagt wird, hat in reichlichem Maße historische Vorläufer.

In den Waldungen des Berchtesgadener Landes setzte eine intensive forstliche Bewirtschaftung ähnlich wie in den Bergregionen der anderen Alpenrandklöster – wie Tegernsee und Fischbachau – erst nach der Säkularisation ein (vgl. hierzu SCHREYER 1978, S. 60). Ihr Ziel war es, gleichartige, »ordentliche Bestände« zu formen und die archaische Nutzungsbreite, die noch mit dem Allmendedenken zusammenhing, einzuschränken. »An die Stelle eines geschundenen und armseligen, aber immer noch natürlich oder naturnah zusammengesetzten Waldes trat vielerorts und mehr und mehr der stramme, gepflegte und ertragreiche Produktionsforst« (PLOCHMANN 1979, S. 194).

Verschiedene Faktoren begünstigten die Überführung von Salinen- und Bauernwäldern in »ordentliche Bestände«. Mit dem Beginn des Torfstiches in den nahen Mooren der ehemaligen Gletscherstammbecken am Rande der Alpen ließ der Druck auf Holz als Brennstoff etwas nach; »Berchtesgadener War« wurde nach und nach durch Industrieproduktion ersetzt. Die neuen Transportmittel auf Fossilenergiebasis Eisenbahn, Dampfschiff, Automobil ermöglichten Holzimporte und somit das Überspringen heimischer Rohstoffknappheit. In Wirklichkeit verlagerten sie lediglich das Knappheitsproblem. Statt der Zerstörung der heimischen Wälder wurde nun systematisch diejenige der anderen Kontinente betrieben. Die Endlichkeit des Raumes, bzw. der Ressourcen wird sich neu zeigen, mit dem Unterschied, daß sie nicht erneut verschoben werden kann.

Die neue forstliche Ordnung führte zu einer starken Förderung der Fichte. Das »bunte Flickenkleid« des Berchtesgadener Waldes wurde erstmalig dem wesentlich eintönigeren »Anzug« der neuen Zeit angepaßt. Das Interesse für diverse Edellaubbaumarten ging zurück, jenes für die Nadelbäume, speziell für die Fichte, hielt unvermindert an. Indirekt wurde sie dadurch gefördert, daß der Waldweidedruck von Rind, Pferd und Schaf zwar nachließ, aber rasch durch jenen des Schalenwildes ausgeglichen wurde.

Die Jagdinteressen des Königshauses überflügelten nämlich bald diejenigen der Fürstpropste. »Die hohen Jagdherren waren höchst interessiert an Hirsch und Gams, jedoch kaum an Tanne und Ahorn. Die Einstellung zur Jagd konnte in der Regentenzeit um so mehr dominieren, als das Salzwesen mit der Aufhebung der Saline in Schellenberg (1805) durch den Bau der Soleleitung (1817) und durch den Ausbau der Eisenbahn (1888) an Bedeutung verlor und ihr Holzbedarf sank« (KÖSTLER/MAYER 1974, S. 12).

Durch vielfache Schwendeverbote auf vom Staat in Besitz gebrachten Wald- und Weideflächen wurde überdies der Fichtenjungwuchs systematisch gefördert und durch Holzentnahme in langen Schlagstreifen begünstigt. Der ganzjährige Aufenthalt hoher Schalenwildbestände in den Bergwäldern brachte zustande, was selbst jahrhundertelange Waldweidenutzung nicht fertigbrachte: die Entmischung des Waldes und sein Vermögen, sich in all seinen Gliedern zu regenerieren. »Und mit der künstlichen Pflanzung kamen für fast ein Jahrhundert Samen und Sämlinge aus völlig anderen Gegenden in den Bergwald« (PLOCHMANN 1975, S. 18). Der Zug zum »forstlichen Konfektionsanzug« wurde bis heute kaum gebremst.

Dank der Zähigkeit der Bauern, mit der sie alte Rechte verteidigen und nutzen, hat sich im Berchtesgadener Land trotzdem noch vieles gehalten, was der Ideologie der Funktionalisten, der Bodenreinertragslehre, sowie der Flur- und Nutzungsvereinigung übertriebener Art widerstanden hat. Noch immer gibt es fließende Grenzen zwischen Wald und Feld, noch immer steht der Baum im Feld und geht die Kuh in den Wald, mischt sich Wachsen und Werden und Vergehen unterschiedlichster Art.

Was als Wesen und Eigenart der Berchtesgadener Wälder, besser gesagt seiner Berg-, Wald-, Feldlandschaft gestalthaften Wert besitzt, ist nicht nur das Produkt eines harten menschlich, wie naturgesetzlich bedingten Zwanges, sondern auch die liebenswürdige und reife Frucht einer Fülle von Zufällen, die letztendlich das »Funktionieren« durch das »Spiel« ersetzen, dessen Essenz das Nicht-Statistische, Nicht-Determinierte, das Außergewöhnliche und Eigenartige ist, als deutliche Spur der Freiheit erkennbar (vgl. hierzu auch EIGEN/WINKLER 1975, S. 13 ff.).

Ist es Notwendigkeit im Sinn von Gesetz oder Zufall, im Sinn von Spiel, wenn am Anfang des Zwergstaates Berchtesgaden ein sendungsbewußter Kaiser wie Friedrich Barbarossa den Augustinern als schicksalhaftes Taufgeschenk die Berg- und Forstregale vermacht, somit den Anlaß für die innere Kolonisation gebend den Ausbau des Landes vorbereitet, der im Barock buchstäblich die höchsten Höhen erklimmt? Wie ist es zu deuten, daß der um die Wende des 18.-19. Jahrhunderts zum Durchbruch gelangende Rationalismus keinen Sinn mehr für die Existenz dieses eigenartigen wie grandiosen ökologischen »Freilicht-Theaters zu Füßen des Watzmanns« hatte, das Spiel einfach auflöste und lediglich die »Bühne« erst als Tummelplatz gekrönter Häupter und später von Touristenmassen verwandte?

Was man an den Waldbestandteilen der Berchtesgadener Landschaft so schätzt, ist im Grunde nichts anderes als der Gestaltwert des spielerischen Webmusters der Wald-Feldverteilung und -durchdringung einer barock-ökologischen Spiel- und Werkepoche. Die neuen Muster sind anders: Harte Zweckbestimmtheit herrscht vor. Man denke nur an die staatlichen Aufforstungen am Obersalzberg oder an die Zuforstung des Ramsauer Talzuges bei Ilsank und in der Au. Die Richtung dieser Entwicklung, die mehr Wechsel als Wandel ist, liegt klar – ihr vorläufiges Ende ist allenfalls erahnbar. Soweit man darin Problematisches sieht, versucht man mit Funktionalisieren zu kurieren.

Der Waldfunktionsplan, die Zonierung der Alpen, vielleicht auch die Nationalparkschaffung sind möglicherweise unbeholfene Versuche der Rettung der Ganzheit dessen, was Wald als ökologisches System, als Lebensraum und als wesentlicher Teil der Landschaft ist.

5.3.3 Jagd und Eigenart

Wenn man den historischen Berichten Glauben schenken darf, so beginnt Berchtesgadens Geschichte mit der Jagd. Graf Berengar löste mit der Initiierung der Klostergründung der Augustiner ein Gelöbniß ein, das mit einem Jagderlebnis zusammenhing. Sein »Gaden« dürfte nichts anderes als eine holzene Jagdunterkunft gewesen sein. So gesehen war Jagd eine Tätigkeit, die die Berchtesgadener Landschaft vom Beginn ihrer Geschichte bis heute als etwas begleitet, was zwar nach außen hin lange Zeit nicht das Gesicht, aber nach innen in ungleich stärkerem Maße das Geschick dieser Landschaft bestimmte.

Jagd gehört zu den urtümlichsten Betätigungen des Menschen und war im fast vollständig bewaldeten mitteleuropäischen Bereich bis ins Neolithikum mehr oder weniger existenzbedingend. Da sich aufgrund der Landesnatur in Berchtesgadener Landschaft in Form der mächtigen Gebirgsmassen im wahrsten Sinn des Wortes viel »Steinzeit« erhalten hat, behielt auch die diesen Formationen angemessene Nutzung – die Jagd – ihre stete Bedeutung.

Wie weit war sie nun auf die Landschaft ihrerseits eigenartsprägend? Die freie Jagd für jedermann war, wenn es sie in geschichtlicher Zeit je gab, bestimmt nicht von langer Dauer. Zu nahe war in Salzburg die Macht der Frankenkönige und -kaiser, die sich auf römisches Recht beziehend alle die Ländereien sicherten, die keinen unmittelbaren Besitzer hatten, sondern nach germanischem Recht als gemeinfreie Allmende galten.

Mag in mittelalterlichen Zeiten die herrschaftliche Jagd noch als Nebenwirkung eine gewisse Wehrrüstung für Ritter und Recken gehabt haben, an Berchtesgadens Landschaft ging sie ziemlich spurlos vorüber, mit jener Ausnahme, daß sie eben zu der vorhin geschilderten Augustinerkloster-Stiftung führte. Prägender oder lastender wurde die Jagd erst im Barock. Der zunehmende Nutzungsdruck auf die Landschaft seitens der wachsenden Bevölkerung stieß sich mit der zunehmenden Lust der weltlichen und geistlichen Herren auf die Freuden der Jagd.

Wenn man die durch das 17.–18. Jh. sich erstreckenden zahlreichen Händel in Sachen Gejaidgrenze (= Jagd) zwischen der Salzburger und Berchtesgadener Herrschaft in Urkunden verfolgt, wie dies HAUBER (1923, S. 14–16) machte, so wird einem wohl verständlich, daß bereits zu jener Zeit ein Jagddruck in diesem entlegenen Gebiet herrschte, der wegen ein paar Gams und Hirsche einen Jagdlimes der Art der Torrenner-Mauer zu rechtfertigen schien.

Gamswild und Rotwild nahmen im Nutzungsspiel eine sehr dialektische Stellung ein. Einerseits als Wildbretlieferant sehr begehrt, wurden sie andererseits als Viehfutterkonkurrent gefürchtet, vor allem von den Bauern, weil in der Trophiekette nach dem jagdbaren Wild als Konsument nicht der Gemeinde, sondern der Edle kam; Jagd war Herrschaftssache. Zusätzlich verursachten Gams, Hirsch und Reh noch einen erheblichen Aufwand an meist lästig empfundenen Arbeitsbeschwernissen. Es galt zu zäunen, Treiberdienst zu leisten und wer ob dieser Dienstpflicht am Wild selbst Gefallen fand und der Versuchung erlag, sich mittels der verbotenen Flinte den Tisch selbst zu decken, der mußte mit hohen Strafen rechnen (vgl. HAUBER 1923, S. 18).

Die Dialektik ging noch weiter, z. B.: Man mag sicherlich die großen eingestellten Jagden der fürstpropstlichen Zeit, auch die üblichen Zeugjagden auf Gams und Hirsch, die mit riesigem Aufwand an Treibern und Hetzhunden zu Ehren von Staatsbesuchen abge-

halten wurden, als üble Tierschinderei betrachten und dies wohl nicht zu Unrecht. Doch sollte dabei nicht vergessen werden, daß solche Jagden einem riesigen Volksfest glichen (vgl. SPAUR 1815), das nicht nur dem Landesherrn, sondern auch einem großen Teil seiner Untertanen Jagdfreude brachte; einerseits wegen des Spektakels, andererseits deshalb, weil das Wild als Weidekonkurrenz und Wildschadenverursacher kräftig reduziert wurde. Wie so ganz anders und zivilisiert verlaufen die Jagden heutzutage. Allerdings ist biologische Wirksamkeit, Ausleseverfahren und Beteiligungspraxis in Frage zu stellen. Das Jagdwesen hat aufgehört, kulturelle Früchte am Rande zu zeitigen. Die Jagdschlösschen im Wimbach-Gries und in St. Bartholomä am Königssee sind einer höfischen Jagdkultur erwachsen, die Landschaft, Wald, Wild und Menschen in eine gleichermaßen eigenartig wie einzigartige Beziehung brachte. Und wenn der letzte Fürstpropst Josef-Conrad von Schroffenberg mit einer geschickten Jagddiplomatie den französischen General Moreau »neutralisierte«¹⁾, der mit seinem napoleonischen Revolutionsheer 1800 von Salzburg kommend das Stiftsland bedrohte, so mag dies als Abschluß und Höhepunkt des Waidwerkes in der Geschichte dieses Ländchens gelten.

Im ersten Drittel des 19. Jh. mit Übernahme des Jagdregals durch die bayerischen Könige ging es überaus massiv den Endgliedern der tierischen Nahrungskette, den »Königen« der Wälder und Lüfte – Bär, Luchs, Adler, Gamsgeier – an den Kragen. Sie wurden in diesem Gebiet ausgerottet. Die Almwirtschaft wurde behindert und zurückgedrängt²⁾

Das Staatsinteresse galt nun dem »Hofjagdrevier« und der Mehrung des Schalenwildes. Durch Fütterung gewöhnte man den Hirschen mit Erfolg die großen Wanderbewegungen ab. Hatte man zu barocker Zeit lediglich an zwei landschaftlichen Nahtstellen, wie am Torrenner-Joch und am Blümbachtalende bei der Mauerscharte (vgl. HAUBER 1923, S. 30) den Wildwechsel durch Hindernisse erschwert, so baute man im Jahre 1893 einen 20 km langen Jagdzaun von der Reiteralm bis zum Hohen Göll, der als der Beginn dessen anzusehen ist, was man heute als Übermaß an Abgliederung, Zäunung und Aufhebung der freien Passierbarkeit des Waldes ökologisch zu beklagen hat. Die Episode des Reichsjägermeisters Göring, der das Gebiet der Röth zu einem »Schutzgebiet besonderer Art« erklären ließ und ein striktes Wegegebot verhängte, fügt sich gut in die fortschreitende Waldseparierung, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Jahrhundertlang gehörte zur Freude an der Jagd, die sich Jäger und Treiber teilten, auch die ausgeklügelte Verwertung dessen, was erlegt wurde. Die besten Braten wanderten verständlicherweise in die herrschaftliche Küche. Doch es blieb ein nicht unbeträchtlicher Teil an Nebenprodukten auch dem gemeinen Mann. Vor allem in der Zeit der Romantik, da die Jägerkleidung allgemein Vorbild für die Landestracht wurde, war die Lederhose als Beinkleid, der Spielhahnstoß oder Radbart am Hut stolzer wie selbstverständlicher Besitz der männlichen Berchtesgadener Bevölkerung. Neben dem Eigenartsprodukt der Tracht,

1) Nach FÜGLEIN (1903, S. 9–10) war Moreau wiederholt Jagdgast Josef-Conrads und aufgrund des freundschaftlichen Verhältnisses der beiden Potentaten erlitt das Land so gut wie keinen »Franzosen-schaden«.

2) Nach AGER (1968 »Aus der Geschichte der Berchtesgadener Almwirtschaft«, Berchtesgadener Anzeiger, Nr. 184) gab es mit den alten Lehensherren, den Propsten, kaum Schwierigkeiten bezügl. der Almrechte. Dies änderte sich, als 1803 die Säkularisation über das Land ging und Kommissionen die Liquidation der alten Rechte vorbereiteten. Der Zugang zu archivalischen Rechtsquellen, die teils bei den Pfarrern lagen, wurde verwehrt.

das vom Waidwerk abfiel und bis heute als kleidsame Symbolik der Eigenständigkeit getragen wird, verdient der volksmusikalische wie brauchtumsmäßige Impuls des Jagdwesens der besonderen Erwähnung. Auch diese Bezüge brechen neuerdings mit Heftigkeit. Wenn derzeit das Gros der Spielhahnstöße auf neuen Trachten- und Prangerschützenhüten aus Jugoslawien und vor allem aus Rußland eingeführt werden muß, dann will dies ein Zeichen sein. Man schmückt sich mit fremden Federn. Wald und Feld der eigenen Landschaft sind nicht mehr ausreichend in der Lage, die Zeugnisse schmucker Eigenart und »Schneid« zu liefern.

Der Zivilisationsunfug in den Wäldern hat die Rauhußhühner, zu denen der Spiel- oder Birkhahn gehört, auch im Berchtesgadener Land fast zum Verschwinden gebracht.

Wenn man bei Trachtenfesten, Heimatabenden und Berchtesgadener Werbefeldzügen im Ausland (Tournée z. B. nach Muskat/Emirat Oman) eine »urbayerische Schau« abzieht, sollte man nicht verheimlichen, daß man sich nicht nur mit fremden Federn schmückt, sondern auch neuerdings in Hosen aus skandinavischem Wildleder steckt. Viele der Decken des im Berchtesgadener Land erlegten Schalenwildes wandern – kaum glaublich – in den Müll, während die letzte heimische Sämischergerberei bei Marktschellenberg ihre Rohware aus dem Ausland bezieht. Eigenart als Ausdruck eigenartiger wie stimmiger Stoff-Energiegefüge wird verdrängt durch ein zunehmend höheres Traditionstheater, das um so deftiger wird, je mehr die Wurzeln des Ursprungs verdorren oder abgegraben werden.

5.3.4 Wald und Erholung

Die Erholung im Walde ist dabei, eine neue Form der Waldplage zu werden. Nicht, daß dem Menschen mißgönnt wäre, den Wald zu betreten. Anstößig ist nur, daß der Erholungssuchende den Wald nur mehr mit einem Troß von zivilisatorischen Hilfsgütern betritt. Wer mit Pudel und Picknick-Beutel im Volksmarsch-Stil durch die Wälder zieht, wünscht Erholungsmobiliar wie Rastplätze, Abfallkörbe, Ruhebänke, Trimm-dich-Anlagen. Dies alles bringt Verfremdung und Gleichmacherei nach Maßgabe stadtnaher Erholungswälder mit sich. In fragwürdiger Dienstbeflissenheit werden durch diverse Einrichtungen Waldbereiche geöffnet, die eigentlich nur dem vorbehalten sind, der sie sich als Einzelwanderer erschließt. Die neugebaute Hirschbichl-Wandertrasse mag ein gutgemeinter Touristen-Kanalisationsversuch sein, doch scheint der Preis der erneuten Zerschneidung des mit wertvollen Schneeheide-Kiefernwäldern und außerordentlich seltenen Baumwacholdern bestandenen Talbodens zu hoch. Außerordentlich massive und hohe Legestangenzäune erwecken zudem am Eingang zum Hirschbichtal den Eindruck, als trete man hier durch das Tor eines Wildwest-Forts. Gelangt man in das Innere des Talbereichs, so sind in unregelmäßiger Verteilung Parzellen mit mannshohen Drahtmaschenzäunen anzutreffen, die das Rot- und Rehwild von dem abhalten sollen, was ihre eigentlichen, naturgemäßen Lebensgewohnheiten sind. Mit den Wildgattern und Tierfütterungen schließlich wird dem Besucher aus der Großstadt ein völlig verzerrtes Tierbild vorgegaukelt. Taubenfüttern in der Stadt und Wildfüttern im Wald hat vieles gemeinsam. Einfühlungsvermögen tierbiologischer Art wird durch eine Sonderform der Sozialromantik verdrängt. Nach den »bösen Raubtieren« gilt es, den »bösen Winter« und seine heilsam selektiven Folgen zu beseitigen. Man kann nun der Meinung sein, daß die Zäunungen

wie die Gatterhaltung von Baum oder Tier ganz selbstverständlich zum Bild des Waldes von heute und morgen gehören und daß der ungezäumte und ungezähmte Zustand von gestern keineswegs ein Ideal für die Gegenwart sein könne. Würde es sich um ein rein ästhetisches Problem handeln, wäre man geneigter, einer veränderten Zeit eben auch ein verändertes Stilempfinden zuzubilligen. Hier geht es um viel mehr. Hier wird als Hintergrund eines Dramas sichtbar, wie das letzte große halbnatürliche Systemverhältnis vorrationalistischer Epochen funktionalisiert, in seinem Wesen und in seiner Eigenart zerschlagen wird (vgl. WESTHOFF 1968, S. 7-8). So schön und passend Zäune um Hausgarten und Weide sein können, so deplaziert sind sie im freien Wald. Dort sind sie meist Zeichen tiefgreifender ökologischer Systemdegradierung. Die Feststellung des BAYER. LANDESJAGDVERBANDES (1973, S. 20), nach der Einzäunungen im Wald viel gefährlicher sind, als bisher angenommen, weil allein im Gebiet des Forstamtes Ramsau innerhalb 1 Jahres zwei gegen Kulturzäune geflogene Auerhähne gefunden wurden, kann als Kritik in die gleiche Richtung aufgefaßt werden.

»Wenn die Büffel alle geschlachtet sind – die wilden Pferde gezähmt – die heimlichen Winkel des Waldes, schwer vom Geruch vieler Menschen – und der Anblick reifer Hügel geschändet von redenden Drähten. Wo ist das Dickicht – fort, wo ist der Adler – fort und was bedeutet es, Lebewohl zu sagen dem schnellen Pony und der Jagd. Das Ende des Lebens – und der Beginn des Überlebens« (Hauptling SEATTLE, 1854).

5.3.5 Forstwirtschaft – zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Die Erzeugungsbasis für den Rohstoff Holz ist durch die Verbißschäden eines überhöhten Schalenwildbestandes gefährdet.

Folge: Wichtige Berg-Mischwaldkomponente wie Tanne und Ahorn sind an der Entwicklung gehindert. Die Stabilität und Produktionskraft der Wälder ist beeinträchtigt. Das forstliche Rohstoffaufkommen beschränkt sich auf wenige Arten und wird von der Fichte beherrscht. An die Stelle der reichhaltigen natürlichen Holzartensortimente treten jene aus zweiter Hand, aus der Fabrik.

– Der Rückgang der Waldweide hat zu keiner nennenswerten Erholung der Wälder geführt, da an die Stelle der landwirtschaftlichen Nutztiere ein erhöhter Schalenwildbestand getreten ist.

Folge: Die vielfach propagierte und zum Teil mit staatlicher Förderung ausgestattete Bestrebung der Trennung von Wald und Weide kann nicht als »Allheilmittel« angesehen werden.

– Bei Holzarten wie bei Tierarten läuft die Entwicklung in Richtung des Artenschwundes.

Folge: Bei den forstlich-jagdlichen Nutzungsüberlegungen dominieren zwar schon immer wirtschaftliche Überlegungen, aber sie waren bis dato weder so einseitig wie mächtig in den Mitteln der Durchsetzung.

– Nach der Ausrottung der fleischfressenden Endglieder der Nahrungskette wie Bär, Luchs, Adler, Lämmergeier obliegt dem Menschen allein die Sorge um die pflanzenfressenden Großtiere des Waldes im Sinne einer Hierarchiekontrolle.

Folge: Die Ernährungsbasis für die Pflanzenfresser verschob sich dermaßen, daß nur durch das Einbringen von Fremdfutter, chemischen Hilfsstoffen und technischen Hilfsmitteln der Wald als Lebensraum und Biozönose erhalten werden kann.

Vorwiegender Bezug: Energie

– Holz als einheimischer, sich regenerierender Energieträger entfällt weitgehend und besitzt lediglich für den bäuerlichen Hausbrand eine gewisse Bedeutung.

Folge: Der Bauernwald als Mischnutzwald erfährt eine Einengung seiner Funktionen. Baumhecken werden nicht mehr geschnitten, Astwerk wird nicht mehr verheizt, sondern am Hiebort verbrannt; die Buche als Brennholzbaum büßt weiter an Bedeutung ein.

- Der Fremdenergieeinsatz im Wald nimmt infolge des dichten Forststraßennetzes an Art und Umfang kräftig zu.

Folge: Das Verhältnis von biogen gebundener und technisch eingebrachter Energie verschiebt sich in Richtung des Fossilenergie-Inputs von außen. Als Folge zunehmender Technisierung der Forstwirtschaft und der Monokultur ist u. a. ein Rückgang der störempfindlichen zivilisationsflüchtenden Tierarten, in Sonderheit der Rauhfußhühner zu beklagen.

- Die Ernährung des künstlich durch Winterfütterung hochgehaltenen Rothirsch- und Rehbestandes ist ökologisch als massive Nahrungsenergiezufuhr zu werten.

Folge: Derart intensive Fütterung und temporäre Gatterhaltung bei Unterbindung von natürlichen Wanderbewegungen kommt einer schleichenden Domestikation gleich. Im selben Maße büßt auch der Wald an »Wildnis« und Ursprungsnähe ein, wird von Zäunen durchzogen und von anderen fremdenergetischen Hilfs- und Stützkonstruktionen durchsetzt. Anstatt regenerierend, ausgleichend und stabilisierend nach außen zu wirken, muß zusehends dem Wald diese Hilfe von außen zuteil werden.

- Während die heimischen Edelholzarten des Berchtesgadener Landes wie Ahorn, Ulme usw. zurückgehen und vor allem als reife Stämme selten werden - von der Zirbelkiefer gar nicht zu reden - nimmt der Import exotischer Edelhölzer oder der Holzersatz in Kunststoffform zu.

Folge: Der Transportations-Energieaufwand für das Herumfrachten der diversen Importhölzer ist genauso unvermünftig, wie die dadurch angeregte Exploitationswirtschaft in den Ländern der sog. »Dritten Welt«.

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

- Die kulturelle Gebundenheit an den Wald und seine mannigfaltigen Erzeugnisse ist weitgehend zerbrochen.

Folge: Weder in der Art und Weise des Hausbaues, noch in den Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens spiegelt sich die eigenartige Vegetation der Wälder Berchtesgadens wieder. Die Arbeit im Wald oder einzelne besonders hervortretende Tierarten gaben in früheren Zeiten reiche Anregung für eine blühende Brauchtums- und Musikkultur.

- In zunehmendem Maße erlöschen alte Forstrechte, wie Brunnen-, Zaun-, Bau- und Werkholzbezüge, die als Ausdruck einer feinen ökologischen Nutzungsverwobenheit angesehen werden können. Teils werden sie nicht mehr in Anspruch genommen, teils ist die Forstverwaltung bestrebt, diese Rechte einzufrieren oder abzulösen.

Folge: Der Rationalisierung des Waldes mit der defacto-Hauptnutzung »Wild und Fichte« stehen immer weniger Hindernisse entgegen. Der neue unökologische Ordnungssinn hat kaum Verständnis für Mischnutzungen, von denen die Eigenart des Landes nicht unwesentlich abhängt.

- Durch die jahrzehntelange Hereinnahme von forstlicher Jungware, die als ökologisch unangepaßte Zuchtsorten anzusehen sind, wurden die heimischen Ökotypen nebst ihren Waldbeständen stark untermischt (vgl. HUSS 1978, S. 51-52).

Folge: In den kritischen Zonen der Bergwälder, aber auch in den ansonst unproblematischen Waldstandorten nehmen die Kalamitäten, wie Windbruch, Schneebruch, Verbiß- und Schälanfälligkeit usw. zu. Die Wiederbestockung extremer Lagen bereitet enorme Schwierigkeiten.

5.3.6 Forstwirtschaft - Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Pflegliche Nutzung und Sicherung naturnaher, artenreicher Wald- und Tiergesellschaften als Beitrag zur Eigenartspflege. Es ist weder Aufgabe noch Absicht dieser Arbeit, die zahlreichen vorliegenden Expertisen zur Entwicklung der Fortwirtschaft im Berchtesgadener Land durch neue zu ersetzen. Es sollen lediglich unter den vielen möglichen Vorschlägen diejenigen, die sich besonders auf landschaftlich-forstliche Eigenart beziehen, hervorgehoben werden. Die Vorschläge betreffen im allgemeinen auch nicht die Kernzone des in Planung befindlichen Nationalparks, für dessen Wälder spezielle Maßstäbe zum Tragen kommen.

Teilziele und Maßnahmen:

- Der Holzartenreichtum, der die geologisch-morphologisch-klimatische Mannigfaltigkeit der Landschaft im Sinne einer natürlich gewachsenen Eigenart am besten widerspiegelt, ist nachdrücklich zu fördern und wieder herzustellen.

- Die Bestände an Schalenwild (Gams, Hirsch und Reh) sind jagdlich auf die Äsungskapazität ihrer Lebensräume abzustimmen. Jagdliche Ziele im geplanten Nationalpark bleiben davon unberührt. Die umfangreichen und zeitlich ausgedehnten Wildfütterungen sollten genauso wie Schalenwildbestände selbst, auf ein ökologisch tolerables Maß reduziert werden.

- Wildtiere sind vor schleichender Domestikation zu schützen, genauso, wie der Erhalt des Lebensraumes von gefährdeten Tierarten (z. B. Birkwild) im Interesse einer reichgegliederten Tierwelt Berücksichtigung finden sollte.

- Bei Aufforstungsmaßnahmen ist, soweit natürliche Waldverjüngung der Ergänzung bedarf, den bewährten und ausgelesenen heimischen Holzartenrassen (Ökotypen) der Vorzug zu geben. Der Wert dieses genetischen Potentials verdient genauer erforscht zu werden (z. B. durch Forschung im Nationalpark).

- »Der echt heimische und die Landschaft zierende Laubbaum ist der Bergahorn, der den Tälern und Hügeln einen eigentümlichen Reiz verleiht« (KÖSTLER/MAYER 1974, S. 29). Dieser Charakterbaum des Landes verdient besondere waldbauliche Förderung.

- Baumwacholder, Sadebaum, Spirke und Eibe, die auf Sonderstandorten dem Konkurrenzdruck der wüchsigeren Waldbäume widerstehen konnten, erfordern Schutz und Pflege. Die Zirbelkiefer und Lärche, die das erhabene Bild der stark verlichteten Hochlagen prägen, bedürfen der besonderen Aufmerksamkeit und Förderung.

- Forstliche Reinbestände, vor allem mit Fichte, wie sie in den vergangenen Jahren infolge eines allgemeinen Trends und des geringeren Wildschadens wegen bevorzugt angelegt wurden, sollten hinfort vermieden werden. Bestehende Reinbestände, z. B. Fichtenaufforstungen am Obersalzberg auf dem Gelände ehemaliger NS-Funktionäre, sollten, soweit sie auf vormals landwirtschaftlichen Flächen stocken, gerodet werden.

- Die Erschließung des Waldes mit Forststraßen

hat ein Ausmaß erreicht, das nicht mehr ausgeweitet werden sollte. Sie bringt eine Veränderungsdynamik mit sich, die nur bestimmten Jagd- und Holznutzungsinteressen dient, der Gesamtheit des Ökosystems Wald aber mehr schadet als nützt. KÖSTLER/MAYER (1974, S. 35) erwägen in diesem Zusammenhang neben der Entwicklung neuer schonender Holzbringungsverfahren auch den Wiedereinsatz von Pferden. Eine partielle Pferdeschleppen-Holzeinbringung hätte eine beträchtliche Attraktionsnebenwirkung auf den winterlichen Fremdenverkehr.

- Neue Flächenansprüche an den Bergwald zur Anlage neuer Wintersporttrassen sollten abgelehnt werden. Bestehende Pisten lassen Ausmaß und Art der mit diesen Eingriffen in das Waldkleid entstandenen Schäden zur Genüge erkennen. Breite Erosionsbänder und kahlschlagähnliche Trassen sind nicht geeignet, die Eigenart der Hangwälder in wünschenswerter Weise zu fördern.

- Die Ausstattung der Wälder mit Erholungseinrichtungen sollte im wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden. Berchtesgadener Wälder sind keine Stadtparks. Übereifer im Dienst am Urlauber ist hier fehl am Platz.

- Die Freizügigkeit innerhalb des Waldes ist ein unverzichtbarer Wert, dem ein besonderes Augenmerk zu schenken ist. Er gewinnt in dem Ausmaß an Bedeutung, in dem sich der Raum und mit ihm die Landschaft zusehends durch immer härtere Rasterungen, Zäunungen, Ausgrenzungen, dem Gemeingebrauch des Betretens entzieht.

- Die gegenwärtigen Forstrechte, wie sie zumeist von bäuerlichen Berechtigten ausgeübt werden, sollten im Interesse einer eigenarts- und kulturlandschaftsförderlichen Nutzungsverzahnung nicht weiter reduziert werden.

- Die gegenwärtige Wald-Feldgrenze ist kein willkürliches Ergebnis, sondern ein über Jahrhunderte entstandenes »kulturlandschaftliches Webmuster«, das nicht ohne Not verändert werden darf. Kleinere Verschiebungen können akzeptiert werden, wenn sie nicht besonders sicht- oder lagemäßig exponierte, floristisch oder sonstig wertvolle Landschaftsteile betreffen und der Sanierung akuter Landschaftsschäden dienen.

- Besondere Biotope müssen in besonderer Weise geschützt werden. Dazu gehört auch, daß die Übungsflüge mit Hubschraubern auf der Reiteralm möglichst eingeschränkt werden, da der Birkwildbestand dort seit Beginn der Übungsflüge rapide zurückgegangen ist (LANDESJAGDVERBAND 1973, S. 20).

- Urwaldreste als Lernbeispiele waldbaulicher Behandlung sollten in weit stärkerem Maße als bisher nicht nur in der Kernzone des Alpen- und Nationalparks, sondern auch im Vorfeld ausgewiesen werden. »Die Waldtotalreservate müssen, um wirklich anregend zu wirken, regelrechte Bestandteile des Wirtschaftswaldes sein, deshalb gehören sie nicht in die Glasvitrine. Sie sollen sozusagen dem Waldwirtschaftler die forstlichen Ertragstafeln ersetzen und zum Hilfsmittel ersten Ranges werden« (MLINSEK 1978, S. 57).

5.4 Infrastruktur

5.4.1 Infrastruktur - ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

Unter Infrastruktur wird jener Unterbau verstanden, den der Mensch in die Landschaft einbrachte, um in ihr leben zu können. So gesehen kann Infrastruktur auch Teil der Kulturlandschaft sein.

Menschlich kulturelles Handeln entstand in der Regel

dann, wenn der Mensch nicht mehr als Nomade den Dingen nachging, sondern sie als Selbsthafter zu sich holte, die Urlandschaft nach und nach mit einem Wege-, Straßen- und Leitungssystem durchzog, was die stoffliche wie energetische Ressourcennutzung in immer intensiverer Weise erlaubte (vgl. GLIKSON 1969, S. 162 ff.).

Die Landesnatur ist zunächst prägende Vorgabe. Beschränkte Eingriffsmöglichkeiten sowie lange Erfahrung, aus Versuch und Irrtum erwachsend, ergaben Sicherheit und Geschicklichkeit, die Eingriffe an der richtigen Stelle zur richtigen Zeit vorzunehmen. Sie kennzeichnen weitgehend die Infrastruktur der vorindustriellen, bäuerlich-handwerklichen Ära. Im Berchtesgadener Land kommt an Besonderheit hinzu, daß aufgrund der ungewöhnlich bewegten Landschaftsgestalt zu aller Zeit die Talzüge die hauptsächlichsten Träger der Infrastruktur sind. Je höher und unwegsamer die Gebirgsstöcke werden, desto mehr verläuft sich Infrastruktur, um schließlich mit spärlich markierten Steigen in der Felsregion zu enden.

5.4.2 Verkehrsinfrastruktur

Wiewohl das Rad und mit ihm der Wagen schon seit vorgeschichtlicher Zeit in Bayern in Benützung ist, so setzt doch sein Gebrauch ebenes, wegsames Gelände voraus. Die Unwegsamkeit des Berchtesgadener Landes war es wohl, die dieses Ländchen ein gutes Jahrtausend später als das nahe, an gute bronzezeitliche und römische Straßen angeschlossene Salzburger Becken ins Licht der Geschichte eintreten ließ. Die ersten urkundlichen Berichte über Straßenbaumaßnahmen im Berchtesgadener Land stammen aus dem Jahre 1286. Sie betreffen den Saumpfadausbau des Hirschbichtales und der Schwarzbachwacht (vgl. HELM 1927, S. 342).

Die vorwiegend durch lokale Vergletscherung überformten Berchtesgadener Täler weiten sich an ihren Enden nicht aus, sondern gleichen den Niveauunterschied zu den übertieften Rinnen der Ferneisstromtäler durch klammartige Eintiefen aus. Saumpfade, auf denen Mensch und Tier Lasten trugen und die sich weit besser dem Gelände anpassen konnten als Fahrstraßen, waren deshalb die ersten Transportverbindungen. Der Typus dieser Saumpfade hat sich in Gestalt von Almsteigen bis heute relativ zahlreich erhalten. Man denke nur an entsprechende Steige auf die Reiter Alp oder an die sog. »Große Reibn« von der Gotzenalm bis zum Funtensee. Heute dienen diese Pfade meist nicht mehr der Versorgung der Alm, sondern dem Bergwanderer, der sie lieber als die ausgebauten Forst- oder Almstraßen geht, da sie »fußgerechter« und interessanter sind und das Erlebnis eines ursprünglichen Weges vermitteln.

Bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts spielten die verschiedenen Fließchen, die man im Berchtesgadenschen alle Achen nennt, eine bedeutende Rolle in der Bewältigung der Massentransporte. Im 13. Jahrhundert wurde bereits Salz ab Schellenberg flußabwärts der Salzach zugefrachtet (HELM 1927, S. 343). Im frühen 17. Jahrhundert hatte man systematisch damit begonnen, die Transportmöglichkeiten der Fließgewässer durch den Bau von Wasserrückhaltebecken, sog. Klausen und von Triftstrecken zu verbessern (vgl. MEISTER 1976, S. 58). Massengut, wie das in triftfähige Rundlinge verhackte Salinensudholz, wurde fast ausschließlich auf diese Weise befördert. Die hohe kinetische Energie, die im Relief dieser Landschaft steckt, machte es möglich, erst den Hangabtrieb in Form des Holzsturzes und im weiteren die Schleppekraft des Wassers zu nützen. Im Naturschutz- und inneren Nationalparkgebiet Königssee, das durch

die extreme Steilheit des Seegewändes und infolge des Schutzes bis dato frei von Fahrstraßen geblieben ist, wurde mit Sturz und Trift gelegentlich noch bis 1976 Holz befördert. Bringungsweisen dieser Art finden sich im gesamten bayerischen Alpenraum nicht mehr.

Die Fahrstraßenerschließung für mehrspännige Wagen wurde in den Haupttalzügen im wesentlichen erst Anfang des 19. Jh. mit dem Befahrbarmachen des Hirschbichtales und des Schwarzbachwacht-Passes begonnen. 1925 tauchten die ersten Straßendecken aus Teer auf, ebenso die ersten Proteste wegen der Umweltbeeinträchtigung durch den Verkehr (vgl. SCHÖNER 1974, S. 49).

Die Wege zu den einzelnen, verstreut liegenden Lehen waren bis in die letzten Jahrzehnte teils nur sehr schlecht befahrbar. Der einachsige Karren, der sog. »Garl«, dessen größere Ausgabe vom Tier und kleinere Ausgabe vom Menschen gezogen wurde, war das typische Fahrzeug dieser Wege. Schwertransporte z. B. Langholz wurden im Winter auf Schlitten durchgeführt, wie überhaupt der Winter der große Wegemacher der ganzen Gebirgswaldungen war, der selbst die ausgespültesten und steilsten Hohlwege noch passierbar machte. Ansonsten war der Transport von und zu den Einzelgehöften relativ gering. Sie lebten weitgehend in Subsistenz. Wurde eine Kalbin verkauft, so machte sie selbst ihren Weg. Verkaufte man Milchwirtschaftserzeugnisse wie Käse und Butter, so trug man sie auf Kraxen ins Tal oder lud sie auf den »Garl«. Regelmäßige Milchablieferung setzte erst in der Zeit des ersten Weltkrieges ein.

In den letzten Jahren bahnte sich im Zuge der allgemeinen Motorisierung eine Straßenbauentwicklung ohne Beispiel an. Heute ist bis auf Ausnahmen jeder Bergbauernhof mit einer auto- und schlepperbefahrbaren Asphaltstraße an die großen Verkehrsstraßen des Talraumes und an das nahe Autobahnnetz des Alpenvorlandes angebunden. Das Transportvolumen wächst mit jedem Jahr. Das Bier- und Limonaden-Auto bringt seine Fracht bis in die höchsten Siedlungspunkte. Der Feriengast reist selbstverständlich mit dem Auto an. Milch wird ins Tal, Mineraldünger herauf befördert und selbst der Almauftrieb des Viehs wird teils mit dem Viehtransporter erledigt. Lastzüge bringen auf breiten Forststraßen das Holz zu Tal. Der Flächenbedarf für den fließenden und ruhenden Verkehr belastet die Talräume außerordentlich. Allein die Parkplatzfrequenz am Königssee nahm seit 1948 von 4.800 auf etwa 553.500 abgestellte Fahrzeuge im Jahr 1977 zu. Das bedeutet eine Steigerung auf das gut 100-fache (BERCHTESGADENER ANZEIGER, 3. Mai 1978, S. 6).

Die relativ schwierige Zugänglichkeit des Geländes brachte erst im Jahre 1888 den Eisenbahnanschluß. In den Jahren danach wurde das Berchtesgadener Land nicht nur von Reichenhall her, sondern auch von Salzburg aus ans internationale Schienennetz angeschlossen. Entsprechend international wurde denn auch das Publikum, in dessen Reihen bald Potentaten von Rußland bis Frankreich auftauchten. Selbst der Königssee erhielt noch Bahnanschluß (im Jahre 1909). An die Stelle der Linie Berchtesgaden – Markt Schellenberg – Salzburg und Berchtesgaden – Königssee traten in den letzten Jahrzehnten leistungsfähige Autostraßen. Der Bahnbau machte seine netzmäßige Schrumpfung durch eine erhebliche Expansion auf einem anderen Sektor wett: Die Seilbahnen auf den Salzberg, Jenner, Götschen nebst zahlreichen kleinen Schleppliften; nehmen Niveauunterschieden in weiten Teilen des Berchtesgadener Landes ihre mühevollen Überwindungsanstrengung.

Die modernen Transportmittel auf Fossilenergiebasis brachten für die Eigenart der Landschaft eine kaum absehbare Kette von Folgen. Mit der Kohle und ihrem technischen Vehikel, der Dampfmaschine, wie mit dem Erdöl und dessen Bewegungs-Energiefreisetzer Auto wurde »gespeicherte« Energie vergangener Jahr-millionen verfügbar. Die bis dahin stark vertikal geomorphologisch orientierten, durch Hangabtrieb, Wasser-, Tier- und Menschenkraft bestimmten Verkehrssysteme wurden nach und nach durch mehr horizontal bestimmte Transportsysteme ersetzt. Es lag in der Natur des ehemals vertikal orientierten Transportsystems, daß die Talbereiche zu Anreicherungs-zonen des lokalen Stoffkreislaufes wurden, da Güter verschiedenster Art leichter von oben nach unten als umgekehrt transportiert werden können; umgekehrt ist es verständlich, daß die hochgelegenen Bergregionen natürliche wie menschlich bedingte Austragungs- und Verarmungstendenzen aufweisen.

Mit Hilfe der modernen Straßentechnik und der Seilbahnen ist nun der eigenartsprägende Gegensatz von »oben« und »unten«, »nah« oder »fern« im wesentlichen aufgehoben worden (vgl. auch Abs. 5.1.4). Die Erreichbarkeit beinahe jeder Örtlichkeit, die ungeheuere Vergrößerung des horizontalen Transportvermögens, beginnt Eigenartiges oder Unterschiedliches zu verwischen.

5.4.3 Freirauminfrastruktur des Fremdenverkehrs

Die gut eineinhalb Jahrhunderte währende Fremdenverkehrsgeschichte des Landes ist zwar ein homogener Zeitblock, doch in seiner Wirkung auf die Landschaft von größter Unterschiedlichkeit. Der Berchtesgadener Tourismus läßt sich in drei deutlich unterschiedliche Phasen gliedern:

Phase I: Naturforscher, Maler, Literaten, entdecken die Landschaft um den Watzmann und Königssee. Infrastruktur für diese Art der Naturbegegnung ist kaum von Nöten. Soweit vorhanden, werden verbliebene Einrichtungen der Fürstpropstei z. B. Jagdunterkünfte und der Almwirtschaft genutzt (vgl. Abs. 3.4).
Phase II: Ab dem zweiten Drittel des 19. Jh. tritt die Bergsteiger- und Wanderbewegung in den Vordergrund. Systematisch werden Bergsteige und Unterkunftshütten gebaut. Naturschönheiten besonderer Art, wie die Klamm von Wimbach und Almbach werden zugänglich gemacht. Wintersportpioniere tummeln sich auf Almwiesen und Holzziehwegen.

Phase III: Vor dem 1. Weltkrieg setzen bereits deutliche massentouristische Erschließungen ein (z. B. Königsseeschiffahrt). Die ersten Seilbahnprojekte tauchen auf. In den Dreißiger Jahren nimmt der teils politisch motivierte Massentourismus stark zu, um schließlich mit der allgemeinen Motorisierung und Anhebung des materiellen Lebensstandards in den letzten Jahrzehnten absolute Spitzenwerte zu erzielen.

Die Gegenwart des Tourismus schließlich trägt deutlich industrielle Züge. Das Sachzwangssystem der aktuellen Freizeitwirtschaft orientiert sich weniger an dem, was landschaftliche und allgemein infrastrukturelle Vorgabe ist, sondern daran, wie Dienstleistung marktwirtschaftlich an den Mann gebracht werden kann. Skipisten, wie Lawinenbahnen durch Bergwälder gebrochen, lineare Liftrassen, riesige Parkplätze, zementierte Rennrodelbahnen, dokumentieren den Stellenwert des Fremdenverkehrs als tonangebenden Teil des tertiären Wirtschaftssektors, der nicht mehr pflegliche Nebennutzung der Landschaft ist, sondern diese nach seinen industriellen Bedürfnissen neu gestaltet (vgl. KRYSMANSKI 1970, S. 18 ff.).

5.4.4 Wasserversorgung – Abwasser

Der klimatisch bedingte Wasserreichtum des Berchtesgadener Landes tritt dank der besonderen geologischen Situation (Dachsteindecken mit Karst, wasserzügiger Dolomit-Mittelbau auf wasserstauendem Werfener-Sockel, vgl. Abs. 2.2) an zahlreichen Stellen in Quellen zutage. Eine derart weitgestreute Besiedlung und Lebensgründung wäre ohne diese hydrogeologische Besonderheit nicht möglich gewesen. Zur Eigenart des Landes gehört es denn, daß beinahe vor jedem Haus ein Brunnen fließt. In einen ausgehöhlten Tannenholzstamm sprudelt jahrein, jahraus frisches Bergwasser, für Mensch und Tier, meist aus eigener Quellsfassung.

Die Märkte des Landes wurden mittels der öffentlichen Brunnen, von denen heute noch einige das Ortsbild bestimmen, versorgt. Zusätzlich existierten noch 1906 im Markt Berchtesgaden 30 Privatwasserleitungen. Sammelwasserleitungen wurden in dem Maße notwendig, in dem der Tourismus im Lande Einzug hält und eine bedeutende Siedlungsentwicklung auslöste. In den Jahren 1905/1906 wurden Quellen im vorderen Wimbachtal gefaßt und eine 17 km lange Zentralleitung für die Hauptsiedlungsgebiete des Berchtesgadener Talkessels verlegt. Etwa gleichzeitig erfolgte der Hauptkanalisationsbau (HELM 1929, S. 158, 382).

Es ist nicht Sinn dieser Abhandlung, nun im einzelnen auf die ganze Abfolge der weiteren Wasserver- und Entsorgungsleitungen hinzuweisen, sondern es genügt das Aufzeigen von Tendenzen, die landschaftliche Eigenart fördern oder abbauen. Mittlerweile ist nämlich die ursprünglich hauseigene Wasserversorgung, wie Abwasserentsorgung beinahe voll in öffentliche Verantwortung übergegangen. Gemeinhin wird dies als Fortschritt geschätzt. Ökologisch gesehen und beurteilt ergibt sich indes ein ganz anderes Bild. Die Dispensierung von der Eigenverantwortlichkeit in Sachen Wasser hat dazu geführt, daß man beispielsweise, ohne sich Gedanken zu machen, feuchte Hangwiesen, die vormals Einzugsgebiet für den eigenen Brunnen waren, drainiert und dadurch entwertet. Man merkt nicht mehr, wieviel und welche Art von Schmutzwasser man produziert, weil man letzteres scheinbar elegant »beseitigen« kann, in dem man es in den großen Gully der Zentralwasserleitung einspeist. Solange Abwasser über die Jauchengrube wieder dem hofeigenen Düngerkreislauf zugeführt wurde, hütete man sich sehr wohl, schädliche Substanzen einfach in den Ausguß zu gießen, weil man die Folgen selbst in irgendeiner Form zu spüren bekam. Heute zahlt diese »Zeche« der Fluß, etwa die nahe Salzach, die zu den schmutzigsten Flüssen Bayerns zählt.

Der Eifer, mit der die verbliebenen Eigenwasserversorgungen in öffentlichem Interesse gebaut werden, gibt in mehrfacher Hinsicht zu Besorgnis Anlaß. Anstatt Grundwasserbeeinträchtigung soweit möglich zu verhindern, geht man den Weg, immer mehr Privatwasserentnahme zu verbieten oder sie mit derart hohen Auflagen (z. B. Einbau von Chlorierungspumpen) zu versehen, daß man gerne bereit ist, »sich das Wasser abgraben zu lassen«. Man steckt in einem Teufelskreis. Das nachfolgende Beispiel zeigt dies deutlich:

Im BERCHTESGADENER ANZEIGER (vom 24.2.1978, S. 8) wird von einer Almbauernversammlung berichtet, in der Veterinäre vor der Verwendung einer tierisch-menschlichen Mischgülle als Flüssigdünger für das Grünland warnen, weil »in letzter Zeit in Schlachthöfen ein verstärkter Finnenbefall bei

Schlachtrindern besonders aus dem Bereich Berchtesgadens und Reichenhalls festgestellt worden wäre«. Besonders betroffen sind offensichtlich jene gut florierenden Fremdenverkehrsgebiete des Landkreises Berchtesgadener Land, in welchen besonders vom Angebot der »Ferien auf dem Bauernhof« Gebrauch gemacht wird. Vielfach leben dort – wenigstens temporär – mehr Gäste als Rinder auf den Höfen. Solche unerwarteten Folgen lassen wiederum die strenger werdenden, auf Zentralisation der Wasserver- und -entsorgung abzielenden Maßnahmen der Behörden verständlich erscheinen.

Dabei wäre jeder Liter Jauche/Abwasser zunächst nicht Belastung der Kläranlage und des Vorfluters, sondern potentielle Düngegabe und dies um so mehr, da weltweit die Mineraldüngerlager zurückgehen. Phosphat ist bei jährlicher Verbrauchszunahme von 3% in 100 Jahren, Kali in ca. 88 Jahren erschöpft (ROTH 1978, S. 89), so daß Rezyklierung lebensnotwendig wird. Laut Düngestatistik der Mineraldüngerindustrie nahm im Berchtesgadener Land allein in den Jahren 1976–1977 der P_2O_5 -Verbrauch um 2,4% der N-Verbrauch um 14,6% und die K_2O -Beanspruchung um 13% zu.

Konzentriertes und massenhaftes Entnehmen von Trinkwasser sowie Einbringen von Abwasser wirken sich nicht nur auf die davon betroffenen Landschaftsteile destabilisierend aus. Es wird überdies auch das auf dieser ökologischen Basis begründete menschliche Nutzungssystem zunehmend instabil. Die enormen Kosten für Bau und Unterhaltung der Wasserzu- und -ableitungen kann sich nur eine Gesellschaft leisten, die glaubt, die gegenwärtige Höchstkonjunktur von Rohstoff- und Energieverbrauch sei Normalzustand und natürliche Hilfsquellen wie Belastbarkeit der Erde grenzenlos. Während die primären menschlichen Wassernutzungssysteme auf überschaubare, im wahrsten Sinne »erlebbare« Ebene und Größenordnung begründet, gehandhabt und unterhalten werden konnten, etwa durch Nachbarschaften oder kleine Wasserverbände als Selbsthilfeeinrichtungen, sind die großdimensionierten Zentralsysteme »entortet«, d. h. ohne Ortsbezug, Überschaubarkeit, direkte Rückkoppelung und von außerordentlicher Störanfälligkeit sowie Aufwendigkeit in der Unterhaltung.

Viele Hausbrunnen des Berchtesgadener Landes verschwinden, weil das Wasser aus der Großwasserversorgung zu teuer wird, weil der Quellgrund austrocknete oder verdorben wurde. Mit ihnen versiegt auch ein Teil jener unverzichtbaren Eigenart einer Kulturlandschaft, die mehr ist als nur erfrischendes Geplätscher.

5.4.5 Energieversorgung

Das Berchtesgadener Land ist ein energiereiches Land. Zwar nicht in dem Sinne, wie man dies heute gemeinhin versteht, indem man sofort an Erdöllager und Bohrtürme denkt, sondern im Sinne von permanent sich regenerierender Einkommensenergie. In Zeiten, in denen Fossilenergie noch nicht greifbar war, konnte Berchtesgaden deshalb besonders auf den Sektoren aktiv sein, die Energie aus rezenten, nachwachsenden Brennstoffen bezogen. Die Primärenergiequelle Sonne ließ nicht nur ausgedehnte und stattliche Wälder heranwachsen, sondern vermochte mittels der globalen Energieflußdichte-Differenz ein atmosphärisches Kräftefeld in Bewegung zu setzen, das über die Niederschläge und die gewaltige Reliefenergie der Berchtesgadener Bergwelt dem Menschen mittels zahlreicher Bergbäche ein leistungsfähiges Energienetz bot. Ca. 140 Hausmühlen und etwa 160 Kugelmühlen nebst zahlreichen Hämmern und Sägmühlen

sprechen hierfür eine beredte Sprache. Hinzu kommt wohl das ausgeklügelte technische Meisterwerk der zahlreichen bergbach-betriebenen Salzsole-Hebepumpen (vgl. REICHENBERGER 1933, S. 51 und Abs. 5.4.2).

Die Salzsiederei, Berchtesgadens großes Hauptgewerbe, war nur möglich, weil reichlich Energie als Produktions- (Brennstoff Holz) und als Transportleistung vorhanden war. Der Ausstoß an Siedesalz, dem durch Energieeinsatz veredelten Steinsalz, war nicht etwa durch den mineralischen Rohstoff Salz, sondern durch den beschränkt vorhandenen Brennstoff Holz kontingentiert. Infolge des durch Berg- und Paßhöhen abgeschlossenen Landescharakters war es nicht möglich, etwa wie in der benachbarten Saline Reichenhall, auf immer entfernter liegende Wälder zurückzugreifen (z. B. auf die Salzwälder in Österreich, die im Tausch gegen Salzschrüpfrechte erworben wurden).

Die Grenzen der dem Landschaftsraum zuträglichen Holzbrennstoffnutzung wurden nicht ungestraft überschritten. Die Häufung der Hochwässer im 18. Jh. (vgl. HELM 1927, S. 143) ist zweifellos mit den forstlich übernutzten Gebirgswäldern in Verbindung zu bringen. Hochwasser ist energetisch gesehen nichts anderes, als eine abrupt freigesetzte Welle von Bewegungsenergie. Sie konnte um so leichter aus dem Gebirge brechen, je mehr das Ordnungsgefüge des Waldes, das als eine umfassende Energiebremse angesehen werden kann, buchstäblich »verheizt« wurde. Für die Eigenart des Berchtesgadener Landes stand neben dem Energiemangel als Selektionsprinzip zweifellos auch der sich über die Ursache-Wirkung-Gesetzlichkeit erhebende schöpferische Geist des Menschen Pate. Strenge Kausalität wurde gewissermaßen überspielt. Für die kleintechnisierte bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft und Lebensform war weniger das Vorhandensein von Energieressourcen, als vielmehr deren qualifizierte Inanspruchnahme und Erhaltung das Hauptproblem. Für Kenner der Situation offenbart sich denn die eigentliche Kulturleistung des Berchtesgadener Landes darin, daß es in Summa trotz einiger Mißgriffe gelungen ist, ein außerordentlich fein strukturiertes und dauerhaftes Energienutzungssystem auf Einkommensbasis zu begründen. Das große Vorbild für diese Leistung bot die Natur selbst.

SAINT EXUPERY (1953, S. 106) beschrieb es treffend wie folgt: » die Energie kommt von der Sonne; aber ohne die Pflanze wäre sie von den Steinen empfangen, zerstreut worden und hätte die Entropie der Welt vermehrt Jede beliebige energetische Umwandlung strebt zu einem Zuwachs an Entropie, der geringer wird, wenn Leben und Bewußtsein auf den Plan treten«.

Der Berchtesgadener muß gefühlsmäßig um diese Dinge gewußt haben, denn die extremsten Vertreter der Pflanzen, die in der alpinen Felsregion an vorderster Front als Energieauffangorgane und Schutz- oder Entropiebremsen dienten, wie das »Bergmandl« (*Dryas octapetala*), der »Speik« (*Artemisia mutellina*) oder das »Edelweiß« (*Leontopodium alpinum*) gewannen seine besondere Wertschätzung als Heilpflanze, Liebesgab und besondere Schmuckblume und boten ihm gewisse Identifikationsmöglichkeiten. Voll Symbolgehalt war auch die Beziehung zu den Tieren, die an geographisch höchster und schwierigster Stelle die pflanzlich eingefangene Energie in Nahrungsketten verwerten: Murmeltier, Rauhfußhuhn, Adler, Gams und Steinbock. Die gesamte Almwirtschaft schließlich kann als gelungener Versuch gewertet werden, diejenige pflanzlich gebundene Energie zu nützen, die aufgrund von Entfernungs- oder Geländehindernissen nicht auf direktem Weg ins Tal

bringbar war. Diese spärliche Nahrungsenergie auf alpinen Urwiesen und Waldlichtungen, von auf Höhenlagen spezialisierten Pflanzen gebunden, wurde dadurch genutzt, daß man ihr mit den Viehherden nachzog und sie in veredelter Form als Käse, Butter oder Fleischzuwachs schließlich doch zu Tal brachte.

Dort, wo aufgrund der Höhenlage und der damit zusammenhängenden klimatischen Verhältnisse das pflanzlich-tierische Leben nicht mehr ausreichend den Aufbau von biologischer, entropiemindernder Ordnung schaffte und kaum mehr die chaotische Wucht der klimatischen Naturgewalten zu beeinflussen vermochte, galt es die direkten Ausgleichsbestrebungen der unbelebten Natur zu nutzen. Schnee und Eis sind temporäre Energiefallen, die während ihres Abschmelzprozesses kontinuierlich Wasser abgeben, das sich an den Steilhängen mit beträchtlicher Bewegungs- und Transportenergie auflädt, die der Mensch im wahrsten Sinn auf seine Mühlen zu lenken wußte (vgl. auch Abs. 5.4.2). So war auch das häufig und langverschnitte »Dach« des Berchtesgadener Landes dem Menschen dienstbar. Die mit diesen Naturkräften meist verbundenen Bedrohungen durch spontane Energiefreisetzungen in Form von Lawinen waren infolge der günstigen geomorphologischen Landschaftsbildung weitgehend bedeutungslos.

Als einzige fossile Energiequelle wurde gegen Ende des 18. Jh. der Torf genutzt. Im benachbarten Salzburger Becken mit seinen ausgedehnten Mooren bekam 1746 der schottische Pater und Mathematikprofessor Stuart vom Fürstbischof Leopold erstmalig die Erlaubnis zum Abbau der »wilden Erde« (KOCH-STERNFELD 1811, S. 121). Die Berchtesgadener hatten es indes nicht eilig, das Salzburger Beispiel nachzuahmen, wohl deshalb, weil ihre Torfvorkommen im Dachlmoos und in Winkl (Hallthurn-Moos) nicht sehr ausgedehnt und lohnend waren. Sie griffen erst 1792 zum Torfeisen (vgl. HELM 1927, S. 354).

Wenngleich in den ersten Jahren nach dem Anschluß des Landes an das junge Königreich Bayern der Bau einer Soleleitung erfolgte, so war dies zwar ein Zeichen eines wohl geschwächten, nicht aber abgewirtschafteten Energiewesens. Für Bayern war der Leitungsbau die einzige Möglichkeit, aus der Kontingentierung der Salzproduktion durch die lokalen Brennstoffvorräte herauszukommen. Durch den Soleleitungsbau bis Rosenheim standen die Holzenergiereserven des Inn- und Mangfallgebietes und der Torf des Inngletscher-Stammbeckens zur Verfügung.

Mit dieser Öffnung wurde das Tor für eine neue Epoche aufgetan. »Der Verbrauch von fossilen Brennstoffen hat (neuerdings) menschliche Populationen vollständig aus lokalen Rückkoppelungen herausgelöst und die frühere Stabilität aufgehoben« (MARGALEF 1973, S. 515) und eine neue begründet, allerdings auf einem viel höheren Energieniveau. Da es unwahrscheinlich ist, daß dieses hohe Niveau auf Dauer gehalten werden kann, besitzt die neue Stabilität nur einen temporären Charakter. Der gegenwärtige Energie-Input per Elektrizität, Öl- und Gasbrennstoff, der bis auf wenige Prozentanteile aus Fossilenergievorkommen stammt, ist wie andernorts auch im Berchtesgadener Land hoch. Lediglich aufgrund des unbesiedelten, ausgedehnten Gebirgsanteiles und der dadurch geringeren Bevölkerungsdichte (ca. 50 Einwohner/km²) ist die Energiestromdichte pro Quadratmeter als Maß des Stoffwechsel- und Veränderungspotentials etwas geringer als im Landesdurchschnitt. Als Energie-Kuriosum in diesem Teil Bayerns mag gelten, daß es im Bergbauerngebiet der Marktgemeinde Schellenberg unterhalb des Untersberges noch 2 landwirtschaftliche Gehöfte ohne elektrischen Stromanschluß gibt – teils infolge von Eigensinn und

Unabhängigkeitswillen – teils der Geländehindernisse wegen.

Energieinfrastruktur wird nur dann kritisch diskutiert, wenn es um den Bau von neuen Freileitungen geht, die man als »landschaftsstörend« erkennt. Als Problemlösung wird lediglich für bestimmte Abschnitte Erdverkabelung verlangt (z. B. zwischen Berchtesgaden und Schellenberg). Die strukturelle Veränderung, die von unbeschränkten, auf das Ökosystem Berchtesgadener Land nicht abgestimmten Energiemengen ausgeht, wird weitgehend übersehen. Die Bevölkerung hat bislang noch zu wenig offensichtlich negative Erfahrungen mit der fast unbeschränkten Energieverfügbarkeit, sie ist die erste Generation in einer unabsehbar langen Entwicklungskette, die nicht mit dem Mangel, sondern dem Überfluß fertig werden muß. Aus dem Erfahrungsschatz scheint es diesbezüglich nichts zu schöpfen zu geben. In lebhafter Erinnerung ist nur der Mangel, den man endlich behoben glaubt. Das Ausnutzen selbst der kleinsten Quellen auf dem Sektor der Energie ging so weit, daß heute noch lebende Bewohner, die in ihrer Jugend als Hirt zeitweise das Vieh betreuen mußten und oft barfuß stundenlang auf nassen, kalten Wiesen herumstanden, ihre Füße dadurch wärmten, daß sie bisweilen in die frisch gefallenen, warmen Kuhfladen traten.

»Das bodenständige, autochthone Ökosystem hatte fast keinen Input von Energie Ein wenig Holz, das im Wald geschlagen wird, gibt nur eine begrenzte Energiemenge, die Sonnenenergie ist schwer verwendbar Um sich in Bewegung halten zu können, muß es eine große Menge von Information speichern« (PIGNATTI 1974, S. 55)

Der über die Zeit hin angesammelte außerordentliche Informationsreichtum, der sich in Anpassung durch Differenzierung hoher Systemvernetzung und ausgeprägter Energie- und Rohstoffökonomie zeigt, war erfolgreiche Strategie, die Überleben bzw. bescheidenes Besserleben im Berchtesgadener Land ermöglichte.

Geschlossene Energiesysteme kann es von der Gesetzmäßigkeit der Thermodynamik her nicht geben (II. Hauptsatz). Die Eigenart der Berchtesgadener Landschaft ist im wesentlichen als das Ergebnis eines Fließgleichgewichtes zu interpretieren, das von autochthonen Einkommens-Energiequellen aufgebaut und am Leben erhalten wird. Ändert sich das Maß und die Art der Energiezufuhr, z. B. durch massive Freisetzung und in Erdöl oder Kohle gebundener Sonnenenergie, so wird durch das hiermit freigesetzte Veränderungspotential ein neuer Fließgleichgewichtszustand hervorgerufen. Die Informationsstruktur der Landschaft, die natürlich wie menschlich bedingte, ändert sich in dem Maße, wie das auf optimale Energieausbeute gerichtete, vorindustrielle Ordnungsgefüge der Landschaft überflüssig bzw. hemmend wird. Eine neue Stabilität ersetzt die alte. Das Gesicht der Landschaft indes vergrößert sich. Es nähert sich dem Standard, der nicht von den Vorgaben der Landschaft, sondern von der Stärke der Energiezufuhr abhängig ist. Man nehme nur die Veränderung der Hauslandschaft zum Beispiel, die sich aus ihrer eigenartprägenden stofflich-energetischen Verflochtenheit mit der Landschaft löst und zur typisierten DIN-Norm-Anhäufung wird. Doch was geschieht, wenn der »Stecker« herausgezogen wird?

»Raum und Landschaft werden – als Werkstättenlandschaft und Planlandschaft – zum Verfügungsobjekt des Menschen Was früher gottgewollte Fügung war, daß es reichere und ärmere Landstriche gab, Überfluß hier und Leben am Rande des Existenzminimums dort, wird Gegenstand der Raumordnungspolitik mit dem Ziel der Gleichwertigkeit« (ALBERS 1966, S. 121),

die leider, so muß man sagen, meistens mit Gleichartigkeit verwechselt wird.

5.4.6 Abfallstoffe – Entsorgung

Das Problem der Abfallstoffe stellt sich für den größten Teil des Berchtesgadener Landes – vor allem für das bäuerliche Hinterland – erst seit wenigen Jahrzehnten. Schweine- und Geflügelhaltung bildeten bis in jüngste Zeit ein wichtiges Zwischenglied in der Trophie- oder Nahrungskette und waren unmittelbar dem Menschen als Konsument von pflanzlich-tierischen Nahrungsmitteln vor- oder nachgeschaltet. Dies führte sogar so weit, daß die Hühner in der kalten Jahreszeit unter der Stubenbank einquartiert wurden und vorwiegend von den Abfällen der Küche lebten und die Stubenwärme genossen. Was die Tiere nicht mehr fraßen, wanderte auf die Dungstätte oder den Komposthaufen. Die Verwertung von organischem Material war im stickstoff- und phosphorarmen Berchtesgaden beinahe lückenlos. Kam ein Maikäferjahr ins Land, wurden diese gefräßigen Käfer so gut es ging aufgesammelt und in 3 m tiefen, gemauerten Gruben kompostiert und zur Düngung verwandt (vgl. HELM 1927, S. 210). Was an energiereichen Verbindungen nicht durch Destruenten abgebaut und mineralisiert wurde, wanderte ins Feuer und gab Wärme und Aschedünger. Glas- und Blechbehältnisse wurden soweit sie anfielen, zurückgegeben oder zu allerlei Aufbewahrungszwecken in Haus und Hof verwendet. Schließlich gab es noch den Altwarenhändler, der hauptsächlich Alteisen und abgetragenes Gewand aufkaufte und einer Verwertung zuführte. Lesesteine aus Acker und Wiese, Ziegelbruch usw. pflegten für Runsen und Löcher der Hofzufahrten und Feldwege Verwendung zu finden. Vergeblich sucht man im alten Berchtesgadener Land nach einem historischen Müllplatz – es gibt keinen! Genauso fein, wie man das Nutzungssystem verästelte und die kleinsten Energie- und Ressourcenkonzentrationen in Anspruch zu nehmen wußte, genauso reich gegliedert und lokal dispers war in den meisten Fällen die Wiedereinkreisung von Rohstoffen. Es darf indes nicht übersehen werden, daß überwiegend wohl nicht nur höhere Einsicht oder Selbstdisziplin des Menschen zu dieser ökologischen Lebensweise führte, sondern in zahlreichen Fällen die Not diese erzwang.

Das Selektionsprämium der Evolution stand bis in die jüngste Zeit eindeutig auf Sparsamkeit und Kunst der Wiederverwertung. Neuerdings nun könnte man meinen, hätte sich dies grundsätzlich geändert und der auf raschen und hohen Stoff-Energiedurchsatz ausgerichtete Lebensstypus sei durch das Auswahlprinzip der Entwicklung begünstigt (vgl. RIEDL 1972, S. 11). Dies trifft indes nur so lange zu, wie die natürlichen Rohstoff- und Energiequellen reichlich fließen, und das tun sie derzeit in unserem Gesellschaft-Mensch-Umweltsystem nur deshalb, weil es einige industrialisierte Länder geschafft haben, durch List und vordergründige Tüchtigkeit einen Großteil der knapp vorhandenen Rohstoffe in die Verfügung zu bekommen. Diesem allgegenwärtigen Systemzusammenhang und -verbund kann sich das Berchtesgadener Land kaum entziehen, doch fragt es sich, ob die verbleibende ökologische Handlungsfreiheit der Randlage voll genutzt wird? Gegenwärtig begnügt man sich lediglich damit, die Wegwerfmentalität dadurch zu fördern, daß man jedes Haus an den Müllabholdienst zwangsan-schließt und so die belastenden, das ästhetische Reinlichkeitsgefühl der Bewohner störenden Entropie-Produkte aus dem Gesichtskreis schafft. Den monströsen Müllkrater, der im Bischofswiesener Tal in einer grundwasserzügigen Dolomitschutt-Abbaustelle entsteht, hält man als »geordnete Deponie« für die Lösung und nicht für die Verdrängung des Problems.

Der einzelne ist durch die Mülltonne, diesem Symbol ökologischer Augenwischerei, seiner Verpflichtung zum sparsamen Umgang mit den Dingen des täglichen Gebrauchs, die allesamt in irgendeiner Weise auf die Rohstoff- und Energiebilanz drücken, enthoben. Daß der Naturhaushalt den Begriff Abfall nicht kennt, sondern der menschlich gesehenen Verschmutzung verstärkt Staucharakter mit negativer Rückkoppelung zukommt, wird nicht ausreichend erkannt, da mittels verfeinerter Technik die unmittelbaren Folgen neutralisiert und zeitlich wie örtlich weitergeschoben werden. Der »Schwarze Peter« geht im Kreis. An Wiederverwertung und Rückführung denkt man zu wenig. Wer könnte auch Bananenschalen nach Mittelamerika, Orangenschalen nach Spanien, Salatreste nach Holland oder die Erdölprodukte aus Plastik nach Persien zurückgliedern?

Mülldeponien sind gefährliche Stau im Kreislauf und Fließgefüge der Natur, die dokumentieren, daß die biologische Produktivität der jeweiligen Landesnatur von der steigenden Flut des außenbestimmten Stoffwechsels überdeckt und gehemmt wird. In Berchtesgadener Geschäften kann man Milch in Wegwerfbehältern vom Bodensee oder Rottal kaufen. Auf der Alm- und Bergwirtschaft nimmt man zum Kaffee möglicherweise Dosenmilch aus Holland, die weil die Milchlieferanten der umliegenden Weide – die Kühe – beim Fenster hereinschauen. Die Volkswirtschaft der »langen Wege« gibt sich noch immer modern. Nur der kritische Zeitgenosse merkt ihren zunehmend hinkenden Gang, der von energetisch sinnloser Verausgabung herrührt.

Eigenart als Frucht der Reife braucht Zeit und die Anpassung des Naturhaushaltsgefüges an geänderte Bedingungen ebenfalls, und an ihr mangelt es ganz besonders. Die Diskrepanz zwischen dem Geschwindigkeitsmaß der Evolution und dem des menschlichen »Fortschrittes« ist fast unvorstellbar, wächst mit jedem Tag weiter und ist Ursache für einen Rückständigkeitsskandal ähnlicher Größenordnung. Selbst wenn ein allgemeines Abfallverhalten an die Stelle des üblichen »Beseitigens« per Deponie träte, würde die Menge und Beschaffenheit des Zivilisationsmülls den hohen energetischen Wiederverwertungsaufwand hierfür nicht rechtfertigen. Der Material- und Produktionsaufwand einer Limodose, die bunt auf einer Wiese »blüht«, wo dies vormals Blumen taten, steht in keinem Verhältnis zum Wert ihres Inhalts und Gebrauchs. Müll besitzt hohen Entropie- und niedrigen Ordnungsgrad. Um dieses Niveau anzuheben, d. h. ihn wieder in den Stoff- und Produktionskreislauf zurückzuholen, bedarf es erneut der Inanspruchnahme knapper Ressourcen, entsteht erneut Belastung. Umfang und Beschaffenheit von Abfallstoffen müssen zu allererst auf ökologische Verträglichkeit hin abgestimmt werden.

Im Berchtesgadener Land bereitet nicht nur der stoffliche Abfall Sorge, der als sog. »Hausmüll« anfällt; in zunehmendem Maße fallen Hausabbruch-, Abraum- und Aushubmaterialien an, die meist da landen, wo sie falscher Ordnungssinn in Feuchtstellen, Mulden, Gräben usw. gut aufgehoben weiß. Der dadurch entstehende Eigenartsverlust am Bild und Gefüge der Landschaft ist gravierend (vgl. auch AULIG/HERINGER 1977, S. 36 ff.).

5.4.7 Infrastruktur, zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Die Trinkwasserversorgung ist weitgehend zentralisiert, die Hauswasserversorgung ist entsprechend rückläufig. Es besteht allgemeiner Anschlußzwang. *Folge:* Die Versorgungssicherheit hat zunächst durch

die Zentralisierung zugenommen, örtliche, zeitlich begrenzte Wassernotstände werden ausgeschaltet. Indes wird die Instabilität auf eine nächst höhere Ebene verschoben.

– Die steigende Menge an festen Abfallstoffen wird von einem organisierten Mülldienst auf Großdeponien verfrachtet. Verfahren der Reststoffverwertung werden nicht praktiziert.

Folge: Die Konsequenzen zunehmender Wegwerfhaltung werden wohlorganisiert aus dem Gesichtskreis geschafft. Der Müll kann – ökologisch gesehen – nicht »beseitigt«, sondern nur deponiert werden, was gleichermaßen Belastung wie Verschwendung bedeutet.

Die flüssigen Abfallstoffe werden durch sich ständig ausweitende Kanalsysteme abgeführt und größtenteils mechanisch-biologisch gereinigt. Die Verwendung von Abwasser als Jauche ist rückläufig, sie stößt zunehmend auf seuchenhygienische Bedenken.

Folge: Man wähnt sich der Sorge um das Abwasserproblem enthoben, weil alles belastende Wasser rasch abgeführt wird. Daß ein Übermaß an häuslicher Sauberkeit Verschmutzung andernorts bedeutet, wird übersehen, weil derartige Folgen außerhalb des Erlebnisfeldes liegen. Auf die »Verwertbarkeit« des Abwassers wird immer weniger Wert gelegt.

– Das Abraummateriale vergrößert sich im Maß der Zunahme an technischen Hilfsmitteln und Transportmöglichkeiten. Im Zuge von Infrastrukturausbau wird besonders viel Material verfrachtet (z. B. Straßenbau).

Folge: Die Tendenz der Landschaftsnivellierung durch unangebrachte Abraumverfüllung, der die Relieffineinsturktur zum Opfer fallen, wirkt sich nivellierend auf die landschaftliche Eigenart aus.

Vorwiegender Bezug: Energie

– Die Gebundenheit der energetischen Vorgänge an die örtlich solarbedingte Einkommensenergie, wie etwa Holz und Wasserkraft, ist längst aufgelöst. Sie hat den großen ort- und zeitentkoppelten Fernversorgungsleitungen Platz gemacht.

Folge: Der Einbruch von beinahe unbegrenzten Fremdenergiemengen bedeutet über kurz oder lang Auflösung des auf ein bestimmtes Energieverbrauchs-niveau abgestimmten landschaftlichen Ordnungssystems und somit auch Gleichschaltung der Eigenart mit der auf hohen Energiedurchzug ausgerichteten Norm.

– Die Mechanismen zur Energieverbrauchsbeschleunigung halten vor. Eine Schlüsselfunktion fällt in diesem Zusammenhang dem Straßenbau zu.

Folge: Mehr Verkehrsflächen für den fließenden und ruhenden Verkehr induzieren mehr Autoverkehr, mehr Transportleistung, deren Wert immer fragwürdiger wird.

– Der ehemals als Nebennutzung ohne Sonderaufwand stattfindende Sommer- und Winterbergsport hat seine Natur geändert.

Folge: Während der Sport, der sich als reine menschliche Muskelarbeit abspielte, die landschaftliche Eigenart in aller Feinheit zu nützen wußte, erfordert der Sport des Industriezeitalters, der Formen des Massentourismus annimmt, quasi industrielle Einrichtungen wie mechanische Aufstiegshilfen, planierte und präparierte Abfahrtsstraßen. Der Energieverschwendung, die zu Lasten der landschaftlichen wie menschlichen Gesundheit geht, sind Tür und Tor geöffnet.

– Die landschaftsbürtigen Energiequellen wie Wasserkraft, Hangabtriebskraft als physikalisch wirkende

Kräfte und Brennholz als chemisch gebundene Energie werden stark rückläufig genutzt.

Folge: Die sich regenerierenden Einkommensenergiequellen werden in dem Maße vernachlässigt, in dem Fossilenergie von außen in das Landschaftssystem eingeführt wird. Der Bergbauer inmitten seines Waldbesitzes – ölzentralbeheizt – ist keine Seltenheit.

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

- Der übermäßige Verkehrs-Infrastrukturausbau läuft Gefahr, mehr zu trennen, als zu verbinden.

Folge: »Der Verkehr bietet darin ein Exempel eines allgemeinen ökonomischen Gesetzes: Jedes Industrieprodukt, dessen Pro-Kopf-Verbrauch eine gegebene Höhe überschreitet, übt ein radikales Monopol über die Befriedigung eines Bedürfnisses aus. Jenseits einer gewissen Schwelle erstickt der Transport den Verkehr (S. 46) . . . Die modernisierten Armen werden so zu Komplizen der Deformation des menschlichen Raumes, in dem der Mensch sich physisch und kulturell im Einklang mit den Bedingungen seiner kosmischen Nische entwickelt hat« (ILLICH 1974, S. 78).

Infrastruktureinrichtungen wie Straßen, Parkplätze, Energieleitungen usw. »wachsen« nicht mehr aus der Landschaft heraus noch in sie hinein und nehmen weder auf vorhandene Topographie noch Baumaterialien ausreichend Rücksicht.

Folge: Moderne Asphaltstraßen mit Stahlleitplanken und Betonstützmauern unterstehen dem Diktat des scheinbaren Sachzwanges. Ob sie durchs Berchtesgadener Land oder die Arabische Wüste führen, sie sehen gleich aus. Das war nicht immer so. Noch beim Bau der Queralpenstraße in den 30-iger Jahren gelang Prof. Seifert ein hervorragendes Zusammenspiel zwischen Landschaft, Straßenführung und -decke, Stützmauer und Bepflanzung.

5.4.8 Infrastruktur – Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Infrastruktur darf nicht auf das Machbare, sondern muß auf das ökologisch Tunliche ausgerichtet werden. Das Prinzip der überschaubaren Kreisläufe mit Rückkoppelung und Selbstregulationsvermögen muß wieder zur Geltung kommen. Übererschließung jedweder Art ist im Interesse der überkommenen Landschaftsordnung und ihrer Eigenart zu verhindern.

Teilziele und Maßnahmen:

- Das erreichte Maß an Straßenerschließungsdichte sollte nicht mehr ausgeweitet werden. Der Ausbauzustand bedarf keiner wesentlichen Veränderung mehr. Nicht jede Straße muß mit hoher Geschwindigkeit und von jedermann befahren werden können.

- Statt Stahlleitplanken sollten Holzleitplanken (auf Hausteine montiert, siehe Beispiel des neuen Straßenteilstücks westl. Ramsaus) oder Bruchsteinmauern bevorzugt werden. Beim Stützmauerbau müßte dem Naturstein der Vorzug eingeräumt werden. Mehr Straßenbepflanzung z. B. mit Bergahorn tut not.

- Parkplätze sollten weniger mit Teerdecken als mit Schotterrasen versehen (versickerungsfähig) und mit Baumbepflanzungen gegliedert werden.

- Die Vielfalt an Gangsteigen, Wegen und Straßen, die in ihrer historischen Gewachsenheit und unterschiedlichen Beschaffenheit ein Stück Berchtesgadener Geschichte darstellen, ist zu wahren und vor Normierung zu schützen (z. B. alte Straße nach Ramsau).

- Auf den Bau neuer mechanischer Aufstiegshilfen für die bergsportliche Erschließung sollte verzichtet werden. Bestehende Anlagen sind durch landschafts-

bauliche Sanierungsmaßnahmen in ihrer Schädigung einzudämmen.

- Auf die Pflege und Nutzung der privaten Hauswasserversorgung ist Wert zu legen. Sie soll auf jeden Fall neben der Zentralwasserversorgung geduldet werden. Insbesondere hat die Sorge dem Erhalt der zahlreichen Quellgründe zu gelten. Der fließende Hausbrunnen ist als besonders kulturlandschaftliche Eigenart zu erhalten.

- Die kinetische Energie der zahlreichen kleinen Fließgewässer sollte soweit möglich mit Kleingeneratorenanlagen im Stil ähnlich den zahlreichen Gmachl- und Kugelmühlen genutzt werden.

- Die Talzüge sollten frei von elektrischen Überlandleitungen bleiben und die Energiezufuhr nicht weiter ausgebaut werden. Energie ist zu Gunsten des Erhaltens der Feinstrukturen der Kulturlandschaft zu sparen. In landschaftlich exponierten Lagen sind die Elektrizitätsleitungen in den Boden zu verlegen (siehe Forderung des Fremdenverkehrsverbandes Berchtesgadener Land).

- Der sinnvollen, ökologisch einwandfreien Verwendung von Abraum-, Abbruchmaterial für Straßen- und Wegebau, Kiesgrubenverfüllung usw. ist verstärkte Aufmerksamkeit zu schenken. Als fachliche Maßgabe mag der Abbau- und Auffüllrahmenplan des Landkreises (Kiesleitplanung) dienen (vgl. HERINGER/SPERLING/PLOETZ 1975).

- Neue Energietechniken, die auf dem Abfallwertungsprinzip (z. B. Vergasung organischer Abfälle) und der Sonnen- und Bodenwärmenutzung beruhen, sollten gleichermaßen mit Sorgfalt und Nachdruck eingeführt werden.

- Die Wiederverwertung von festen und flüssigen Abfallstoffen mittels Sortierung z. B. von Altwaren und Altmetall muß eine Selbstverständlichkeit werden.

5.5 Gewerbe und Handwerk

5.5.1 Gewerbe und Handwerk – ihre Eigenart in Beziehung zur Landschaft

»Das ganze kleine Land gleicht einer großen Industrieschule. Die Frauen scheinen von dem Geschlechte der alten Pionierinnen zu seyn . . . Man stößt auf öffentlichen Straßen auf Weiber, die zugleich das Vieh vor sich hertreiben, Lasten auf dem Kopfe tragen und mit den Händen stricken.

Die meisten Bauern und Tagelöhner sind zugleich Arbeiter im Holz. Zum Acker und zur Werkstätte geschickt, pflügen und eggen sie jetzt, drechseln und manufaktieren sie dann. Die Produkte der Berchtesgadener Industrie sind in ganz Europa bekannt« (SCHULTES 1804, S. 650).

Was der gelehrte Professor der Naturgeschichte aus Landshut anlässlich einer Reise durchs Berchtesgadener Land zu Beginn des 19. Jh. sah, war tatsächlich der Endpunkt einer handwerklich-gewerblichen Entwicklung, die bald darauf eine Wende erfuhr. 1803 war es mit der staatlichen Unabhängigkeit des Ländchens vorbei. Es wurde nach einigem Hin und Her dem großen Staatsorganismus des jungen Königreiches Bayern einverleibt. Dies war zugleich der Ausbruch aus einem eng begrenzten, relativ geschlossenen Rohstoffverarbeitungssystem von außerordentlicher Lokalprägung.

Dem Bauernhandwerker Berchtesgadens, der vom Typus her älter ist als der reine Bauer, stand an natürlichen Rohstoffen zunächst reichlich Holz unterschiedlichster Art als regenerierbares Werk- wie Brennmaterial zur Verfügung. Holzreichtum und Holzhandwerk waren in den Alpentälern Bayerns keine Seltenheit, sondern der Normalzustand (vgl. SCHREMMER 1969, S. 709). Man fragt sich deshalb, weswegen sich das Holzgewerbe und -handwerk in zunächst ähnlich erscheinenden Gebieten so unterschiedlich entwickelte.

Vergleicht man beispielsweise das Ammergebirge und seine Holzwirtschaft mit der Berchtesgadens, so fällt auf, daß es aufgrund seiner wesentlich rauheren klimatischen Gegebenheiten keine Bergbauern-Dauerbesiedlung trug, folglich weit geringerer Nutzungsdruck auf die Rohstoffquellen ausgeübt wurde und überdies die Waldvegetation wesentlich ärmer an Edellaubhölzern war. Im Unterschied zu Berchtesgadens, wo man die Fichte nur als feinverarbeitetes Produkt etwa als Spanschachtel, außer Landes brachte, konnte man es sich z. B. im Halblechgebiet leisten, dieses Holz als lange Floßbäume auszuführen. Schließlich kam noch hinzu, daß in keinem anderen Alpental Bayerns eine dermaßen große Vielfalt von Baumarten zur handwerklichen Veredelung zur Verfügung stand. Kern- und Steinobstholz, Wacholder und Zirbe als die seltensten Werkhölzer standen sonst nirgends in dem Umfang zur Verfügung. Für den Berchtesgadener war die Baumhecke, das Feldgehölz, die Weidebestockung nicht unliebsamer Konkurrent des Grünlandes, sondern notwendiger und geschätzter Rohstofflieferant für seine Holzwaren. Eine Mischnutzung ohnehin prägt deshalb die Landschaft, wie das damit in Verbindung stehende Handwerk. Kaum weniger intensiv wurde das andere, sehr reichlich vorhandene Rohmaterial der Gesteine genutzt (vgl. hierzu Abs. 5.1.1.2). Steinsalz und »Berchtesgadener Marmor« sind die wichtigsten Vertreter dieser Primärmaterialgruppe.

5.5.2 Berchtesgadener Holzwaren

Schon 1535 wurde von Propst Wolfgang I. Lenberger eine Holzhandwerksordnung erlassen. Diese war offensichtlich notwendig geworden, um die Vielzahl der damals schon »nach altem Herkommen« produzierenden Holzverarbeiter in Anbetracht des knapper werdenden Rohstoffes so zu ordnen, daß es zu keiner existentiellen Konkurrenz zwischen den Handwerkern einerseits und den nicht weniger im staatlichen Interesse liegenden salinaren Holzansprüchen andererseits kam (vgl. ALBRECHT 1954, S. 16). Im Unterschied zur Wirtschaftsordnung der Gegenwart, die wesentlich vom Gedanken der Gewerbefreiheit bestimmt ist, war diejenige der vergangenen Jahrhunderte stärker auf das abgestimmt, was an Arbeitskräften und natürlichen Hilfsquellen zur Verfügung stand. Stabilitätsprinzipien standen vor den Überlegungen der Produktionssteigerung (vgl. STUTZER 1977, S. 15–20). Die Handwerkssparten richteten sich im wesentlichen nach dem Holzangebot, das im besonderen von Bergahorn und Fichte bestimmt wurde. Die gut spaltbaren Fichtenhölzer wurden Grundlage einer Art »Verpackungswaren-Industrie«, die in Massen ovale bis runde Holzschachteln bis zu einem Durchmesser von ca. 75 cm herstellte (vgl. MINISTERIAL-FORSTBUREAU 1859, S. 14). Die Fichte war in deutschen Ländern früherer Zeit nicht annähernd so verbreitet wie derzeit und kam nur in Gebirgsgegenden massenweise vor. Nur so ist es verständlich, daß die Berchtesgadener Schachteln im 16. Jh. Welthandelsartikel werden konnten und von den Verlegern, die den Vertrieb der Holzzeugnisse in fürstpropstlichem Interesse besorgten, die großen Handelszentren jener Zeit, wie Genua, Antwerpen, Venedig usw. beliefert wurden.

Ein Großteil der sog. »Berchtesgadener War« wurde indes von Kraxenträgern außer Landes gebracht und vor allem in der Gegend beiderseits von Inn und Salzach im Hausierhandel abgesetzt. Vor allem war dies geschnitzte und gedrechselte Haushaltsware aus Bergahorn (vgl. MITTERWIESER 1932, S. 46). Die Verbreitung dieser Waren dürfte wohl mit der

günstigen Verkehrsbedingung der Salzachschiffahrt zusammengehangen haben.

War innerhalb der deutschen Territorien die Handwerksdichte (nach SCHREMMER 1969, S. 706) 1816 erst bei 3,08 Meister und Gesellen auf je 100 Einwohner, so betrug sie in der Oberpfalz 5,7 (i. J. 1770), in Ober- und Niederbayern bereits 7,2 (i. J. 1792) und erreichte im Berchtesgadener Land, wo allein 650 Holzhandwerker auf 8234 Einwohner trafen, eine Holzhandwerksdichte von 7,8 je 100 Einwohner. Würde man die anderen Handwerke, die sich der Verarbeitung von heimischen Rohstoffen widmeten, Kugelmüller, Mühlsteinbrecher usw. noch dazuzählen, so käme man an der Schwelle zur industriellen Epoche (selbst in dem so handwerksdichten Bayern) auf eine Dichte von vergleichsloser Höhe. Der Zusammenhang wird deutlich: Die landschaftliche Strukturvielfalt zog eine ähnlich reich strukturierte Handwerksvielfalt mit sich. Es gab kaum Unnützlichendes in der Landschaft. Sogar die Latsche der subalpinen Zone wurde noch zu Drechslerarbeiten verwandt (vgl. MINISTERIAL-FORSTBUREAU 1859, S. 10). Es hatten ja auch an die 400 Familien mit ca. 2000 Personen, das war ein rundes Viertel der Berchtesgadener Bevölkerung, von der Holzwarenfabrikation in Heimarbeit zu leben, die sie neben der kargen Landwirtschaft auf ihren Lehen betrieben.

VIERTHALER (1816, S. 46) berichtet, daß ein Großfamilienverband etwa 20.000 Spanschachteln pro Woche zu fertigen hat, um zu einem kargen Verdienst von 8–10 Gulden zu kommen. Solche Arbeit bei solchem Verdienst war kein Steckenpferd für den Feierabend. Daß keine Proletarisierung des Handwerkerstandes eintrat, lag daran, daß es wohl Bruchteilslehen und Kleinhäusler gab, aber keine Besitzlosen. Zudem gab es eine Fülle von Nutzungsrechten (vgl. Abs. 3.3) in Bezug auf Holzversorgung, Weidegang, Dienstleistung, die den einzelnen mit Zunft, Gnatschaft, Kirche und Staat so wirksam vernetzte, daß er nie »in der Luft hing«, vielfältig vergesellschaftet war und sich obendrein kulturell entwickeln konnte.

Handwerksmeister und Gesellen erhielten vom Salinenärar noch im Jahre 1856 gemäß alten Rechten 746 Werkstämme zugeteilt (ebd.). In den folgenden Jahrzehnten ging das traditionelle Berchtesgadener Handwerk rapide zurück und verschwand bis auf wenige Reste. Heute, ca. 100 Jahre danach sind die Spuren des Handwerks indes noch deutlich erkennbar.

Der ökologische Basisreichtum Berchtesgadens wäre ungehoben geblieben, wäre die ethologische wie kulturelle Information und Ordnungsentwicklung nicht hinzugekommen. Die ständigen Revisionen und Verbesserungen der Zunftordnungen der Handwerker dienten neben den Berufsinteressen zweifellos der Erfahrungssicherung und handwerklichen Verfeinerung. Die höchst meisterlichen und eigenartigen Blüten des Holzhandwerks, wie sie etwa SPAUR (1815, S. 338) ganz verzückt von einem Besuch in einem Magazin der Holzwarenverleger beschreibt, wären anders nicht denkbar: »Einen ganzen Hausrath von Elfenbein gefertigt sah ich da – in einer Krebschere hunderte ineinander steckende aus Holz gedrechselte Becher, so fein, wie Postpapier, deren kleinsten man ohne Mikroskopium kaum siehet.« Die hervorragenden Holzblasinstrumente der Pfeifenmacherfamilie Walch (vgl. HANSER 1933, S. 37–38) füßen gleichfalls auf dem Entwickeln, Anhäufen und Weiterreichen des handwerklichen Erfahrungsschatzes.

»Kultur ist das Produkt einer Evolution. Geht es in der biologischen Evolution um die Entstehung von Arten, könnte man die kulturelle Evolution definieren als Entstehung von Eigen-Arten« (LÖTSCH 1977, S. 6).

Handwerkliche, kirchliche, brauchtumspflegende Vereine sind heute in Berchtesgaden deshalb noch zahlreich, weil sich der Mensch während der Blütezeit der von diesen Zusammenschlüssen symbolisierten Entwicklungsabschnitte in einer Art kosmischen Übereinstimmung mit sich, den Dingen und seinem Schaffen sah. Zunft war mehr als Zweck und Nutzen, sie war »zünftig«. Ausgemerzt wird in der Geschichte der menschlichen wie natürlichen Entwicklung nicht das Bedeutungslose, sondern das Schädliche (TISCHLER 1976, S. 9).

Die gegenwärtige Situation des handwerklich-gewerblichen Lebens hat mit Anpassung und spielerischer Annahme des landschaftlichen Angebotes kaum mehr etwas zu tun. Die Involution, die Anpassung durch Gleichschaltung und nicht durch Differenzierung bestimmt auch die handwerkliche Szene¹⁾ Weder durch die Art und Weise, wie erzeugt wird, noch durch das, was erzeugt wird, fällt als Nebenprodukt etwas an, was Landschaft und Leute erneut ziert, was sie heraushebt aus dem dumpfen Ritual der international gleichgerichteten Massenerzeugung. Die Rudimente der einstigen Holzwarenherstellung haben sich zwar etwas konsolidiert; hoch sind etwa die ungemein zierlich gedrechselten und perforierten Ahorndöschen zu loben. Doch auf dem Markt der Reiseandenken, der eigentlich käufliche Eigenart der besuchten Landschaft bieten sollte, dominiert Massengeschmack und eingeführter Souvenirkitsch.

5.5.3 Salzgewerbe

Das Salzgewerbe, das einst den größten Teil der Staatsfinanzen erbrachte und wegen seiner Begehrtheit wie Unentbehrlichkeit den Namen »weißes Gold« beigefügt bekam, hat in den letzten Jahren nach starken Depressionen einen ebenso starken Auftrieb erfahren.

Früher wanderte dieses Salz zumeist in Bayerns, Württembergs, Frankens und Böhmens Kochtöpfe (vgl. SCHREMMER 1969, S. 699), heute wirft man es zum allergrößten Teil im Winter auf Bayerns Straßen (vgl. BERCHTESGADENER ANZEIGER 1978, 16. Mai, S. 5). Angesichts solchen Wandels in der Salzverwendung fragt man sich, ob unter solchen Umständen dieser Mineral-Rohstoff nicht besser in seiner Lagerstätte bliebe. Zwar begünstigen stark aufgesalzene Straßen und Autobahnen mehr und schnelleren Transport und helfen die winterliche Mobilitätsbarriere überwinden doch mehr und schneller werden auch die ökonomisch wie ökologischen Regionalgefüge als Träger landschaftlicher Eigenart aufgelöst. Die massentouristische Erschließung beispielsweise des Göttschen-Hochschwarzeckgebietes mit all den schwerwiegenden Eingriffen und Verfremdungserscheinungen wäre bei der extremen Steilheit der Zufahrtsstraßen (bis zu 24% Steigung) ohne Aufsaltung nicht möglich.

Von der großen salinaren Vergangenheit Berchtesgadens ist nicht mehr viel übrig geblieben: Das jährliche Bergfest der Knappen, der Besuch des Salzbergwerkes als Touristenattraktion, ein paar Brunnenhäuschen und Salinenwege als beliebte Wandertrassen, das ist alles.

5.5.4 Sonstige landschaftseigenartige Berufe und Gewerbe

Berchtesgadens Felsen und Gesteine brachten Not

1) »Das von Involution erfaßte lebende System ist unter gewissen Bedingungen den nicht betroffenen überlegen! Man darf diese Involution oder Rückentwicklung nicht mit »Degeneration« verwechseln, sie bewirkt nicht Unangepaßtheit, sondern extreme Anpassung« (LORENZ 1973, S. 7).

wie Brot. Not deshalb, weil landwirtschaftliche Nutzfläche sehr rar war und Brot, weil viel davon verarbeitet wurde und Erwerb brachte. So war Berchtesgadener Marmorstein ein begehrter Werkstein in den Gebieten, die an Salzach, Inn und Donau von der Flußschiffahrt einigermaßen mühelos mit diesem Material versorgt werden konnten. Kirchen, Amtsgebäude zierten sich mit diesem Stein, aber auch wohlhabende Bürger leisteten sich Hausteinportale, Bodenbeläge, Tischplatten aus diesem Material oder ließen sich auf kunstvollen Epitaphen verewigen. Ähnlich begehrt war der Ramsauer Nagelfluh, der dort von Bauern-Handwerkern, denen vom Landesherren bereits um 1500 die Mülsteinbrechergerechtsame verliehen worden war, bearbeitet und auf dem Wasserwege ausgeführt wurde (HELM 1929, S. 272).

Mit dem Aufkommen industriell produzierter Gesteinsbindemittel, vor allem des Zements und Asphalts, war der Niedergang von Steinbruch und Steinmetztätigkeit verbunden. Bezeichnenderweise wird ausgerechnet der Dolomitstein, der aufgrund seiner grusig-brüchigen Struktur bislang fast wertlos war und von den Bergbächen zu großen Geschiebefächern sedimentiert wurde, derzeit zum bevorzugten Rohmaterial für Kunststeine und Straßenbauten. Die gestalthafte Eigenart, die auch im Stein steckt – man denke nur an ihre höchste Vollendung, wie sie uns z. B. in den meisterlich gearbeiteten Grabplatten im Kreuzgang des Berchtesgadener Stiftes entgegentritt – wird durch das Amorphe oder Gestaltlose im großen wie im kleinen ersetzt. Die Erzeugnisse werden dadurch nicht nur häßlicher, sondern auch kurzlebiger.

Angesichts der Tatsache, daß von den 46.620 ha Gesamtfläche des Berchtesgadener Landes (Alpenparkfläche) rd. 10% Latschenfläche, 2% vorrangige Almfläche, 20% Felsregion – also auf 1/3 der Gesamtfläche außer der Jagd keine andere Produktentnahme als die des Sammelns besteht, ist diesem Aspekt Bedeutung beizumessen. Gesammelt wurde über die Jahrhunderte hinweg im wesentlichen das, was auch heute noch gesammelt wird: Heilkräuter, Wurzeln zur Schnapsdestillation, Latschen als phytopharmazeutisches Rohmaterial.

Von besonderer Bedeutung sind dabei die stärke-reichen Wurzeln des Ungarischen Enzians (*Gentiana pannonica*) und Tüpfel-Enzians (*Gentiana punctata*). Als Vertreter des ostalpinen Florenelementes kommen sie auf Berchtesgadens Almwiesen in einer Häufigkeit wie sonst nirgends im bayerischen Alpenland vor. Seit 1692 wurde auch diese wohl zierlichste »Lebensgrundlage« in landesherrliche Obhut genommen und aus den Enzianwurzeln durch Erteilung der Brennereigerechtsame (Staatliche Ressourcenbewirtschaftung) von einheimischen Sammlern und Brennern zu Kräuterschnaps destilliert. Ebenso wurden die umfangreichen Wacholdervorkommen und deren Früchte veredelt. Heimische Getränkekultur, hat im wahrsten Sinn des Wortes »seine Wurzeln« in der Eigenart des Landes (vgl. Absatz 2.4).

Später kam mit der Entdeckung der Blütenpracht als Augenweide auch noch das Sammeln von Blumen hinzu. Die Sammlertätigkeit, die ursprünglich meist gewerbsmäßig betrieben wurde und der Bewilligung der Landesbehörde bedurfte, führte erst mit der massiven Einflußnahme des Bergtourismus gegen Ende des 19. Jh. zu empfindlichen Einbrüchen in den Pflanzenbestand von besonders wertgeschätzten Arten wie Edelweiß, stengellosem Enzian, Alpenveilchen. Der 1900 gegründete »Verein zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen« (heute: Verein zum Schutze der Bergwelt) beantragte angesichts dieser

Situation schon 1902 bei der königlichen Regierung eine gesetzliche Regelung zum Schutz der bedrohtesten Alpenpflanzen. Daraufhin wurde 1907 die erste Pflanzenschutzverordnung erlassen, 1910 Teile des Gebietes um den Königssee zum Pflanzenschonbezirk und 1921 das Gebiet von der Reiter-Alp bis zum Hohen Göll zum Naturschutzgebiet erklärt. Damit verbunden war das Verbot des Abpflückens, Abreißens, Abschneidens von Blumen, des Ausgrabens, Ausreißens mit Wurzeln, Zwiebeln oder Knollen und jedes sonstige Sammeln von Pflanzen aller Art im Schutzgebiet (ILLNER 1975, S. 24). Doch noch im Jahre 1922 wurden bei Polizeikontrollen u. a. 7.000 Stück Edelweiß bei Touristen gefunden. Offiziell geduldet wurde nach wie vor die Ausübung der alten Wurzelgrabrechte, die bedingt durch ein periodisch ausgeklügeltes System zu keiner Bestandsbedrohung der Sammlerobjekte führte.

5.5.5 Gewerbe und Handwerk – zusammenfassende Beurteilung

Vorwiegender Bezug: Ressource – Rohstoff

– Die Berchtesgadener Landschaft ist außerordentlich reich strukturiert, durch extreme Höhenunterschiede bestimmt und bietet mit ihrer ökologischen Nischenfülle zahlreichen Baum- und Straucharten Lebensraum. Durch menschliche Einflüsse wurde speziell der Bergahorn gleichermaßen wertvoll als Werkholz wie Laubstreubaum gefördert.

Folge: Der Reichtum an Holzarten, in Sonderheit an relativ seltenen Arten wie Eibe, Baumwacholder, Zirbe, begünstigte die Entwicklung eines ähnlich vielfältigen Holzhandwerkes.

– Der Konkurrenzdruck auf die Holzvorräte, die nicht nur Werkstoff-, sondern auch Brennstoff- und chemische Rohstoffbedeutung hatten (vgl. SCHULZ 1978, S. 63), verdichtete sich zusehends und erreichte Ende des 18. Jh. seinen Spitzenwert.

Folge: Die holzhandwerkliche Erzeugung war zu zunehmender Verfeinerung gezwungen. Mehr und kunstvollere Handarbeit, von Landesherrn und Zünften gefördert, führte zu extremer Werkstoffausnutzung und außerordentlicher Kunstfertigkeit. Stark holzverbrauchende Handwerksarten, z. B. die Großschachtelmacher, kamen infolge Überentwicklung in Schwierigkeiten.

– Im Gegensatz zur vorindustriellen Zeit wird Holz heutzutage vorwiegend als Rohware, als Stamm- und Schnittholz ausgeführt.

Folge: Die Gebundenheit des Handwerks an die unmittelbar in der Landschaft vorhandenen Rohmaterialien hat weitgehend aufgehört, die Chance der Materialveredelung an Ort und Stelle wird vertan.

– Das Berchtesgadener Land ist aufgrund seiner geologischen Beschaffenheit reich an unterschiedlichen Gesteinsbildungen.

Folge: Entsprechend mannigfaltig war das aus diesen Gesteinsvorkommen erwachsende Handwerk und Gewerbe.

– Der einst so wichtige Rohstoff Steinsalz, der Geschichte und Wirtschaft des Ländchens entscheidend prägte, hat Rang und Bedeutung gewechselt.

Folge: Steinsalz dient nur mehr untergeordnet als Speisewürze, meist wird es als Auftaumittel auf die Straßen gestreut. Diese direkte und in solcher Weise fragwürdige entropische Salzzerstreuung gibt sich unverbunden als Rohstoffverschleuderung zu erkennen.

Vorwiegender Bezug: Energie

– Mit dem Gebrauch des fossilen Energieträgers Kohle war das Ende der handwerklichen Großerzeugung von »Berchtesgadener War« gekommen.

Folge: Eisenblech wurde billig in der Herstellung. Es verdrängte in vielen Fällen das Holz.

– Die für den Transport zur Verfügung stehende begrenzte Energie führte früher zu regionalisierter Handwerksentfaltung und -produktion. Im Gegensatz hierzu nivelliert und internationalisiert eine zunächst unbegrenzt erscheinende Transportleistung.

Folge: Zunehmende Verwischung von Unterschiedlichkeit und Eigenart der handwerklich-gewerblichen Aktivität. Die örtliche Rohstoffbindung ist weitgehend aufgehoben.

Vorwiegender Bezug: Organisation in Struktur, Raum und Zeit

– Die örtliche enge Gebundenheit von Rohstoffgewinnung und handwerklicher Verarbeitung war über Jahrhunderte hinweg kaum sich ändernden Bedingungen ausgesetzt.

Folge: Die lange Anpassungs- und Erprobungszeit für handwerkliche Verfahren führte zur Ansammlung eines beachtlichen und ausgereiften Erfahrungspotentials, ähnlich einem genetischen Informationscode.

– Die gegenwärtig etablierten Fertigungen haben zum großen Teil nichts mehr mit den landschaftlichen Vorgaben zu tun.

Folge: Eigenartsschaffende Nebenwirkungen fallen kaum mehr an, was heutzutage im Berchtesgadener Land gefertigt wird, könnte genauso andernorts entstehen.

– Mit die wichtigsten Fertigungsprodukte und Handelsgüter waren die Spanschachteln, die als Behältnis für unterschiedlichste Güter dienten. Obwohl aus dünnem Nadelholz gefertigt, waren sie dennoch relativ langlebig.

Folge: Viele Schachteln wurden deshalb kunstvoll verziert und blieben über Generationen als Erbstücke erhalten. Wegwerfverpackung gab es nicht.

5.5.6 Gewerbe und Handwerk – Vorschläge zur Eigenartspflege

Hauptziel:

Im Zeitalter der zunehmenden Bedeutung, reproduzierbarer Rohstoffe und Werkstoffe ist die Wiederbelebung, Erhaltung und Weiterentwicklung handwerklich bewährter Holzverwendungen ein Akt kluger Zukunftssicherung (vgl. SCHULZ 1978, S. 63).

Teilziele und Maßnahmen:

Der Holzreichtum sollte in der Landschaft, in der er gewachsen ist, entsprechend seiner Artenvielfalt auch verarbeitet werden. Dies kann der Struktur des Landes gemäß in klein- bis mittelständischen Handwerksbetrieben, z. B. der Möbelbranche, am besten geschehen. Die existierende Holzfachschule kann hierzu beste Impulse geben.

– Die traditionelle Holzwarenerzeugung, z. B. Drechslerei, Spielzeug- und Holzbehältnisfertigung sollte, wenn auch in geänderter Form, wieder stärker belebt werden, evtl. in Verbindung mit Beschäftigungsangebot für Urlaubsgäste (siehe auch Abs. 6.5.4).

– Neben dem Holz gehörte die Bearbeitung des Gesteins zu den eigenartigen Gewerben des Berchtesgadener Landes. Eine Wiederbelebung des Steinhandwerks und eine Neubewertung des »Berchtesgadener Marmors« wäre wünschenswert.

– Das Salz des Haselgebirges sollte stärker für Kurmittelzwecke verwandt und für die Lebensmittelverwendung reserviert werden. Die touristische Nebenutzung von Salzbergbau und -anlagen könnte örtlich erweitert werden.

Berchtesgadens Reichtum an wildwachsenden Nutzpflanzen ist beschränkt. Soweit möglich sollten sie in bäuerliche Sonderkultur genommen werden.

6. Fremdenverkehr – Verderben oder Chance für die landschaftliche Eigenart

6.1 Freizeit und Erholung am Wendepunkt

»Guten Tag« sagte der kleine Prinz.

»Guten Tag« sagte der Händler. Er handelte mit höchst wirksamen, durststillenden Pillen. Man schluckt jede Woche eine und spürt überhaupt kein Bedürfnis mehr, zu trinken. »Warum verkauft du das?«, sagte der kleine Prinz. »Das ist eine große Zeitersparnis«, sagte der Händler. »Die Sachverständigen haben Berechnungen angestellt. Man erspart dreiundfünfzig Minuten in der Woche.«

»Und was macht man mit diesen dreiundfünfzig Minuten?«

»Man macht damit was man will.«

»Wenn ich dreiundfünfzig Minuten übrig hätte«, sagte der kleine Prinz, »würde ich ganz gemächlich zu einem Brunnen laufen.« (SAINT EXUPERY).

Der Tourismus, den man hierzulande meist »Fremdenverkehr« nennt, steckt weltweit in einer Sackgasse. Fremdenverkehr gibt von der Wortbedeutung her im Grunde schon Hinweise genug auf das »Fremde«, Unpersönliche, auf Verkehr und Verkehrtes, was in ihm steckt (vgl. auch WALTERSPIEL 1976, S. 86). Die Bilanz der letzten Jahrzehnte ist in der Tat erschreckend. Je mehr der Fremdenverkehr industrielle Züge der Vermarktung von Mensch wie Landschaft annahm, desto fataler waren seine Folgen (vgl. BURCKHARDT 1973, S. 1117). Keine landschaftliche Schönheit dieser Erde, und sei sie im ewigen Schnee der Alpen, auf den Galapagos-Inseln im Stillen Ozean oder im Urwald des Oberen Amazonas ist heute mehr sicher vor ihm. Neue Großflughäfen sollen helfen, noch mehr Winkel dieser Erde noch schneller und zu jeder Zeit erreichbar zu machen, damit sie touristisch besetzt und verheert werden können. Wenn sich heute für den westdeutschen Touristen in Thailand z. B. »Neckermann« als Nationalbezeichnung einbürgert, dann wirft dies ein Schlaglicht auf das, was tatsächlich vor sich geht. Nach der kolonialen Exploitation dieser Länder erfolgt nun die massentouristische. Zugleich wächst aber auch weltweit die Opposition gegen den entarteten Tourismus. Noch in Finnland, das bestimmt nicht am meisten unter der Tourismus-Invasion zu leiden hat, wird die Ausweisung von National- und Naturparks, die nur mit Genehmigung betreten werden dürfen, von einer Zeitung wie folgt begrüßt: »Für die Bevölkerung von Vorteil, frei von Touristen und Friedensstörern« (o.A. in NATIONALPARK 1977/4, S. 28).

Ungeachtet dessen kann die Landschaft nicht einfach verschlossen werden, denn der Mensch als Erholungssuchender braucht sie mehr denn je. Abgesehen davon, daß er aufgrund der unbefriedigenden Arbeits- und Wohnsituation in den Städten Rekreation wirklich braucht, um physisch wie psychisch die Belastung aushalten zu können, die Zeit zu ertragen und ihre widrigen Umstände zu verbessern.

Ferien beinhalten zu aller Zeit – ob es sich um Feiertage im herkömmlichen Sinn oder um den heute »gesetzlichen« Urlaub handelt – außerordentliche Chancen. Dem Zwang und Ernst des Alltags, dem Gewöhnlichen zu entrinnen, ist ein Anliegen, das so alt ist wie die Menschheit selbst. Die Suche nach dem »verlorenen Paradies« bleibt menschliches Grundstreben. Ferien mit animativem Spielraum können dazu führen, was menschliche Ursehnsucht des Einswerdens mit sich selbst, mit Natur, Schöpfung und Schöpfer ist. Für HUIZINGA (1956, S. 16) ist nur der »spielende« Mensch »ganzer« Mensch und er hat Recht damit. Er schreibt in seinem Spielklassiker »Homo ludens«:

»Dieses Etwas (das Spiel), das nicht das gewöhnliche Leben ist, steht außerhalb des Prozesses der unmittelbaren Befriedigung von Naturnotwendigkeiten und Begierden, ja es unterbricht diesen Prozeß. Es schiebt sich zwischen ihn als eine zeitweilige Handlung ein.

Diese läuft in sich selbst ab und wird um der Befriedigung willen verrichtet, die in der Verrichtung selbst liegt. So wenigstens stellt sich uns das Spiel an sich und in erster Instanz betrachtet dar: als ein Intermezzo im täglichen Leben, als Betätigung in der Erholungszeit und zur Erholung. Es schmückt das Leben, es ergänzt es und ist insofern unentbehrlich für die Einzelperson als biologische Funktion und unentbehrlich für die Gemeinschaft wegen des Sinnes, der in ihm enthalten ist, wegen seiner Bedeutung, wegen seines Ausdruckswertes und wegen der geistigen und sozialen Verbindungen die es schafft: kurzum als Kulturfunktion.«

6.2 Eigenartsschwund infolge Tourismus

Da im Berchtesgadener Wirtschaftsleben der Tourismus eine Schlüsselfunktion besitzt, gibt es kaum eine landschaftlich-räumliche Veränderung, die nicht mit ihm in direktem oder indirektem Zusammenhang steht. Am auffallendsten und schwierigsten sind die Verluste an Talraum zu Zwecken der Bebauung. Viele der Gäste »vergaßen das Heimfahren«, nachdem sie durch den Tourismus mit Land und Leuten Berchtesgadens in Berührung gekommen waren. Nicht, daß man diesem Personenkreis das Dauerwohnen in der landschaftlichen Schönheit des Berglandes nicht gönnte, die Kritik an diesem Verhaltensmodus des Besitzens und Besetzens gründet sich in erster Linie auf den unveränderbaren Sachverhalt, daß Berchtesgadens besiedelbare Fläche nur etwa 1/10 des Gesamtterritoriums ausmacht und für derartigen Baulandbedarf einfach zu klein ist. Da durch das florierende Tourismusgewerbe und den Landverkauf Geld ins Land fließt, Immobilienreserven kapitalisiert werden, desweiteren Beherbergungskapazität ausgeweitet wird, entsteht ein landschaftsfressender Teufelskreis. Das bäuerliche Wirtschaftsland, in hohem Maße Träger von lebenswerter Eigenart und Erholungsattraktivität, verschwindet ähnlich den eigenartsträchtigen baulichen Zeugen der Kultur in der losen Schüttung eines scheinangepaßten, bajuwaristischen Bautenwarrs. Infolge des Schwundes von landwirtschaftlichen Egart-Nutzflächen erhöht sich zwangsläufig die Bewirtschaftungsintensität in den bisher extensiv genutzten Randlagen der Gschnoaden, Tratten, Ötzen und Almen, was gleichbedeutend mit ihrer Eigenartzerstörung ist (vgl. Abs. 5.2.1.2).

Auch die Berghänge und Gipfel haben ihre Opfer zu bringen. Durch den Bau mechanischer Aufstiegsbahnen, das Schlagen und Planieren von Skiabfahrtsstraßen, das ausgedehnte Netz von landschaftsbeanspruchender touristischer Freiraum-Infrastruktur opfert man dem »König Kunden«, gelegentlich zögernd, doch meist ergeben, Stück um Stück Schönheit und Eigenart des Landes. Das Auf- oder Ausräumen, das »Geschleckt-Machen« des Bauernhof-Umgriffes, der Lehensgruppen, Ortschaften und Märkte nach allgemein üblich gewordenen Alpenland-Klischee-Vorstellungen, vertreibt neben dem Eigenartigen auch das spielerisch Zaubhafte alpenländischer Kultur. Der Gast darf keine schmutzigen Schuhe bekommen, deshalb wird mit Beton und Asphalt nicht gespart. Einem umgekehrten Lavastrom gleich frißt sich dieses widerwärtig strukturelose, graue Material in das Bergland hinauf und macht gleich, was bisher ungleich war. Selbst der Winter ist nur noch Zierde für bestimmte Sport-touristische Einrichtungen, wie das »Eisstockschießen« auf Asphaltbahnen oder Bob- und Schlittensfahrten auf Stahlbeton-Kunsteispisten (vgl. GANSER 1975).

6.3 Erholungswirksame landschaftliche Eigenartsträger

Die Erholungswirksamkeit von Landschaftsteilen allgemein und von jenen mit Eigenartsscharakter im besonderen ist keine konstante Größe, sondern von

den jeweiligen gesellschaftlich-individuellen Grundbedingungen abhängig. Es darf davon ausgegangen werden, daß der Mensch in seiner geistig, seelisch, leiblichen Bedürfnisstruktur zwar im wesentlichen gleich bleibt, daß sich jedoch den Zeitläufen und seiner geschichtlichen Entwicklung entsprechend eine gewisse Bedürfnis- oder Mangelverlagerung ergibt.

Die besondere Wertschätzung von landschaftsbezogenen Nutzungsbereichen ergibt sich komplementär zu den meist großstädtisch geprägten Mangelmilieus, die durch zunehmend monotone Gleichartigkeit als das Gegenteil von unverwechselbarer Eigenart gekennzeichnet sind. Die maßstabsverrückten, kubistisch-aggressiven, materialfaden Großstadtquartiere werden allgemein beklagt und zunehmend gemieden. Erholungsflucht, Zweitwohnungswelle, stehen in direktem Zusammenhang mit dieser Stadtentartung.

Immer mehr zivilisatorisch-technische Leistungen beginnen fragwürdig zu werden. Die Arbeitswelt läßt ebenfalls prinzipielle Mängel erkennen. Was Wunder, daß sich mehr oder weniger fundierte Nostalgie (Rückkehrsehnsucht) zu zeigen beginnt.

Die Landwirtschaft, zumal die weniger technisierte des Berglandes, wird in Verbindung mit den Almen als körperlich gemütsmäßiger Therapiebereich angesehen, der der zunehmenden Monokultur und den industriell-agrarischen Nahrungsmittelerzeugern entgegengesetzt ist. Im Maße der Denaturierung des Lebens in seinen ökologisch, wie psychischen Grundbedingungen beginnt das Bedürfnis nach landschaftlicher Urerfahrung, nach der Direktbegegnung mit der Natur wach zu werden.

In Anbetracht all dessen kann zusammenfassend gefolgert werden, daß der Mensch der Gegenwart und Zukunft folgenden landschaftlichen Eigenartsträgern besonders zugetan sein wird:

- a) der bäuerlich-handwerklichen Hauslandschaft mit ihrem Material-, Formen- und Konstruktions-schatz;
- b) der bäuerlichen Landbewirtschaftung, in Sonderheit der Almwirtschaft;
- c) den altartigen Infrastruktureinrichtungen, Gewerbe- und Handwerksaktivitäten und
- d) der sog. »unberührt-wilden« Natur der Hochgebirge.

Der Mensch der Gegenwart ist nicht nur in seinem Raumbezug, sondern noch stärker in seinem Zeit- oder Geschichtsbezug gestört. Erholungsträchtige landschaftliche Eigenart könnte die so notwendige zeitliche Brücke zur Primärerfahrung sein, zu jenem Sich-eins-fühlen mit dem Weltganzen, das für den Menschen über die längste Zeit seiner Geschichte für Lebenshaltung und Welterfahrung bestimmend war. Nach PORTMANN (1967, S. 155) war das im Zeitalter der Ratio so vehement zunehmende Pflücken vom »Wissensbaume der naturwissenschaftlichen Erkenntnis« für breite Bevölkerungsschichten gleichbedeutend mit der Vertreibung aus der Urheimat, der vielfach glücklich empfundenen Primärerfahrung. Geist wurde durch Intellekt ersetzt, der Quellgrund, aus dem schöpferischer Genius erwächst, beginnt zu versiegen. Mit ihm versiegt das Spiel, die Freude und Muße.

6.3.1 Geophysische Vorgaben

Die Erde ist der Lebensort, der Biotop des Menschen. Dies ist eine fast selbstverständliche Feststellung, die eigentlich keiner weiteren Erläuterung mehr bedürfte, wenn die Menschheit, zumindest die Teile, die sich an der Massenbewegung des Tourismus beteiligen, nicht »den Boden unter den Füßen verlöre«.

Die deutsche Sprache ist reich an allegorischen Redewendungen im Zusammenhang mit dem Begriff »Erde« und gibt Aufschluß darüber, wie stark die Psyche dem Geos, die Geist-Seele der Erde verhaftet ist und diese wiederum »beseelt«. Der Mensch begegnet der »Mutter Erde« zunächst mit seinen Sinnen. Sie äußert sich ihm über die lange Zeit der Geschichte hinweg in Gestalt der mit diesen Sinnen erfahrbaren Elemente: Erde, Feuer, Wasser und Luft und in summa dessen als Landschaft.

Das Sehen von Landschaft setzt voraus, daß Natur nicht zweckhaft aufgelöst gesehen wird, sondern das reine Sinnenerleben vorherrscht. »Und bildet auch das Sehen ein unverrückbares Mittelfeld dieses Sinneneindrucks, so erschöpft es sich doch keineswegs darin. Den landschaftlichen Eindruck der Natur bauen auch Miterlebnisse der anderen Sinnesorgane mit auf« (HELLPACH 1965, S. 168).

Neben dem Sehen bilden Hören, Riechen, Tasten, Fühlen und wohl auch Schmecken Möglichkeiten des sinnlichen Wahrnehmens und Erlebens. Man könnte nun meinen, je reichlicher die Landschaft den Tisch mit sinnlicher Kost deckt, desto besser für den Menschen. Dies ist zum größten Teil richtig, doch bedenke man, daß der Sinnenhunger oder -appetit des Menschen nach Zeit und Raum verschieden ist, daß es Sättigungsgrenzen gibt. Hinzu kommt das kaum wägbare dialektische Wirken der Landschaft auf den Menschen und seine Empfindung.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß die Berchtesgadener Landschaft außerordentlich reich an geophysisch wahrnehmbaren Reizen ist und so recht das Gegenstück zur künstlichen Ersatzwelt der Hochzivilisation ist, mit der sich immer weniger Menschen identifizieren können. Die Schöpfung aus »zweiter«, d. h. aus »eigener« Hand wächst dem Menschen hier noch nicht über den Kopf, was bei den Ausmaßen der prägenden Hochgebirge von fast 3000 m Meereshöhe nicht Wunder nimmt.

Die Wucht der Höhen, die Abgesetztheit der hochgehobenen Plateauflächen (z. B. Steinernes Meer und Reiteralp), die weder Sicht noch Straßenkontakt zum besiedelten Tal zulassen, die Schroffheit der Abstürze, sprechen noch voll die Sprache der Urnatur. Das Reich des Anorganischen, der Name »Steinernes Meer« drückt dies trefflich aus, ist hier fühl- und greifbar. Felsen, Schnee, sogar ein kleiner Gletscher am Hochkalter, riesige Steinschuttströme im Wimbachgries, ergreifen hier den Menschen und er ergreift sie, wenn er sich in dieser Region teils unter Zuhilfenahme von Händen und Füßen bewegt. Hier sind die Naturgewalten noch wenig durch das Leben in pflanzlich-tierischer Form »organisiert«. Hier scheinen Geosphäre und Biosphäre miteinander zu ringen und ihr wechselseitiges Durchdringen mit Schuttbahnen bis ins Tal und Gletscherhahnenfuß bis in die Eisregion nimmt oft faszinierende Formen an. Welch ein Kontrast zu den »Steinwüsten« der neuen Städte, der menschengefertigten Anorganizität, die nicht Vorstufe, sondern vielfach Ausschluß des Lebens darstellt. Hochthron, Hochkalter, Watzmann, Hochkönig in der Ferne - sind gewissermaßen die Grenzpfähle der Berchtesgadener Landschaft, noch mehr sind sie Maßstäbe, an denen der Mensch in Ferienstimmung »Maß nehmen« kann. Selbst wer nicht mehr in der Lage ist, die Bergwelt körperlich zu erleben, erlebt sie bestimmend noch von seinem Urlaubsquartier, auf einem der Bergbauernhöfe in Sonnseitenlage. Die Landschaft ist hier nicht nur von Berg und Tal, sondern genauso von Licht und Schatten geprägt. Der »Platz an der Sonne«, im Angesicht des Schattens, ergänzt den Gegensatz der grünen Matten und der sie

schemenhaft überragenden Fels- und Schneeregion. Auf Schritt und Tritt scheint sich hier in Gegensatzpaaren die Abgründigkeit und Größe der menschlichen Psyche widerzuspiegeln. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß aus der Mythologie dieser Landschaft wichtige Hinweise für ihren Psychismus, für das in sie hineingelegte Selbstverständnis und Rollenspiel entnommen werden können.

6.3.2 Akustisch-ökologische Vorgaben

In der Intensität der Sinneswahrnehmung kommt nach dem Sehen zweifellos das Hören. Während der Mensch das Auge selektiv gebrauchen kann, indem er es schließt oder etwas »ins Auge faßt«, kann er das Ohr weit weniger ausrichten oder die Welt des Schalls durch Schließen dieses Sinnesorgans ausschalten. Beglückung oder Beeinträchtigung durch die akustische Eigenart Landschaft widerfährt einem weitgehend unabhängig von dem, wie man sich aktiv oder passiv dem Schall hingibt.

Die Welt des Tones ist es, die dem Menschen mehr als alles andere Stimmung und Harmonie einer Landschaft verrät. So wie ein Saiteninstrument nur bei gestimmten Saiten Wohlklang erzeugt, so ergibt sich die »Harmonie« einer Landschaft nur aus der »Abstimmung« der einzelnen Landschaftsfaktoren aufeinander und aus dem, was der Mensch »im Einklang« damit aus der Natur macht. Er selbst fühlt sich »in Stimmung«, wenn sich die Stimmigkeit eines trefflichen Raum-Zeitbezuges auf ihn spielerisch überträgt. Die Fülle der Sinnbezüge, die sich im Zusammenhang mit dem Akustischen in der Landschaft ergeben, verdeutlicht, wie sehr ein »Lied in allen Dingen schläft«, daß Eigenart als Wesen einer Landschaft auch erlauscht werden kann (vgl. ZIERL 1977, S. 20).

Die Gestalt der Berchtesgadener Landschaft schafft mit ihrer besonders wuchtigen Berg-Tal-Gliederung die Voraussetzung für einen hervorragenden Klangkörper. Die akustische Landschaft um den Königssee fasziniert seit Jahrhunderten die Menschen. Lange vorher, ehe die ersten Touristen kamen, um das »Echo vom Königssee« zu entdecken, hatten längst schon die Einheimischen, die Almleute, die Jäger und Holzfäller ihre Freude am akustischen Spiel in diesem wichtigsten Talschluß der bayerischen Alpen. Schon zu Zeiten der Fürstspröbste und später dann der bayerischen Könige wurde der großartige Schallraum des Königssees (vgl. HAUBER 1923, S. 35) sehr geschätzt. Großangelegte Treibjagden verwandelten den stillen Talraum mit Schützenlärm und Hörnerklang in ein barockes Freilicht- und Akustiktheater. Kaum weniger beliebte Akustikereignisse waren die trockenen oder nassen Holzstürze, bei denen riesige Holzmassen, die man vorher in Bach-Klausen oder auf schanzenartigen Depots über den steilen Felsabstürzen des Sees gehäuft hatte, donnernd mehrere Hundert Meter tief in den See stürzten.

Diese Klangschauspiele sind wohl endgültig vorbei. Noch hält sich im Volksbrauch – der ja ähnlich der Volksmusik wie kein anderes Indiz auf kulturräumliche Eigenarten hinweist – ein Schallereignis von geradezu internationaler Bekanntheit: das Weihnachtsschießen. Erstmals findet es in einem fürstpröpstlichen Protokoll aus dem Jahre 1666 Erwähnung. Es wird dort auch vermerkt, daß in keiner anderen Gegend sonst dies üblich sei und dieses »unaufhörliche plenken des schießens, das gar nicht die Ehre Gottes befördere und allerhand bübereyen« zur Folge habe und »sowohl an Heilig als anderen Zeiten bei tag und nacht bey empfindlicher Straff abgeschafft und verboten« sei (zit. nach HELM 1929, S. 386). Das Verbot fruchtete nicht viel. Was des Gebirges Natur

und der Jagdgesellschaften Hall, das war des gemeinen Berchtesgadener Knall! Das Eigen- und Einzigartige an der Berchtesgadener Schallandschaft ist neben der Ausformung der Klangräume vor allem deren Abgeschiedenheit. Dies gilt sowohl für den Königssee-Talraum, wie für die mächtigen Hochplateaus von Untersberg, Steinernem Meer und Reiteralp.

Die Abgeschiedenheit und Stille, die sich auf den großen Hochebenen der Berchtesgadener Plateauberge ausbreitet, ergibt sich aus Lage und Geomorphologie. Das Gewände der Plateau-Gebirgsstöcke entzieht sich dank seiner extremen Steilheit weitgehend der menschlichen Nutzung und behindert Straßenerschließungsprojekte außerordentlich. So kommt es, daß riesige Hochgebirgsflächen wie am Untersberg (ca. 1500 m), Reiteralp (ca. 1700 m) oder Steinernen Meer (ca. 2200 m) quasi als »Piano mobile« vom verlärmten Talgrund der Siedlungs- und Erschließungszüge abgesetzt und in eine unwirklich anmutende Stille entrückt sind. Die sich hier dem Bergwanderer öffnende Schallwelt ist ein ökologisch-akustisches Labsal, das er in dieser Breite und Unge-störtheit im Sinne von Lärmfreiheit im Bayerischen Alpenraum nicht mehr findet. Eine solche »Schallandschaft könnte man als natürliche Schallandschaft bezeichnen: In ihr kann jedes Schallereignis diskret, klar und frei von Verzerrung und Hintergrundgeräuschen wahrgenommen werden« (MARK 1976, S. 165).

Das Tönen der Schellen der Rinder, das Summen der Insekten an heißen Tagen, der Schrei eines segelnden Greifvogels, der Pfiff von Murmeltier oder Gams, macht das Leben einer Landschaft hörbar. Geographie wird zur Sonographie. Hier ist der Schall original erlebbar – nicht von Ursache, Ort und Zeit getrennt. Die Landschaft ordnet sich nach Ruf- und Hörweite. Es äußert sich nicht nur die organische Welt – auch die anorganische tut sich kund: Gepolter des Steinschlags, das Geräusch des Wassers in unterschiedlichster Orchestrierung, das elementare Brausen von Gewitter und Sturm.

Die klassische Dreigliederung der Berchtesgadener Landschaft gibt nicht nur den Hochflächen eine Sonderstellung, sondern begünstigt auch die Mittelgebirgslagen mit den klassischen Bergbauerngebieten um Ettenberg, Gern, Götschen, Oberau, Loipel. Hier mischt sich in das Konzert verstärkt die vom Menschen erzeugte und abhängige Klangwelt. Der Vogelreichtum der Tratten und Ötzen, zahlreiche kleine Fließgewässer geben den Grundton und die Bewirtschaftungsgeräusche der Land- und Forstwirtschaft mischen sich darunter. Die Qualität dieser Klänge hat fraglos abgenommen, denn der klingende Beilschlag im Holz und das Dengeln der Sensen, das die Heumähd förmlich zu einer Dengel-Konzertsaison werden ließ, sind selten geworden. Die technische Überformung der Signale dieser durch Menschen- und Zugtierkraft bewegten Arbeitswelt nimmt zu. Mit jeder neuen Straße schiebt sie sich höher. Manche Almen sind bereits mehr von Motorenlärm, Touristenkrach, Konservenmusik, als vom Schellenklang des Weideviehs geprägt.

Berchtesgadens Schallandschaft erscheint vielen noch in voller Harmonie und Unverwechselbarkeit. Dies trifft sicher für die Hochplateaus der Tafelgebirge und für das verschwiegene, straßenlose Königsseebecken zu, doch büßen die Talräume in besorgniserregender Weise ihre kulturlandschaftliche Klangfülle ein. Das sommerliche Froschkonzert an lauen Abenden ist kaum mehr vernehmbar, weil zu viele Feuchtsflächen »vernützlich« sind und Verkehr die Lebensräume zerschneidet. Der Spielhahn, der mit seinen großartigen Balz-Lautspielen geräusch- und tanzanregend namentlich für den »Schuhplattler« war und vielfach

besungen wurde, ist aus dem ökologischen Konzert so gut wie ausgeschieden. Als Zivilisationsflüchter ergeht es ihm weit schlechter als dem Rotwild, das durch die Gunst der Zeit stark gefördert, mit seinem brünftigen Röhren die herbstlichen Bergwälder akustisch beherrscht.

Die Berchtesgadener Mundart kann wohl als kleinste aber auch unmittelbarste Klangkomponente dieser Landschaft angesehen werden. Franz von KOBELL, einer der ersten und besten bayerischen Dialekt-dichter, widmet ihr einen nicht unwesentlichen Teil seiner Arbeit (vgl. KOBELL Gedichte in oberbayerischer Mundart, Stuttgart 1862). Er sammelte auch das einheimische Liedgut und belegt mit seinem Werk den Reiz dieser Sprache. Auch diese Eigenart schwindet, da ihr kultureller Hintergrund sich zu vereinheitlichen beginnt. Die normsetzende Kraft der Massenmedien, der zur Verfremdung führende Fremdenverkehr einerseits, zu geringes Selbstwertgefühl andererseits, fördern die rapide Verflachung der Mundart als die gesprochene Eigenart.

6.3.3 Bäuerlich-kulturlandschaftliche Vorgaben

Die Arbeit der Bauern hat ohne Zweifel auch heute noch einen Beschäftigungsreichtum, wie ihn kaum eine andere Berufsgruppe besitzt. Dies gilt im besonderen für den Berchtesgadener Raum. Warum dies so ist, hat seine speziellen sozial-historischen Gründe (vgl. Abs. 3.2).

Der Berchtesgadener pflegte traditionsgemäß aus den drei Bezügen von Land-, Holz- und Salinarwirtschaft zu leben, jeweils dort mit dem Schwergewicht, wo es die Zeitenläufe am günstigsten erscheinen ließen. Ein prinzipieller Strukturwandel, wie er weite Teile der Landwirtschaft erfaßt hat, die traditionell ausschließlich Bauern waren, erfolgte hier nicht. So kommt es, daß das bäuerliche Element noch vitaler ist als anderswo und vielfach das »Bauer sein« nicht mehr nur aus zwanghafter Existenznot, sondern auch aus Gründen der Ergänzung und Absicherung zur üblichen Berufswelt aufgefaßt wird. Das Bäuerliche ist hier wider Erwarten noch stärker vorhanden, als in den klassischen Gebieten des Bauernstandes in den Ackerbaugebieten. Weil im Berchtesgadenschen der Bauer nie ein reiner Stand, sondern stets die Standesmischung die Regel war, brach mit der ständischen Ordnung keineswegs das Selbstverständnis des Bauern zusammen. Im Gegensatz hierzu wurde in den agrarisch reichen Gebieten der Bauer zum Landwirt, zum Ökonom mit starker Tendenz zur Verfarmerung (vgl. MENDT 1977, S. 2). Eine solch weitgehende Annahme des rationalistischen Wirtschaftlichkeitsdiktates würde im Berchtesgadener Land agrarische Landbewirtschaftung bis auf wenige Ausnahmen ganz zum Erliegen bringen. Dem Bäuerlichen ist im Verhältnis zur Landwirtschaft und zum Farmertum noch am meisten Kultur eigen, wiewohl auch dort vorwiegend von vergangener Leistung gezehrt wird. Da die Verfarmerung, die Grund und Boden nur unter kurzfristigem Kapitalverwertungsinteresse sieht, dank der Landesnatur und katholischen Tradition (vgl. hierzu SCHWIND 1964, S. 8) im Berchtesgadenschen nicht im »EG-üblichen« Maße Platz greifen kann, bleibt bis auf weiteres das bäuerlich-landwirtschaftliche Element bestimmend. Sein Gehalt an Betätigungsmöglichkeiten stellt im Zuge einer Neuorientierung des Urlaubs- und Ferienwesens eine außerordentliche Chance dar.

Die Entwicklung der landschaftlich-kulturellen Eigenart aus der spezifischen Vorgabe der Natur ist überwiegendes Verdienst des Bauern, daher sein Recht, nicht nur aus Feldfrüchten und Tierprodukten, son-

dern auch in Verbindung mit einem recht verstandenen Gastgewerbe Gewinn zu ziehen.

»Die Rolle der Landwirtschaft im Tourismus ist nicht die einer folkloristischen Beigabe, auch nicht die eines verarmenden Almosenempfängers. Die Landwirtschaft muß die Herausforderung des Tourismus annehmen und zum Partner, nicht zum Diener des Tourismus werden« (KRIPPENDORF 1975, S. 106).

Die Hervorhebung der bäuerlichen Landwirtschaft soll nun nicht zu einer neuen Blut- und Bodenideologie führen, sondern ihre unheilvollen dialektischen Folgen beseitigen helfen und ganz nüchtern das an Wert hervorheben und entwickeln, was deren Eigenwert ist und was zur Lösung des Freizeitproblems dienlich sein kann.

Es versteht sich von selbst, daß Fremdenverkehr im Stile von neu aus dem Boden gestampften Tourismus-Centren im Berchtesgadener Land illusorisch ist und auf erstaunlich einhellige Ablehnung stößt. Die breite Schicht der Privatvermieter, davon sind 685 oder rd. 60% landwirtschaftliche Anwesen mit durchschnittlich 8,4 Betten/Hof (ALPENINSTITUT 1975, S. 97), ist neben den kleineren Pensionen, Gaststätten und Hotels die gewachsene und tragfähige Basis des Fremdenverkehrs. »Ferien auf dem Bauernhof« finden kaum anderswo eine günstigere Voraussetzung. Der Renaturierungsprozeß für den denaturierten Menschen bedarf der räumlichen Gelegenheit und der Aktion. Hier findet er beides.

Da ist der Umgang mit der Erde zu nennen. Ihre Morphologie, ihre Entstehung und Umlagerung sind dem Zivilisationsmenschen immer weniger geläufig, weil er »Erde« nur mehr als abgesacktes Blumenerde-Kunstprodukt aus dem Supermarkt kennt und Erdoberfläche meist als plattgewalzte, befestigte Abstandsflächen zwischen den Häusern oder als Abstell- oder Fahrfläche erlebt. Die »Bodenlosigkeit« erscheint als kollektives Daseinsschicksal. Erde lernt man nur kennen, wenn man sie bearbeitet, greift, riecht und ihre Oberfläche als Buckel, Mulde oder Hang erlebt. Der Umgang mit Gestein ist nicht weniger elementar. Das Schichten von Steinwällen gehört zu den Urformen des Bauens.

Die Pflanze in vielfältigster Art und Gestalt, vom hochgewachsenen Baum bis zum Horst- und Rosettenwuchs der Gräser und Kräuter (ihr Wuchsort und ihre Verwendung) war dem Menschen bis in die letzten Generationen hinein geläufig. Die enge Beziehung Feld - Wald, ihre klassische Durchmischung in Form der Tratten, Freien und Ötzen, bieten breitesten Ansatz zum Kennenlernen des Wesens der Pflanze. Hier ist alles richtig verortet, der Baum hat seine Aura und die Wiese ihre Blütenpracht - nicht vom städtischen Gartenamt. Dies soll nicht Schilderung einer ökologisch heilen Welt sein, sondern lediglich kontrastierend dartun, welche Erholungsmöglichkeiten angesichts der »großstädtischen« Entartung der Pflanzenwelt in der bäuerlich geprägten, kleinstrukturierten Landschaft mit fließenden Nutzungsgrenzen enthalten sind.

Zum mobilen biologischen Inventar gehört die Tierwelt. Die meisten Zeitgenossen erleben sie noch artfremder als die Welt der Pflanze. Der großstädtische Tierumgang ist z. T. durch erschreckende Domestikation gekennzeichnet: Das Tier ist an keinem großstädtischen Ort mehr das, was es Kraft Eigenart seiner Lebensansprüche eigentlich ist. Es wird zur Ware, zum Schmuse- oder Sadismusobjekt, Massenprodukt oder zum Kindersatz. Auch das Tier des Bauern ist domestiziert, doch in einer ganz anderen Weise. Symbiotische Beziehungen mit wechselseitiger Förderung und Nutznießung sind häufige Bestandteile von Ökosystemen und keine Erfindung von Menschen. Ent-

scheidend für deren Stimmigkeit ist neben dem Beweggrund für die Haltung von Tieren stets die grundsätzliche Respektierung des Geschöpfes und seiner Eigengesetzlichkeit. Wer Federvieh im Hofumgriff betrachtet oder Rinder auf einer Berchtesgadener Ötze weiden sieht und mit den entsprechenden Massentierhaltungen vergleicht, der erahnt, in welchem Ausmaß biologische Gesetzmäßigkeit gebeugt wird. Die Vorgaben, die Berchtesgadener Bauern und Kulturlandschaft Kraft ihrer Sonderstellung hierzu erbringen können, entsprechen in hohem Maße dem, was Not tut und unbewußte Hoffnung vieler Erholungssuchender ist.

6.3.4 Handwerklich-gewerbliche Vorgaben

Gleichwohl das Holzhandwerk aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt wurde, besitzt es noch eine latente Wurzelkraft und man begegnet jungen »Stockausschlägen«, die zu Hoffnung Anlaß geben und die für eine Verwendung in der Freizeitwirtschaft wie geschaffen sind. Die Vereinigung »Berchtesgadener Handwerkskunst« versucht nach Kräften das 865-jährige Holzhandwerk zu fördern. Schwierigkeiten macht nicht der Absatz der »Berchtesgadener Ware«, sondern vielmehr deren Beschaffung. Oftmals – so bei den Filigrandrehlern und Grobschnitzern – arbeiten die letzten ihrer Zunft. Doch nehmen andererseits junge Leute – teils aus Freude an der Sache, teils des Zuverdienstes wegen – die traditionsreiche Fertigung z. B. des hölzernen Kinderspielzeugs wieder auf (REUTHER 1975, S. 24 ff).

Hinzu kommt, daß quasi jedes Lehen seine jahrhundertelange Holzhandwerkstradition besitzt und daß mit jeder praktizierten Landwirtschaft noch eine Fülle von Holzbearbeitung und -verarbeitung verbunden ist: Die Ausbesserung des Gehöftes und seiner Nebenbauten ist ohne Holzverwendung nicht denkbar. Besonderes Geschick erfordert die Instandhaltung des Almkasens, zumal wenn er noch ein schindelgedeckter Holzblockbau ist. Brunnenrötre, Zäune, Gatter sind noch vielfach aus Holz. Holzarbeit im ureigensten Sinn ist auch die Arbeit im Bauernwald. Das Holzfällen, Bringen und Brennholzmachen gehört zu den periodisch wiederkehrenden Arbeiten, die überwiegend in der kalten Jahreszeit anfallen. Fast jede Hofstelle verfügt über eine eigene Werkstatt, in der der Umgang mit Holz, sei es in Reparatur oder Neuanfertigung von Einrichtungsgegenständen, Gerätschaften, die wichtigste Rolle spielt.

Der Holzreichtum Berchtesgadens als Vorgabe der Natur, sowie die traditionell wie aktuell enge Beziehung des Menschen zum Holz findet gegenwärtig noch keine der wahren Bedeutung dieses Reichtums angemessene Wertschätzung. Anscheinend muß erst das Holz der tropischen Regenwälder Asiens, Afrikas und Südamerikas exploitiert und aufgebraucht sein – was in etwa 10–15 Jahren der Fall sein wird – ehe das heimische Holz wieder an Wert gewinnt (IUCN-Bericht, zit. in NATIONALPARK 4/77). Das Berchtesgadener Land wäre gut beraten, wenn es der Veredelung seines wichtigen Naturproduktes Holz in eigener Regie mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen würde. Die Rolle als vorwiegender Rohstofflieferant erweist sich selbst für Entwicklungsländer auf Dauer als nicht zumutbar. Berchtesgaden als modernes Holzhandwerks-Zentrum könnte im Nebeneffekt diese seine handwerkliche Eigenart höchst nutzbringend als Urlaubsbeschäftigungsangebot zum Besten geben. Ort der Urproduktion und Verarbeitung klaffen nicht mehr auseinander. Identitäts- und Stabilitätsgewinn in menschlich-ökologischer Sicht wäre die Folge.

Nach dem Holz und den damit verbundenen Tätig-

keiten war das Primärmaterial Stein und das damit verbundene Arbeiten von jeher eine der Säulen des Berchtesgadener Erwerbslebens. Gestein ist der Inbegriff der gewichtigen, handhabbaren und massiven Materie im Sinne von Material. Es vermittelt das Gefühl der Begegnung mit dem Elementaren. Hammer und Meißel gehören zu den Urwerkzeugen des Menschen.

Nicht vergessen werden darf der Salzbergbau, der eine Sonderform des Umgangs mit dem Gestein darstellt. Das vielfältige und reife Bezugssystem zu diesem in reichster Differenzierung anstehendem Primärmaterial ist nur noch in Teilen vorhanden, doch reizt es förmlich, diesen handwerksgeschichtlichen und geologischen Schatz an Eigenart ebenfalls in freizeitwirtschaftliche Betätigungsangebote einzubringen.

Der seit langem bewährte Ansatz, mittels der Salzbergwerksbesuche Natur- wie Landesgeschichte für den Fremdenverkehr nutzbar zu machen, verdient hervorgehoben zu werden und sollte auf weitere Teile des weitverzweigten Salzgewinnungs- und Soletransportsystems ausgedehnt werden.

6.4 Ferien als Einübung in ökologisches Umweltverständnis

Die geographische wie soziologische Herkunft der Gäste ist in aller Regel grundverschieden von derjenigen der Gastgeber. Zwei Welten begegnen sich. Die Begegnung ist dann tragisch, wenn die erholungssuchenden Ballungsraumeinwohner in ihrem Feriendland entweder die »heile Welt« oder ein »archaisch-primitives Entwicklungsland« vorzufinden glauben. Eine vorurteilsfreie, fruchtbare Begegnung wird zusehends schwieriger, schon allein deshalb, weil sich der Städter meist schon in der 3. und 4. Generation von seiner bäuerlichen Basis emanzipiert hat. Dialektisch gesehen bietet diese Distanzierung allerdings auch im Mittelfeld der vorgenannten Extrembetrachtungen echte Möglichkeiten eines vorurteilsfreien Neubeginns der Beziehungen. Schon bisher schätzte es eine wachsende Zahl von Gästen gerade deshalb nach Berchtesgaden zu kommen, weil sie auf Schritt und Tritt auf das landwirtschaftliche Beiprogramm ihrer meist kleinbäuerlichen Gastgeber trafen.

Der hohe Treuegrad vieler Urlauber gegenüber ihren Quartieren läßt den Schluß zu, daß man es liebt, die Landschaft konkret am Beispiel eines vertraut gewordenen Bauernhofes über die Zeit hinweg zu erleben. Ökologisches Umweltverständnis bedarf der Objekte, der Stetigkeit und der Vermittler. Die Grenzerfahrung, die zunehmend das Leben in den urbanen Verdichtungsräumen prägt, hat vielfach einen Heißhunger nach Ausbruch aus einem zwanghaft empfundenen System zur Folge, der un gelenkt zu achtloser Zerstörung oder zu Vandalismus in der Landschaft führt. Gelingt es hingegen diese Energien, die sich z. T. enttäuschungsgeladen von der Großstadt abwenden, in ihrem berechtigten Drang nach Leben zu erkennen, so ist der Weg zur sinnvollen Nutzung dieses sozialen Potentials nicht mehr weit (vgl. TOMASEK 1977, S. 598). Das Phänomen der ökologischen Bewegung, das sich speziell in Nordamerika und Europa zeigt, ist eine dieser Ausbruchsformen aus mißratenen Gesellschafts-Mensch-Umweltsystemen. Einen Vorläufer besitzt diese Erscheinung in der deutschen Jugendbewegung vor und nach dem ersten Weltkrieg.

Bei der Einübung von ökologischem Umweltverständnis kann heute von einem beträchtlichen theoretischen Wissen in breiten Bevölkerungsschichten ausgegangen werden. Untersuchungen haben eine Prozentsatz von 45 v.H. der befragten Personen als »sehr gut über Umweltschutz informiert« ausgewiesen, gleichzeitig

wuchs die Zahl derer, die die Umwelt für stark bedroht halten auf 44% (INFAS 1977, S. 9). Wenn man bedenkt, daß in der breiten Öffentlichkeit »Umweltschutz« als Synonym für »ökologische Ausgewogenheit in wichtigen Lebensbereichen« gilt, dann berechtigt dies zur Hoffnung, daß die Ausrichtung eines entsprechenden Ferienprogrammes auf lebhaftere Nachfrage stoßen würde. Dem besser werdenden theoretischen Wissen steht vielfach eine abnehmende praktische Erfahrung im Umgang mit der Natur entgegen. Das Berchtesgadener Land bietet trotz mancher Störung hervorragende Ansatzmöglichkeiten zur praktischen Begegnung mit dem, was als überschaubare, erlebbare Umwelt bezeichnet werden kann. Die Eigenart des Landes, die sich u. a. in einem verhältnismäßigen Vorrücken des Vertikalen zeigt und Lorenz HÜBNER (1972 zit. bei HELM 1927, S. 31) zur Äußerung »Berchtesgaden sey beynahe so hoch als lang« veranlaßte, begünstigt den Vorgang des Verstehenlernens von Umwelt als Gefüge von Ökosystemen in außergewöhnlicher Weise. Landschaftliche Bestandteile sind klar unterscheidbar:

Ihre Auftürmung bis in eine Höhe von fast 3.000 m, wo in der Felsregion das Urbild des Angesichts der Erde erkennbar wird, in der weiteren Folge sich dann Matten und Bergwälder anschließen, die vom bäuerlichen Grünland gelichtet sind, gewährt schaufensterhaften Einblick in die Natur und ihren Aufbau.

Die Lage vieler Gästequartiere, aufgrund der kulturlandschaftlichen Eigenart meist in verstreuten Einzelhöfen, läßt den Gast besonders intensiv erfahren, was es heißt, Landschaft aus erster Hand um sich zu haben.

Das Berchtesgadener Land und seine Bewohner sollten sich gewiß nicht in die trügerische Rolle des »Jungbrunnens der Nation« versteigen. Damit würde man sich in eine unliebsame Tradition verstricken. Es gilt ganz nüchtern der veränderten Lage entsprechend dem Tourismus üblicher Form zu entsagen und statt dessen der Landschaft, den Gästen und sich selbst zu Liebe die urlaubsmäßige Einübung von umweltbewußten Lebensweisen angelegen sein zu lassen. Nur so läßt sich die unverzichtbare Eigenart dieser Landschaft, die prinzipiell allem Massenhaften, Serienförmigen und Uniformen abhold ist, retten. Die Erwartungshaltung, die gerade in Bezug auf den Alpen- und Nationalpark unabhängig davon, ob man den Park befürwortet oder nicht, von innen wie außen gesehen groß ist, könnte im Sinne dieser Hoffnung genutzt werden.

Ohne Zweifel sind im Berchtesgadener Land noch erheblich mehr Reste von archaisch-vorindustriellen Lebensformen vorhanden als andernorts. Die industrielle Vereinnahmung des Alltagslebens stößt allenthalben an Grenzen, die hier die Natur dank ihres wuchtigen physikalischen Charakters stärker als anderswo setzt. Wenn die einheimische Bevölkerung von den teilweise vorhandenen Komplexen »altmodisch und primitiv zu sein« durch öffentliche Anerkennung und Neuwertung befreit werden könnte, dann würde sich zum günstigen landschaftlichen Angebot auch das personelle paaren. »Natürliches Leben« kann nur dann zum Mitmachen der Gäste anregen, wenn es einigermaßen überzeugend vorgelebt wird. In der Rangfolge der Prägestärke und pädagogischen Wirkung kommt noch allemal der Mensch vor der Landschaft. Nur wenn überwiegend die einheimische Bevölkerung Trägerin dieses Einübens in landschaftsverbundene Lebensformen wird, kann angenommen werden, daß diese an sich gute Sache nicht zu einer verworrenen, ideologisierten Weltflucht wird, die mehr schadet als nützt. Dies soll freilich nicht heißen,

daß nicht Anregungen und Personen, die von außen kommen, in diesem Wandlungsprozeß, der letztlich allgemein und überörtlich gesehen werden muß, nützen könnten. Es wäre genauso falsch, in jedem Bergbauern einen »Hort des guten und natürlichen Lebens«, wie in jedem Städter einen Naturbanausen und Landschaftsschädling zu sehen (vgl. RIESEN 1972).

»Die Veränderungen, die über die Industriegesellschaft hereinbrachen, haben ein Ausmaß angenommen, das geeignet ist, unserer überkommenen Symbolwelt einen Todesstoß zu versetzen. Noch werden die Kinder mit Lesestoff erzogen, in welchem das Pferd beschlagen, das Korn gedroschen und das Vieh vom Hirten behütet wird. Welche Folgen dieser Verlust der vertrauten Symbolik in der Wirklichkeit haben wird, können wir nicht abschätzen. Es ist durchaus möglich, daß auf Hobbybasis die alte, für uns so aussagekräftige Landwirtschaft weitergeführt wird« (BURCKHARDT 1973, S. 1118).

6.4.1 Pflege und Entwicklung kulturlandschaftlicher Eigenart als Ferienprogramm

Anläßlich einer Veranstaltung der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Laufen) über Forschung im Alpen- und Nationalpark Berchtesgaden wurde auch in unserem Land die Sorge laut, daß das Gebiet zu bekannt, die Besucher zu viel und der Konflikt Naturschutz und Erholung zu schwer werden könnten (GLÜCK 1977). Es besteht kein Zweifel: Nicht nur die Landschaft, auch der Mensch ist in einen Teufelskreis geraten, der gebrochen werden muß, um nicht von ihm zerbrochen zu werden.

»Unsere heutige Beziehung zu dem, was wir als emanzipierte, mehr oder minder gebildete, mehr oder minder verstädterte Bürger industrieller Gesellschaften unter Natur verstehen, ist fundamental ambivalent und in erster Linie beherrscht von einer Art Sehnsucht nach einem Zustand, dem entronnen zu sein wir alle ansonsten außerordentlich zufrieden sind. Die heutige Generation ist bestrebt, sich mit den Mitteln, die Technik und Wirtschaft einer modernen Industriegesellschaft liefern, entsprechend ihrem »Natur-Verständnis« bestimmte Erlebnisinhalte zu verschaffen, ohne den Preis erlegen zu wollen, den jahrhundertlang die Menschen für den Zugang in diese Natur zahlen mußten« (LUTZ 1972, S. 160).

Dieser Preis ist nicht so sehr in klingender Münze, als in physisch-psychischer Hinsicht zu erbringen. Der Erholungssuchende muß wohl oder übel hinfort die Sanierung der bereits angerichteten Schäden an der Landschaft ins Auge fassen: Er wird auch geneigt sein, darüber hinaus an der Pflege und Entwicklung der kulturlandschaftlichen Eigenart seines Gastraumes teilzunehmen. Umfragen nach stehen »Reiz und Schönheit« der Landschaft an erster Stelle der Motive für die Wahl eines Urlaubsortes (BUSCHE 1969, S. 102) und nach einer 1977 erfolgten Meinungsumfrage (INFAS 1977, S. 10) sind die Bundesbürger zu 73% bereit, Opfer für Maßnahmen des Umweltschutzes zu bringen, was auch als latente Landschaftssanierungsbereitschaft gedeutet werden kann. Die Teilnahme an Pflege- und Gestaltungsprogrammen wird sicher nicht von allen gewünscht werden. Es wird jedoch eine ausreichend hohe Zahl bereit sein, neue Wege des Urlaubs und der Ferien, die nicht landschaftszerstörend, sondern landschaftsfördernd sind, zu gehen. Man sieht den Menschen falsch, wenn man in ihm nur das Pöbelhafte, Verlogene und Triebhafte zu sehen geneigt ist und seine Fähigkeit zum Aufbauenden, Gediegenen und Kulturellen möglichst klein ansetzt, um die eigenen unlauteren Absichten entsprechend entschuldigt und sanktioniert zu bekommen.

Der gute Freizeitunternehmer wird in Zukunft nicht nur um das Wohl seiner Gäste, sondern auch der Landschaft, die ihm »Gastraum« ist, in neuer Weise besorgt sein. »Der zielkonform handelnde Anbieter sollte einsehen, daß es in seinem ureigendsten Interesse liegt, touristische Lern- und Reifeprozesse

zu begünstigen, die Touristen durch entsprechende Angebote zu landschaftskonformen Verhalten zu erziehen, unvernünftigen Gästewünschen nicht stattzugeben und solche auch nicht selber zu wecken« (KRIPPENDORF 1975, S. 91).

Der Blick in die gegenwärtigen Touristen-Werbeprospekte der Berchtesgadener Gemeinden macht klar, wie wenig sie sich von den Angeboten unterscheiden, wie sie zu Dutzenden von anderen Urlaubsorten vom Königssee bis Bodensee angeboten werden: Blumenwiesen mit Kühen, Wanderwege und Bergbahn, Badenixen und Schuhplattler und Rustika-Gemütlichkeit. Man verläßt sich auf Ruf, Schönheit der Landschaft und »Bayern-Image«. Originale, auf die Eigenart und Unterschiedlichkeit der Landschaft bezogene Prospekte und Programme existieren nur in unbedeutenden Ansätzen (vgl. hierzu auch NOHL 1977, S. 102).

Dabei ist die kulturell motivierte, auf das ernsthafte Erkunden und Fördern der Landschaft ausgerichtete Touristik – auf Gast wie Gastgeber bezogen – in Berchtesgaden durchaus nichts neues, ganz im Gegenteil: Man kann ruhig sagen, daß die erste Hälfte der etwa 180 Jahre alten Berchtesgadener Tourismusegeschichte eine ausgesprochene Bereicherung für Land und Leute brachte. Man denke nur an die ersten naturforschenden Bergwanderer SCHRANK, VIERTHALER, A.v. HUMBOLDT, die z. T. Gäste im Landesinteresse des letzten Fürstpropsten Josef-Conrad von Schroffenberg waren; an die zahlreichen Maler und Landschaftsschilderer, die allesamt dem Lande durch Forschung, Schilderung und Beschreibung, Malerei und Bergerschließung Nutzen brachten. Nicht vergessen werden darf der »Verschönerungsverein Berchtesgaden« von 1871, aus dem der heutige Fremdenverkehrsverein hervorgegangen ist (vgl. Abs. 3.4). Sein Zweck war die Landschafts- und Ortsverschönerung als landeskulturelles Anliegen. Was hindert den Berchtesgadener Tourismus, an dieser guten Tradition anzuknüpfen?

6.4.2 Ferienaktivitäten als landespflegerische Chance

Die Aufhebung des Bruches zwischen Leben, Arbeit und Freizeit käme einer Infragestellung unserer gegenwärtigen sozio-ökonomischen Prinzipien gleich, die im wesentlichen die Funktionalisierung des Lebens- und Arbeitsprozesses – mithin dessen Teilung und immer sublimere Aufgliederung und Zerstückelung – zum Inhalt hat. Es ist ganz klar, daß selbst die bestgestaltete Freizeit nicht die Freude an einer ausfüllenden Arbeit, die Beruf und nicht »Job« ist, ersetzen kann. Wenn trotzdem der Versuch gemacht wird, Freizeit oder Ferien nach Maßgabe kulturlandschaftlicher Möglichkeiten zu veredeln, dann nicht einfach deshalb, um die Sanierung des Berufslebens durch Ausbau der Freizeit-Ventil-Funktion zu hintertreiben, sondern um der gegebenen Chance willen, Mensch und Landschaft da zu harmonisieren, wo dies am ehesten möglich zu sein scheint.

Ferien als Spielzeit außerhalb des »gewöhnlichen Lebens« stehen nicht unmittelbar unter dem Diktat der Befriedigung von Lebensnotwendigkeiten und bieten Ansatzpunkte zu einem »Aufrollen der Front von hinten«. Der Mensch, der sich im Spiel entdeckt, wird sensibel für Spielregeln, wie Spielräume und für das, was diese stört.

Will man Landespflege zum Inhalt von Ferien machen, so bedeutet dies schlichtweg das Gegenteil von dem, was vielerorts und lange Zeit zwar gelegentlich kritisierte, doch meist profitable Nebenwirkung des Tourismus war: Ausverkauf und Zerstörung der »gast-

gebenden« Landschaft. Landespflege als Gegenreaktion hat anderes im Sinn.

»Landespflege hat die Aufgabe des Schutzes, der Pflege und der Entwicklung aller natürlichen Lebensgrundlagen des Menschen in Wohn-, Industrie-, Agrar- und Erholungsgebieten. Sie erstrebt hierzu den Ausgleich zwischen dem natürlichen Potential des Landes und den Erfordernissen der Gesellschaft. Landespflege umfaßt die Landschaftspflege einschließlich der pflegerischen Nutzung des Naturpotentials, den Naturschutz mit verwandten Schutzmaßnahmen und die Grünordnung. Landespflege ist integrierender Bestandteil der Raumordnung mit Schwerpunkt im ökologisch-gestalterischen Bereich.« (Begriffserläuterung des FORSCHUNGS-AUSSCHUSSES FÜR LANDESPFLEGE DER AKADEMIE FÜR RAUMORDNUNG UND LANDESPLANUNG, Hannover, 1969.)

Es versteht sich von selbst, daß diese universelle Forderung für Berchtesgaden einen besonderen Zuschnitt erhalten muß.

Wenn verallgemeinernd gesagt werden darf, daß »früher die Elite Freizeit hatte und die Masse arbeitete«, so war doch mit dieser Art der Freizeit ein nicht unbeträchtlicher Gewinn für die Landschaft selbst verbunden. Sie wurde beschrieben, untersucht, gezeichnet, gemalt, bedichtet und auf diese Weise erst zu dem, was wir heute unter Landschaft verstehen. Die geschilderte und wahrgenommene Landschaft (ist) nicht ein natürliches, sondern ein von der Gelehrsamkeit und Poesie geschaffenes Gebilde, verwischt erst durch die moderne Verwechslung von Landschaft und Natur« (vgl. BURCKHARDT 1973, S. 1117).

Man fragt unwillkürlich nach einer vergleichbaren positiven Leistung der Gegenwart. Die Popularisierung des Tourismus führte fast zwangsweise zu seiner »Pöbelisierung« mit allen Folgen für die Landschaft. Landespflege als Programm bedeutet zunächst nichts anderes als Wiedergutmachung angerichteten Schadens. Pflege und Pflicht sind enge Verwandte der gleichen Sprachwurzel von »pflegen«, was etymologisch für »sorgen, betreuen, heben« und andererseits für »sich mit etwas abgeben, betreiben, gewohnt sein« steht (DUDEN S. 506).

Gesellschaftlich würde dies allerdings eine zunehmende und gewollte Mündigkeit eines erheblichen Teiles der Bevölkerung erfordern. Zu Wesen und Aufgabe der Demokratie müßte diese Emanzipation ohnehin gehören, es sei denn, man hat jene Demokratie im Sinne, von der PLATON schon argwöhnt, daß der Staatsbürger »weder Ordnung noch Pflichten-zwang kennt, sondern nach Lust und Laune in den Tag hineinlebt und das ein liebliches, freies und seliges Leben heißt« (zit. nach HIRSCHBERGER 1969, S. 32). Die Überwindung des gestörten Lust-Unlustverhältnisses, das LORENZ (1973, S. 39 ff.) als außerordentlich kulturfeindlich bezeichnet, dürfte in der Tat nicht leicht sein; eine ausreichend große Gästegruppe, die zahlenmäßig die Umstrukturierung des Berchtesgadener Fremdenverkehrs wirtschaftlich tragbar machen würde, darf jedoch mit Sicherheit erwartet werden. Berchtesgadens Gastgewerbe wäre gut beraten, wenn es wählerischer wäre und durch die Spezifizierung des Angebotes nicht »Jedermann-Geschmack« sondern den einer bestimmten Zielgruppe, die bereit ist, ihren Teil zum Erhalt der landschaftlichen Eigenart beizutragen, anvisieren würde.

»Der Mensch, der sich erholen möchte, ist selten uneigennützig. Naturgenuß, den er zu seiner Erholung benötigt, bleibt einseitig, wenn an eine Gegenleistung dabei gar nicht gedacht ist. Er hält es für selbstverständlich, daß die Natur für ihn Genüße bereithält, die ihn zu nichts verpflichten und für die er keinen Dank schuldet. Aber dieses Verhalten hat als Ganzes betrachtet, den Charakter einer schweren Schädigung, die auf den Menschen zurückwirkt« (JÜNGER, 1966, S. 142).

Zum Ferienangebot sollte deshalb in Zukunft ganz selbstverständlich die Ferienanforderung gehören.

6.4.2.1 Land- und forstwirtschaftliche Ferienaktivität

Das Vegetationskleid, das im großen durch den Wald und im kleinen durch die Pflanzendecke der Sträucher, Gräser und Kräuter die Landschaft ziert, kann quasi als deren »Tracht« angesehen werden. Wie alle Trachten pflegt auch dieses Kleid das Ergebnis der Vorgabe durch die Natur und der menschlichen Nutzungsüberformung zu sein. Ihre Feinstruktur verdankt sie der Handarbeit, doch diese zu erbringen ist zunehmend schwieriger geworden.

Folgende Ferienaktivitäten im Sinne von Mitarbeit bieten sich an:

- Schwenden, d. h. Heraushacken des Baumaufwuchses (meist Fichte) aus den Heimweidegebieten der Tratten und Ötzen sowie Almen als Arbeit, die keine besondere handwerkliche Geschicklichkeit erfordert, sondern lediglich Anleitung. Sie kann praktisch vom Frühjahr bis zum Herbst durchgeführt werden und führt rasch zu sichtbaren Ergebnissen und somit zu Arbeitsfreude und Erfolgserlebnis. Das Schwandgut wird entweder verbrannt oder teilweise als Zaunmaterial verwandt. Gegenwärtig sind viele Weideflächen in Forst- oder Privatbesitz schwandbedürftig – offensichtlich eine Folge des Unterbestoßes an Vieh einerseits wie mangelnder Handarbeit andererseits. Die zunehmende Verfichtung dieser Flächen führt zu Einbußen der blumenreichen und gut durchlichteten Weide und verdrängt Pflanzenarten (siehe Abs. 5.2.1.3).

- Das Laubrechen – in Berchtesgaden »Laaben« genannt – dient nicht nur der Stall-Streugewinnung, sondern ist auch Voraussetzung für den Parkcharakter und Blumenreichtum der Weidewälder. Das Laubrechen ist handarbeitsfreundlich, jedoch ohne große Anforderung an die Geschicklichkeit des Arbeitenden und demzufolge bietet es sich als Beschäftigungs- und Mitarbeitsmöglichkeit für interessierte Gäste an. Wer den Herbst intensiv erleben will, kann nichts Besseres tun als das goldgelbe Ahornlaub aus Berchtesgadens hofnahen Wäldern und Weideflächen rechen zu helfen.

- Buckelfluren- und Gschnoadermahd stellt in aller Regel hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit der Mähenden. Das Erlernen des Sensenmähens dieser Perfektionsstufe dürfte kaum für mithelfende Feriengäste infrage kommen. Wohl aber kann die Bearbeitung, wie das Zusammenrechen und Bergen des Mähgutes, vielleicht auch das maschinelle Abmähen weniger steiler Flächen mit Balkenmähern im Bereich der möglichen Gästebeteiligung liegen. Geradezu ideal können Arbeiten wie das Entsteinen von Mähern nach temporärer Überschotterung durch ausufernde Bergbäche erbracht werden. Die Arbeit im »Wiesmahd«, wie man mundartlich auch zu sagen pflegt, ist nicht unbeschwerlich, doch dessenungeachtet sehr schön. Früher wurde sie vielfach als der Höhepunkt der sommerlichen Heuernte angesehen.

- Die Pflege von Baum- und Strauchhecken ist teils in einjährigem, teils in mehrjährigem Rhythmus notwendig und fällt meist in die Herbst- oder Frühjahrszeit. Der Handarbeitsaufwand ist teils beträchtlich; Schnitt, Abtransport und Verwertung des Zweigmaterials sind indes nicht schwierig, ebensowenig wie das Nachbessern der Hecken durch Anpflanzung. Ein besseres Kennenlernen des Artenreichtums an Bäumen und Sträuchern wäre ein zusätzlicher Gewinn bei dieser Tätigkeit.

- Spezielle Maßnahmen des tierischen Artenschutzes wären denkbar, z. B. in Form der Schaffung kleiner Feuchtbiotope. Da und dort könnte eine zugeschüttete Quellgumpe oder ein verrohrtes Rinnsal wieder mit

Pickel und Schaufel freigelegt und gewissermaßen renaturiert werden.

- »Almputzen« ist eine Tätigkeit, die das Ansäen oder Bepflanzen kleiner Erosions- oder Bodenwunden, das Schwenden von Aufwuchs, das Befreien der Weidefläche von schnee-, felssturz- oder wasserverfrachtetem Gesteinsmaterial, das Abmähen oder Ausgraben von unerwünschtem Weidewildwuchs (z. B. Germer, Alpenpamper) umfaßt. Der Anteil der Handarbeit am Almputzen ist hoch, die Arbeit selbst bei Anleitung ohne besondere Schwierigkeiten zu erbringen und im allgemeinen erlebnisreich.

- Pflanzarbeiten in Ötzen, Tratten und Almen sind dort wichtig, wo nicht zuviel, sondern zuwenig Waldverjüngung stattfindet. Vielfach kann der für die Berchtesgadener Viehweiden und Laubrechflächen so typische Bergahorn nicht ausreichend eigenen Jungwuchs hochbringen, weil der Wildverbiß dies verhindert. In solchen Fällen erscheint das Pflanzen mehrjähriger Jungbäume in Verbindung mit entsprechenden Verbiß- und Fegeschutzmaßnahmen notwendig.

Waldarbeit in Bauernwäldern wie Aufforsten, Tannen- und Ahorneinbringen, Jungwuchspflege, Nachbessern – bei der auch Ungeschulte gut zur Hand gehen können – kann starke Verbindung zu einer Landschaft begründen.

6.4.2.2 Hauslandschaft und Landespflege-Ferienaktivität

Haus- und siedlungslandschaftliche Eigenart ist Ergebnis von Handarbeit. Sie braucht zu ihrer Erhaltung und Entwicklung auch in Zukunft ein beträchtliches Maß an Handarbeit, die sehr teuer ist, wenn sie als Lohnarbeit geleistet wird. Deshalb nehmen die sog. pflegeleichten Bauarten mit verstärktem Material- und Maschineneinsatz zu und die handarbeitsintensiven und materialintensiven ab. Die Zeiten, da die halbe Dorfbevölkerung z. B. beim Neubau eines Anwesens mit Gesspann- und Handlangerdiensten mithalf, sind vorbei, doch könnte dieser gemeinschaftsstabilisierende Brauch in Teilbereichen auch in Zukunft noch eine gewisse Bedeutung behalten. Im Bereich des Möglichen liegen Tätigkeiten wie:

- Sanierungsarbeiten von bäuerlichen Wohn- und Stallgebäuden (Zwiehöfen), sei es durch Mithilfe beim Umdecken der Schindeldächer oder bei der Instandsetzung der die kulturlandschaftliche Eigenart besonders prägenden bäuerlichen Nebenbauten wie Getreidekästen, Hausmühlen, Brechlbäder (Badstuben und Flachsdrörrn). Die Wiederinbetriebnahme der einen oder anderen Badestube, evtl. auch ihr Neubau nach klassischem Vorbild könnte eine echte Gästeattraktion werden.

- Die Gestaltung des Hofumgriffes mit Steinpflasterung, die Anlage des Heimgartens, das Pflanzen und Pflegen des Gemüse-, Gewürz- und Blumen Gartens beinhaltet ein gutes Stück bäuerlicher Kultur. Es wäre denkbar, daß der eine oder andere Berchtesgadener Gartenfreund sich selbst und sein Gartengelände für entsprechende Gartenpflegelehrgänge zur Verfügung stellt.

- Für den Obstgarten kann nicht weniger Interesse seitens bestimmter Gästegruppen angenommen werden. Obstbaumschneiden und -veredeln will gelernt sein, ebenso die sachgerechte Verwertung und Lagerung von Obst (z. B. Mosten, Dörren).

- Die Ortsbildgestalt lebt nicht nur von der guten Form und Anordnung der Baulichkeiten, sondern wesentlich auch von deren Grüneinbindung. Ortseingänge, Ortsränder brauchen Baumgrün statt Reklame tafeln von Tankstellen. Dorfanger und Plätze haben

ohne großkronige Bäume keinen optischen Mittelpunkt und Verweilcharakter. Aktive Ortsgestaltung sollte angeboten werden.

- Das Filigran oder das feinste Endglied der Gestaltung mit Lebendigem ist der Hausschmuck an Fenster und Balkon. Der geschmackvolle und sachgerechte Umgang mit Blumenschmuck ist erlernbar und macht Freude.

6.4.2.3 Rekultivierung als Landschaftspflege-Ferienaktivität

Rekultivation setzt voraus, daß man so etwas wie ein kulturelles Richtmaß besitzt, ein Kultur-Klimaxstadium je nach standörtlicher Gegebenheit und Nutzungszusammenhang anstrebt. Sie bedeutet in der Regel: Behebung von Landschaftsschäden, die durch falsche oder überzogene Nutzung von Gütern der Landschaft an deren Bild und Gefüge entstanden sind. Die ständige Ausweitung der an der Landschaft Nutznießenden verteilt auch die Verpflichtung für sie auf viele Schultern. Was liegt näher, als auch den städtischen Verdichtungsraum, personifiziert in der Flut Erholungssuchender, am vielgestalteten Werk der Rekultivierung in geeigneter Weise zu beteiligen:

- In den Bergen häufen sich die Landschaftsschäden, wo das Verursacherprinzip zur Schadensbehebung kaum mehr eingefordert werden kann. So an stark begangenen Wanderbergen wie am Watzmann und Schneibstein, im Untersberggebiet, im Roßfeld usw., wo als Folge des Trampel- und Tritteffektes die Erosion sich ständig vergrößert. Hier könnten gezielte Arbeitseinsätze Rekultivation durchführen, mit Unterstützung der Stellen, die sich den Schutz des Berglandes zur Aufgabe gemacht haben. Selbstverständlich erfordert eine solche Tätigkeit eine gewisse Opferwilligkeit, denn die Freude an der Rekultivierung wird nicht in allen Fällen den Ärger darüber verdecken, daß es viele sind, die Schäden verursachen und wenige, die sie beheben helfen.

- Die Seeufer des Hintersees sind ungeordnetem Bade- und Bootsbetrieb, einem Erholungsdruck und einer Belastung ausgesetzt, denen sie nicht gewachsen sind (vgl. auch BRUNNER 1976, S. 81). Pflegearbeiten in Form von Röhricht-Nachbesserung, Uferabbritt-Verbau, Zugängeverlegung usw. sind dringend erforderlich und eine lohnende Betätigung für all jene, denen das Konstruktive mehr liegt als das Zerstören von Seeufervegetation.

Viele Wandertrassen und Aussichtspunkte im Bergland sind von Zivilisations-Markierungen der unschönsten Art begleitet. Viele moderne Picknick-Reste pflegen nicht mehr zu verrotten. Sie sind ein Ärgernis. Die Aktion »Saubere Landschaft« sollte nicht nur ein Anliegen von Bergwacht- und Naturschutzgruppen, sondern zunehmend auch von Gästen sein!

- Baumaterialentnahmestellen bieten die Chance, die Rekultivierung mit einer Reihe von Versuchen der Biotop-Schaffung, der geologischen Schulbeispiel-schaffung usw. zu verbinden. Dies würde von naturkundlich besonders interessierten Feriengästen bei entsprechender Führung sicher gerne genützt. Die Großabbau- und Abfalldeponiestelle von Bischofswiesen/Winkl in direkter Verbindung mit floristisch sehr interessanten Buckelfluren und Schneeheide-Kiefernwäldern sowie die Materialgruben am Hangfuß des Nierntalkopfes (unweit Winkl) böten hierzu hervorragende Möglichkeiten.

6.4.2.4 Weg- und Stegbau als Landespflege-Ferienaktivität

Noch ist das Berchtesgadener Land wie kein anderes

bayerisches Berggebiet von einer Vielzahl unterschiedlichster Wege und Steige durchzogen, die als Erbe einer »fußläufigen Zeit« anzusehen sind. Mensch wie Tier wählten bis zu dem Zeitpunkt, da ein Großteil der Fortbewegung durch Rad, Wagen und Motor ersetzt wurden, stets die kürzesten der gangbaren Verbindungen zwischen zwei Punkten. Das Wegerecht zu Fuß konnte keinem verwehrt werden. So bildete sich seit alters her - ausstrahlend von Kirche, Wirtshaus, Schule usw. ein vielgestaltetes Gangsteigsystem, das man nicht bloß verfallen lassen, sondern auf neue Verwendung hin untersuchen und unterhalten sollte:

- Die Pflege des feinen »Adernsystems«, das die Feinheiten der Landschaft begehbar macht, könnte in Zukunft als Ferienteilzeit-Beschäftigung unter kundiger Anleitung und Aufsicht von festangestelltem Personal geleistet werden (z. B. Weg von der Kugelmühl nach Ettenberg, Salin-Zickzackweg zum Söldenkopf).

- Wanderwegeneubau könnte eine nicht minder lohnende Aufgabe und Urlaubsbeschäftigung sein. Die Bewegungsarmut im Leben eines Großteils der Urlaubsgäste kann nicht nur durch Spazierstockschwingen oder Minigolf ausgeglichen werden. Arbeit, die sinnvoll ist, freiwillig, erlebnisreich im Sinne von »elementar« (Umgang mit Erde, Stein, Holz) ist eine neue Form der Freude. Sie schafft eine enge Beziehung zum Feriengebiet und erhöht den Treuegrad. Schon die Neugierde, zu sehen, was aus dem Ergebnis der Arbeit im Laufe der Zeit geworden ist, zieht viele wieder an den Ort ihres Wirkens zurück.

- Die Anlage von Lehrpfaden mit den Sachgebieten Geologie, Vegetationskunde, Waldbau, Insektenkunde, Landschaftsökologie usw. erfordert einerseits breites Naturkundewissen, andererseits gute Ortskenntnisse und Geschicklichkeit. Theoretische wie praktische Arbeit könnten hier zur lohnenden Urlaubsaktivität werden. Die sachkundige Leitung könnte z. B. das Nationalparkamt übernehmen.

- Für Skiloipen und Rodelbahnen ist der Winter der große »Wegmacher«, trotzdem ist es notwendig, daß man bereits während der Vegetationszeit die Trasse vorbereitet, kleine Gräben überbrückt und Hindernisse beseitigt. Wer im Sommer oder Herbst sich in Ferien-Gemeinschaftsarbeit an der Loipenvorbereitung beteiligt, kommt auch im Winter zum Langlaufen.

- Zur typischen Eigenart des alten Berchtesgadener Wegesystems gehört eine Vielzahl von Gattern, Zauntürn, Übersteigen, Drehkreuzen, die zwar dem Menschen, nicht aber dem Vieh den Durchgang erlauben. Der Konstruktionsreichtum der alten Zäune aus Spältern, Stangen, Zaunstecken, Schwartling usw. wurde im Abs. 5.1.3.4 ausführlich beschrieben. Der Weg oder Steig, die begleitenden Zäune und Durchlässe bilden eine Benutzungs- und Bildeinheit und vermitteln im doppelten Sinn »Zugang« zu Eigenart und Schönheit der Landschaft. Will man die Wegekultur retten, muß man freiwillige Dienstleistung derer fordern, die sie begehen, genießen und fotografieren wollen.

- Ein Sonderproblem in Berchtesgadens Kulturlandschaft stellt sich im Unterhalt der ehemals so zahlreichen, heute vielfach weggeräumten oder zusammengefallenen Trockensteinmauern aus Lesesteinen. Ihr Unterhalt erfordert neben der Toleranz des Bauern, der sie als Flurdenkmal akzeptieren sollte, wiederum in erheblichem Umfang Handarbeit. Wenn man die Liebe vieler städtischer Kleingärtner im Umgang mit Erde und Felsbrocken sieht (Alpinum), dann kann man sich gut vorstellen, daß sich solche

Liebe auch bei manchem Urlauber zugunsten des Erhaltens besagter Berchtesgadener Steinmauern wecken läßt.

- Sitzbänke, Wegweiser und Brunnen sind Teile des Wege-Ensembles, um die sich mancher Liedtext rankt und die infolgedessen im Erleben und in der Gemütswelt einen hohen Stellenwert haben. Liebevolle Handarbeit mit Holzwerkzeug und Grabegerät ist erforderlich, will man die passende Bank am passenden Ort errichten oder die Hangquelle in einen Brunnen fassen, der dem Wanderer zur Kühlung dienen kann. Geschmack im Entwurf und in der Ausführung tut not. Zugeständnisse an den »Wurzel-Sepp-Stil« bei Bänken, Wegweisern, Papierkörben sind nicht Zeichen von Heimatverbundenheit, sondern von Mißverständnis am Rande der dümmlichen Selbstverspottung. Indes eignet sich solche Arbeit bei rechter Anleitung in besonderem Maße als schöpferischer und interessanter Urlaubssport.

6.4.2.5 Natur- und Denkmalpflege als Ferienaktivität

Der Stellenwert von Denkmälern, deren Entstellung oder Beseitigung der Gesetzgeber mit Strafe belegt, ist innerhalb der Bevölkerung sehr umstritten. Für jene, deren Umweltwahrnehmung aus der Innenseite-Sicht erfolgt - das sind vielfach die Einheimischen, denen der geschützte Baum oder Stadel im Wege steht -, ist Denkmalschutz eine unehrliche Sache, mit der man Nichtlebensfähiges krampfhaft am Leben erhalten will. Für diejenigen mit Außenseite-Sicht (vgl. WHYTE 1977, S. 19) steckt in den Denkmälern zunächst das, was der Name sagt: Etwas Nachdenkenswertes. Darüber hinaus sehen sie in ihnen vielfältige Informationsträger geschichtlicher, handwerklicher oder genetischer Art. Beide Wertungen und Betrachtungen kann man verstehen, billigen jedoch nur eine. Die Nostalgie der Großstädter, die das »einfache« Leben auf dem Lande sucht und das Denkmal idoliert, kann eine Flucht aus der Wirklichkeit sein - aber auch Ansatzpunkt, sich mit den denkwürdigen Zeugen der Vergangenheit im Rahmen von Ferienaktivitäten so auseinanderzusetzen, daß die Bedeutung ihrer Existenz auch für Gegenwart und Zukunft wieder aufleuchtet:

- Naturdenkmäler geologischer, bodenkundlicher Art wie die Gletschertöpfe am Kälberstein oder die Buckelfluren von Loipel oder Ettenberg sind unwiederbringliche Zeugnisse der Entstehungsgeschichte der Landschaft. Ihr Schutz gründet sich weniger auf einen Verwaltungsakt als vielmehr auf den Bekanntheits- und öffentlichen Wertschätzungsgrad. Diese durch Informationstafeln und Führungen zu verbessern, die Objekte selbst zu pflegen (z. B. Säuberung der Gletschertöpfe von Abfällen) wäre eine notwendige und doch leicht zu bewältigende Arbeit.

- Das Salinenwesen Berchtesgadens kann in Teilbereichen als Musterbeispiel eines ausgeklügelten Ineinandergreifens von Naturkräften und Technik angesehen werden. Dies gilt besonders für das Soleleitungssystem, mit dem es möglich war, lediglich durch die Pumpleistung kleinerer Bäche die Sole von Berchtesgaden (ca. 550 m Höhe) bis auf das Niveau des Schwarz-Achenpasses (868 m) zu heben. Zumindest eine der alten Pumpstationen, das Brunnhäusl von Illsank, sollte als frühtechnisches Denkmal erhalten bleiben. Heimatkundlich wie technisch interessierte Feriengäste könnten sich hier verdient machen.

- Der Holztrift - dem Transport der geschlagenen Nadelhölzer - dienten die im frühen 17. Jh. erstmals erwähnten Wasserklausen. Die Reste der handwerklich meisterlich aus Hausteinen gefügten Wasserrück-

halten, Schleusen und Kanäle sind Denkmäler der Nutzungsgeschichte und des Erhaltens wert (vgl. auch HABER 1975, S. 63). Klausen am Königssee, Hintersee und im Almbachtal bedürfen der unterhaltenden Pflege. Nutz- wie Spieltrieb des Menschen waren von jeher mit dem Wasserbau verbunden, warum sollten sie sich nicht für die Erhaltung der Klausen dienstbar machen lassen?

- Die Kugelmühlen sind eine weitere Variante der frühtechnischen Inanspruchnahme von fließendem Gewässer. Der Bau von Hobby-Kugelmühlen, die das eigene Fertigen von Souvenirs erlauben, wäre ein Unterfangen, das auf Zuspruch und Interesse von bestimmten Gästegruppen hoffen könnte. Die letzte der Kugelmühlen, die vormals sogar Kanonenkugeln aus Kalkstein fertigten (mündliche Mitteilung des Herrn Ziegeltrum, Königssee), ist derzeit weitbekannte Touristenattraktion.

- Das Salzsieden, das für Berchtesgaden so außerordentlich geschichtsträchtig war, ist seit 1928, als an der Stelle der Saline Frauenreuth der Bahnhof Berchtesgaden errichtet wurde, völlig zum Erliegen gekommen. Es wäre denkbar, daß am Golmbach im Zusammenhang mit den dortigen Salzbergwerksanlagen eine kleine Salzsiedestelle nach historischem Vorbild als Teil des Salinen- und Salzbergwerksmuseums errichtet und betrieben werden könnte. Mancher Urlauber, den das Salinarwesen interessiert, hätte Freude daran, an verregneten Tagen »Pfannhauser« oder »Sudknecht« zu sein und sich das »Salz in die Suppe« selbst mit Holzklieben, Feuern usw. zu verdienen.

- Der Reichtum des Landes an Kalkstein führte nicht nur zu dessen Verwendung als Haustein, sondern hatte auch eine florierende Kalksteinbrennerei zur Folge. Auch hier fragt es sich, ob nicht wenigstens ein Exemplar dieser Öfen rekonstruiert und periodisch in Betrieb genommen werden könnte. Das Gewinnen des Kalkstein-Rohmaterials aus dem Geschiebe der Bergbäche, aus Hangschutt oder Steinbrüchen ist ebenso wie das Bereiten des Feuerholzes eine zwar schwere, doch nicht unschöne Urlaubstätigkeit handverlesener und gebrannter Kalk ist zudem für Stuck- und Freskoarbeiten hochbegehrt und entsprechend bezahlt.

- Das reichliche Vorkommen von verbackenem Moränenschutt, der sog. Ramsauer Nagelfluh, der sich vorzüglich für grobe Steinmetzarbeit eignet, verdient Bedeutung. Wohl brauchen keine Mühlsteine mehr gebrochen zu werden wie ehemals, doch wäre z. B. das Herausschlagen von kleinen Brunnensäulen oder -becken usw. für werkfreudige Feriengäste eine Arbeit, die Freude macht, die zu einem »mitnehmbaren« Ergebnis werden kann. Der Souvenirwert eines solchen Werkstückes ist bestimmt größer als der gekaufte Plastik-Hirsch »Made in Hongkong« (vgl. auch HULDSCHEINER 1975, S. 22).

- Eine andere Ferienarbeit mit landschaftlichem Eigenartsbezug wäre das Einlegen und Polieren von Tischplatten aus »Berchtesgadener Marmor«.

- Die Pflege und Erhaltung der eigenartigen Berchtesgadener Rundum-Kaser ist eine Aufgabe, der sich das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, der zuständige Landkreis und die Mehrheit der betroffenen Bergbauern verstärkt annimmt. Es sind sowohl Einzelreparaturmaßnahmen wie Neueinschindelung als auch Abbau, Rekonstruktion und Ortsverlegung notwendig. So sollen im Hirschbichtal einige Rundumkaser eine neue Heimat finden. Der größte Teil dieser Umbauarbeiten ist Facharbeit, doch zeigen Beispiele im Bauernhofmuseum in Amerang bei Wasserburg, daß auch Laien, bei entsprechender Arbeits-

anweisung, hier sehr nützlich zur Hand gehen können. Auch bei Almen, die außerhalb des engen Formenkreises des vorgenannten Typs liegen, könnten sich an den Instandsetzungsarbeiten sehr wohl entsprechend befähigte und aufgeschlossene Aktivurlauber beteiligen.

6.4.2.6 Tätigkeit für Alpenpark, Wissenschaft und Forschung als Landespflege-Ferienaktivität

Gemäß der Definition des Bayerischen Naturschutzgesetzes und der internationalen Bestimmungen dienen Nationalparks vornehmlich wissenschaftlichen Zwecken. Darüber hinaus »sind sie der Bevölkerung zu Bildungs- und Erholungszwecken zu erschließen, soweit es der Schutzzweck erlaubt«.

Den raumbedeutsamen Maßnahmen vor allem des Fremdenverkehrs soll ein Einrichtungsplan zugrunde liegen (vgl. HABER 1974). In Anbetracht der Tatsache, daß Berchtesgaden schon altes Fremdenverkehrsland mit einer Fülle von Freiraum-Infrastruktur ist, kommen lediglich ergänzende, dem speziellen Parkzweck entsprechende Einrichtungen hinzu. Im wesentlichen sind dies folgende:

- Informationsstätten werden, abgesehen von einer zentralen Einrichtung, überall dort errichtet werden müssen, wo die Grundlagen der Landschaft, die Eigenart ihrer Bewirtschaftung schergewichtig in Erscheinung treten und der Erläuterung bedürfen. Um eine Möblierung der Landschaft zu vermeiden, wird es notwendig sein, möglichst auf bestehende funktionslos gewordene Einrichtungen zurückzugreifen, z. B. aufgelassene Alm- und Forsthütten. Die Umrüstung solcher Baulichkeiten in Informationsstützpunkte erfordert gestalterisches Geschick und gute Demonstrationsgabe und kann eine Urlauberbeteiligung durchaus einschließen, vor allem auch bei Wartungsarbeiten.

- Zur Lenkung und Dosierung des Besucherstromes ist die Anlage von Rastplätzen an ausgewählten Punkten der Landschaft notwendig (vgl. HABER 1974, S. 77). Hier sollten neben Aspekten der relativen Belastbarkeit des Ortes auch jene einer erlebnisreichen Begegnung mit der Natur ausschlaggebend sein. Feuermachen, Holzhacken, Braten, Lagern und Brotzeitmachen brauchen ihren Platz. Beim Ausbau von Rast-, Spiel- und Lagerplätzen nach Maßgabe eines Naturparkeinrichtungsprogrammes könnten sehr wohl neben hauptberuflichem Personal auch Feriengäste mitwirken.

- Im Verlauf des geplanten umfangreichen Forschungsprogrammes im Nationalpark ergeben sich eine Menge von Tätigkeiten, die in beschränktem Umfang die Mitarbeit von interessierten Urlaubern ermöglichen könnten. Zu denken ist dabei z. B. an Zählarbeiten im Zusammenhang mit der Ermittlung von Besucherfrequenzen bestimmter Punkte in der Landschaft, an verschiedene Freilandkontroll- und Sammeldienste. Wissenschaft und Forschung könnten auf diese Weise für manche neue Wege des Naturverständnisses eröffnen.

- Die Betreuung der zahlreichen Besucher, die gerade im Zusammenhang mit dem Bildungsauftrag des Alpen- und Nationalparks von besonderer Bedeutung ist, wird zu Zeiten der Hochsaison ein nicht leicht zu bewältigendes Problem. Neben einem Stamm von mehr oder weniger hauptberuflichen Exkursionsführern könnten zu gewissen Zeiten freiwillige Betreuer auch aus den Reihen der Feriengäste selbst zum Einsatz kommen. Dies setzt allerdings voraus, daß Personen, die ihre Dienste anbieten oder dazu ange-regt werden, grundlegend mit Kenntnissen über Land, Leute und Eigenart des Berchtesgadener Landes vertraut gemacht werden.

6.5. Institutionell organisatorische Rahmenbedingungen neuer Freizeitformen

»Der Planer muß sich immer wieder die Frage stellen, ob er nicht mit seinen »Planungen für Freizeit« zukünftige Möglichkeiten, d. h. die Freiheit, einschränkt und damit die Freizeit selbst aufhebt (Er) wird deshalb die verfügbaren Mittel nicht vorwiegend in Einzelobjekte (Zentren) binden, sondern die gesamte Beschaffenheit unseres Lebensraumes mit seinen bebauten und un bebauten Bereichen also unsere Landschaft so gestalten, daß in ihr für jeden Menschen auch in Zukunft genügend »Spiel-Raum«, d. h. ganz wörtlich »genügend Raum zum Spielen« bleibt« (MARQUARDT 1977, S. 23).

Berchtesgaden besitzt eine alte spielerische Tradition. Man braucht z. B. nur den Bericht über die landesweiten Festivitäten anlässlich der Rückkunft des letzten Fürstpropsten Josef-Conrad von Schroffenberg lesen (FÜGLEIN 1903, S. 18 ff.) oder die ausgeprägte Brauchtumsfreude (vgl. KRISS o.J., S. 17) anführen, die mit dem Weihnachtsschießen und Perchtenlaufen außerordentliche Bekanntheit erlangt hat. Berchtesgaden hat genug Leute, um eine Freizeitwirtschaft neuen Stils in Szene setzen zu können.

Die neuen Ferien- und Freizeitspielarten erfordern neben etwas Wagemut auch Nüchternheit und Organisationstalent. Eine verstärkte personelle Ausstattung des Berchtesgadener Fremdenverkehrs mit qualifizierten Fachleuten (Animateuren) der freizeitbedeutsamen Berufsgebiete ist deshalb unumgänglich. Aufgabe dieser Anreger und Betreuer muß es sein, Mittler zwischen dem räumlich-zeitlichen Angebot und dem Erholungssuchenden zu sein. Sie müssen in der Lage sein, in Verbindung mit ausgewählten Hilfsmitteln (Filmen, Seminaren usw.) das wesentliche Angebot an Landschafts- und Kulturausstattung aufzubereiten, damit jenes von den Gästen selbst erkundet, erwandert, erlernt und erforscht werden kann.

Neben einem festen Stab von hauptamtlichen Kräften, die koordinieren, Ferienarbeitsprogramme ausarbeiten und teils selbst leiten, wird eine Reihe von freien Mitarbeitern notwendig sein, die saisonangepaßt als Neben- oder Zuerwerb Exkursionen führen, Landschaftspflegeeinsätze leiten, Seminare über Landeskunde abhalten, Werk- und Gestaltungslehrgänge veranstalten. Hier werden Neben- und Zuerwerbsmöglichkeiten für geeignete Personen aus den unterschiedlichsten Berufen, vor allem aber für die Landwirtschaft geschaffen. Ländliche Daseins- und Lebensformen, die noch eine Fülle von kulturellen Besonderheiten bewahrt haben, können auf diese Weise in beschränktem Umfang in neue Lebens- und Erwerbsstrukturen eingewoben werden.

Den Fremdenverkehrsämtern des Berchtesgadener Landes fällt in diesem Zusammenhang eine Schlüssel-funktion zu. Bislang waren sie wesentlich in der Vermittlung von Urlaubsquartieren tätig; nun weitet sich ihr Aufgabenkreis beträchtlich. Im einzelnen lassen sich die neu hinzukommenden Aufgaben wie folgt umreißen:

- Die Werbung sollte von der Absicht getragen sein, das auf der landschaftlichen Eigenart aufbauende Ferienprogramm populär werden zu lassen. Nach außen gilt es, die allüblichen Alpenland-Ferienklischees abzubauen und den potentiellen Gästen Appetit auf den aktiven »Urlaub nach Berchtesgadener Art« zu machen. Nach innen hätte die Werbung den Zweck zu verfolgen, Vorbehalte abzubauen und die Gastgeber auf die Weitung ihres Aufgabenbereiches vorzubereiten.

- Erfassung aller laufenden Pflege- und Unterhaltsarbeiten, bei denen eine Beteiligung von Feriengästen möglich ist. Festzuhalten sind Ort, Zeitpunkt und Träger der Maßnahmen (z. B. Schwenden der Tratten

am Antenbichl in der Ramsau durch weiderechtigte Bauern im Frühjahr).

- Erfassung aller möglichen Pflege- und Gestaltungsarbeiten (siehe 6.6. bis 6.7) nach Art, Ort, Zeit und Trägerschaft, in Zusammenarbeit mit Gemeindeverwaltung, Berufsverbänden, Vereinen, Fachbehörden, Nationalparkamt usw.

- Erfassung und Ausbildung von Personen und Institutionen, die bereit und geeignet sind, Feriengäste »in Arbeit« zu nehmen und zu betreuen.

- Beratung von Gästen über die im Programm befindlichen Urlaubstätigkeiten, Annahme von Wünschen und Buchungen für bestimmte Arbeiten und Projekte.

- Verantwortliche Leitung von Arbeitseinsätzen durch Koordination von Angebot und Nachfrage, Sicherheitsrisikoabdeckung durch Versicherung, Verpflichtung von Betreuern und Projektleitern, Abwicklung der Finanzierung, Organisation der Verpflegung und Unterkunft.

- Ausleihe oder Bereitstellung von Ausrüstungsgegenständen wie Arbeitskleidung, ggf. auch Arbeitsgerät; Unterhaltung und Verwaltung eines Materialmagazins usw.

- Abstimmung der Projekte und Tätigkeit innerhalb der verschiedenen Berchtesgadener Fremdenverkehrssprengel, z. B. Ramsau, Berchtesgaden, Markt Schellenberg.

Mit einem Urlaubsangebot, das auf Aktivität, Pflege, Erhaltung und Förderung von landschaftlicher Eigenart aufbaut, wird man nicht jeden Gast begeistern und gewinnen können. Dies ist auch gar nicht notwendig. Die Gästestruktur wird sich ändern mit Tendenz zum anspruchsvollen Gast.

Der Gedanke des Wählerisch-Seins seitens der gastgebenden Bevölkerung mag fürs erste befremden, weil üblich meist das Gegenteil ist und an Gästen zusammengetrommelt wird, was sich zusammentrommeln läßt. Doch würde eine auswählende, auf bewußte Exklusivität abzielende Werbung und Fremdenverkehrspolitik nicht mit dem Erfolg auf sich warten lassen. Man wundert sich ohnehin, warum das touristische »Supermarkt-Angebot« immer noch Gäste ködern kann. Da Erholung ja Regeneration, also Wiedergewinn des durch die Beanspruchung verlorengegangenen physischen und psychischen Ausgangspotentials des Menschen sein soll, wird die Arbeit, die man während der Frei- und Ferienzeit verrichtet, sich nicht über Wochen, sondern lediglich über Tage erstrecken. Vorstellbar ist, daß Gäste bei einer zweiwöchigen Urlaubsdauer etwa ein Drittel dieser Zeit aktiv, aber streßfrei für Landespflege tätig werden möchten.

Daß im allgemeinen für die geleistete Arbeit keine Bezahlung erfolgen kann, sondern vielmehr umgekehrt für das Mitmachen-dürfen ein »Lehrgeld« zu bezahlen ist, versteht sich von selbst. Schließlich ist der Aufwand an Anleitung, Betreuung von Ferienarbeitsvorhaben nicht unbeträchtlich und die Leistung mancher Urlauber nicht mehr als eine Geste des guten Willens. Was allerdings notwendig erscheint, ist, daß entweder freie Kost oder zur rechten Zeit nach getanem Werk, z. B. nach dem Abschluß von Schwend- oder Pflanzarbeiten, der Erfolg der Arbeit auch entsprechend gratis gastronomisch gefeiert wird.

Für den Einheimischen bedeutet diese neue Art der Gästebetreuung eigentlich nichts sensationell Neues. Bergführertätigkeit früher und Skilehreraufgaben heute sind im Berchtesgadener Land längst eingeführte nebenberufliche Dienstleistungen am Gast. Warum sollte es deshalb nicht möglich sein, daß neue Betreuungsaufgaben gegen Bezahlung von einem

erweiterten Personenkreis aus befähigten Landwirten und Handwerkern übernommen werden? Zweifellos wird es zunächst der Überwindung von Vorbehalten bedürfen, ehe ein Bergbauer z. B. zum Entsteinen und Säubern seiner Almflächen beim Fremdenverkehrsamt hilfswillige Urlauber anfordert.

Wenn die Probleme der Landschaft, die vielfach identisch mit der Sorge um die Erhaltung ihrer Eigenart sind, nicht verdrängt, sondern zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit und Sorge im Zusammenhang mit dem Fremden-(besser Gäste-)verkehr gemacht werden, dann könnte dies eine Trendwende einleiten, die beispielhaft für andere gefährdete Kulturlandschaften wäre.

7. Abschließende Überlegung zum Wert der Eigenart

7.1 Unverzicht- und verzichtbare Eigenart

Anhand der in dieser Arbeit dargestellten Beispiele zeigt sich, daß eine ausgewogene, stabile und leistungsfähige Landschaft und noch mehr der von und in ihr lebende Mensch auf Eigenart nicht verzichten können. Es lohnt sich, im einzelnen der Frage nachzugehen, warum der Mensch Eigenart generell gesehen als Wert empfindet. Es scheint so, daß Eigenart mit dem Wesen der Menschen wie der Dinge zu tun hat. Dichterisch-theologisch formuliert DOSTOJEWSKI: »Jemanden lieben heißt ihn so sehen, wie Gott ihn gemeint hat«. Dies läßt sich wohl auch auf die Schöpfung »Natur« beziehen. Eine schöne Landschaft lieben heißt demnach, sie in ihrem Wesen zu erkennen und sich davon angesprochen zu fühlen. Welchen Namen man nun dem Kern oder Wesen aller Wesen gibt, sei dahingestellt, wichtig bleibt festzustellen (vgl. auch Abbildung »Hierarchie der Landschaft«), daß landschaftliche Eigenart in ihrem ausgeprägten Gestalt- und Symbolwert weiterführend auf eine Idee verweist – im Guten wie im Schlechten.

Der Mensch als Landschaftsbetrachter oder -inwohner kann sich zwar in viele Landschaften verlieben, doch kann er dies nicht jedesmal in gleicher Intensität. Es muß etwas geben, was nach dem Motto »gesucht und gefunden« wechselweise Landschaft und Mensch aufeinanderzueignen läßt und zu Identität verhilft. In diesem Sachverhalt ist denn auch das angesiedelt, was man »Heimat« zu nennen pflegt. Alexander von BRANCA (zit. bei BURGER 1974, S. 3) bedient sich in diesem Zusammenhang einer Definition von Heimat, die sie weitgehend identisch setzt mit »Zuneigung zu landschaftlicher Eigenart«. Sie lautet: »Heimat ist der Bereich von unverwechselbarer, teils auf natürliche Gegebenheiten, teils auf Gestaltung durch den Menschen zurückgehender Eigenart, der Voraussetzung für die Identifikation der Bewohner, für ihre Unterscheidung von anderen ist.«

Dennoch ist zu fragen, inwieweit der Veränderung von Eigenart selbst nicht Spielraum einzuräumen ist? Heimat, das ist klar, ist kein bloßer Begriff, der mit Gefühlen befrachtet ist und ansonsten im luftleeren Raum schwebt. Heimat kann auf Dauer ihrer Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie den Prinzipien, die den Lebensgesetzen gehorchen, entspricht und die von EIGEN/WINKLER (1975, S. 87) wie folgt dargelegt werden: »Die Ordnung des Lebendigen baut auf dem »Konservativen« wie auch auf dem »Dissipativen« auf. Die Gestalt der Lebewesen, die Gestalthaftigkeit der Ideen, sie haben beide ihren Ursprung im Wechselspiel von Zufall und Gesetz«. Das konservative Element neigt seitens des Menschen der wertgeschätzten Landschaft gegenüber zu einem Verfestigen der Bindung. Autokatalytisch wird durch positive Rückkopplung das vertraut Eigenartige zum Einzigartigen,

zum Bestimmenden und Ausschließenden, dem man in Treue anhängt.

Die von EIGEN/WINKLER (1975, S. 85 ff.) geschilderte Dissipation ist das dem Konservativen entgegengesetzte Prinzip des Zerstreuen-Sich-Wandelnden. Es ist geeignet, der Gefahr des bloßen erstarrten Festhaltens zu begegnen, indem es ausreichend Neuland für das Weiterwirken des Spiels von Zufall und Notwendigkeit schafft. Andererseits kann Dissipation, wenn sie des konservativen Gegengewichtes entbehrt, zur fruchtlosen Selbstausslöschung werden. Ökologisch gesehen erspart das Bleiben bei einem Objekt im Sinne von »Treue halten« die Energieverluste, die zunächst bei einem Objektwechsel auftreten, und bringt deshalb Selektionsgewinn. Andererseits kann aber auch ein Wechsel im Sinne eines dissipativen Schrittes zwar Energie kosten, die letztendlich jedoch durch eine Steigerung der Chancen für die Selbsterhaltung bzw. Selbstvermehrung den Verzicht auf das »Eingerastetsein auf Eigenart« aufwiegt. Das hat zur Folge, daß Eigenart kein an unveränderliche statische Zustände gebundener Wert ist. Wenn Eigenart nichts Unveränderliches ist, dann scheint sie in Maßen auch wandelbar zu sein, dann muß sie auch »verzichtbare« Komponenten aufweisen.

Die Natur des Lebendigen gebietet eine besondere Vorsicht in der Fällung von Urteilen wie »verzichtbar«. Zu leicht wird hier aus der Sicht einer aktuellen Nutzen- und Zweckideologie nur deshalb ein Todesurteil über Dinge gesprochen, weil die volle Sicht auf ihr Wesen verlegt ist. PORTMANN (1967, S. 15) betont nachdrücklich die Bedeutung des Zwecklosen in Bild und Ordnung des Lebendigen: »Viele Einzelheiten der Gestaltung weisen über dieses einfach Notwendige hinaus auf weitere, andere Bedeutungen hin, an deren Entzifferung wir arbeiten, zwecklos, d. h. nicht sinnlos«. Doch kann dies andererseits nicht heißen, daß die evolutiven Wirkkräfte von Mutation und Selektion ausgesetzt und »alles beim Alten« zu bleiben habe.

Was aber an tatsächlicher Veränderung über uns hereingebrochen ist, kann in den Maßstäben einer natürlichen Evolution schon lange nicht mehr beschrieben werden. RIEDL (1972, S. 14) drückt diese Entwicklung so aus: »Diese Populationen des homo sapiens haben mit Sprache und Schrift einen zweiten Code entwickelt, der der zivilisatorischen Evolution eine bereits hunderttausendfache und exponentiell weiterwachsende Beschleunigung ermöglicht. Aus Hochkulturen sind Industrie- und Erfolgspopulationen geworden, in denen die alten Erfolgsmechanismen des vergrößerten Energiedurchsatzes vorhalten, die Bremse des alten Evolutionsrhythmus aber weggefallen ist. Die Erfolgsgesellschaft ist schneller geworden als die Evolution«. Und der Erfolg der Erfolgsgesellschaft beruht vielfach darauf, daß Eigenart durch Norm, Vielfalt durch Einfachheit, Mehrfachnutzung durch Einfachnutzung, handwerkliche Verschiedenartigkeit durch industrielle Standardisierung ersetzt wird.

Die Frage, inwieweit bei all den geschilderten Wandlungsschüben nach dem Wert von Eigenart gefragt wurde, erübrigt sich. Dieses Problem scheint für viele Verantwortliche nicht zu existieren. Eigenart als das reife Ergebnis der Ausgewogenheit des bewahrenden, bewegenden und zerstreuenen Prinzips landschaftlicher Ordnung wird nur der Gesellschaft beglückend zuteil, die sich um sie müht.

7.2 Gefährdete Eigenart

»Gefährdet« kann nur etwas werden, was in einem relativ heilen, gesunden, wertgeschätzten Zustand empfunden wird. – Der Verfasser geht von der Auffassung aus, daß eine Umwelt, im konkreteren Sinne

eine Landschaft, in Bezug auf den Menschen mehr sein muß als der Produktionsort von Luft, Wasser, Nahrung, Standort für Wohnungen, Industrieanlagen und Fremdenverkehrseinrichtungen. Sie hat darüber hinaus auch »Ethos« im griechischen Sinne zu sein. – das ist der Ort, wo jemand hingehört, sein gewohnter Aufenthalt, ... die diesem Ort gemäße Gewohnheit, die ihn erfüllende Lebensweise« (FREYER 1966, S. 47).

Indes, während die genannte Weltanschauung die Landschaft durch ungestüme, vermessene »Neo-Genesie« gefährdet sieht, glaubt sich eine andere noch immer von Natur und Landschaft bedroht und bevormundet. Die Aufrichtung einer menschlichen Ordnung, die den Fehlern und unverfügbaren Abläufen der natürlichen Welt entgegengesetzt ist, nennt SARTRE zwar das »Hirngespinnst einer Antinatur« (zit. nach SEDLMAYR 1970, S. 63), dennoch scheinen weite Kreise unserer Zeitgenossen noch volle Heilerwartung in diese Neuordnung zu investieren.

Vor diesem weltanschaulichen Hintergrund steht das Berchtesgadener Land vor der Wahl zwischen dem Leitbild einer sich mehr und mehr verdichtenden und technisierenden »Alpenmetropole« und einem mitteltechnisierten, selbstbescheidenen, stärker seinen Eigenwert kultivierenden »Lebensraum«. Für die »Alpenmetropole« ist Eigenart nur da von positiver Bedeutung, wo sie an überwältigender Durchschlagskraft modernen Werbesignalen gleichwertig ist oder wo liebliche Anmut sich anbietet, als Kitschklichee für Gemütlichkeit und Geborgenheit ausgeschlachtet zu werden. – Soll aber der »Lebensraum« für Einheimische wie für Besucher im Vordergrund der Landschaftsentwicklung stehen, dann gibt »Eigenart« das Grundmaß im rechten Umgang mit der Landschaft an.

Gefährdet ist zunächst nicht die großartige, berggürtelte anorganisch-mineralische Eigenart dieses Landes. Niemand hegt wohl Pläne, das Makrorelief zu verändern – etwa den Watzmann abzusprennen und damit den Königssee aufzufüllen oder das nördlichste Gletscherfeld der Alpen, das Blaueis am Hochkalter abzuschmelzen. Gefährdet ist vor allen Dingen das feine, Grobstrukturen mildernde und überziehende Nutzungs- und Formengeflecht, das Kulturelle in der Landschaft, das in der Auseinandersetzung mit der Natur, aber auch im Spiel mit ihr entstandene eigen- und einzigartige Landschaftskunstwerk.

Die Verdreifachung der Einwohnerzahl – von etwa 8000 zu Beginn des Industriezeitalters auf ca. 26000 in der Gegenwart – hat zu einer Siedlungsdichte im Tal geführt, die sich mit industriellen Ballungsräumen messen kann. Dies drückt sich aus im Antlitz der Tallandschaft, genauso wie im Wandel der Landwirtschaft bis hinauf in die Felsregion. Der Gesamteindruck des Berchtesgadener Landes ist zwar noch immer faszinierend, jedoch »wer Schnitt und Muster gut kennt, wird dennoch die Webfehler und dünnen Stellen zu deuten wissen« (PLOCHMANN 1975, S. 18).

Man ist geneigt, PIGNATTI (1974, S. 55) Recht zu geben, wenn er als globales Ziel für das zum Alpenpark ausersehene Berchtesgadener Land die Erhaltung der Information, d. h. der Diversität nennt, die sich aus dem genetischen Erbe wie aus der Fülle menschlicher Fähigkeiten ergibt. Dies erfordert nicht nur »Naturschutz« herkömmlicher Art, der sich auf die Erhaltung einiger seltener Pflanzen konzentriert, sondern viel mehr Neuordnung der Landwirtschaft, der Materialverwendung und der Handwerkstechniken, der Ortsgestaltung, der Wege- und Straßensysteme und vieles mehr. Naturschutz und Landschaftspflege

als moderne Verpflichtung heißt Landschaft unter einem erweiterten Blickwinkel sehen – und sie als Spiel von Gesetz und Zufall verstehen lernen, wo Eigenart nicht Selbstzweck, sondern Gütemaß für besondere und ausgewogene ökologische Beziehungen eines bestimmten Raumes sein kann. Naturschutz muß auch Eigenartsschutz sein.

Alles geschöpft Seiende ist einer Veränderung unterworfen, vom Chaos zur relativen Ordnung, welche, der Zeitlichkeit unterworfen, wieder dem Chaos zustrebt – jedenfalls dem materiellen. Indes sollte der Weg von hier nach dort nicht ungebührlich beschleunigt werden, im Gegensatz: Aufgabe jedes Menschen wäre die Mehrung der Ordnung, die Veredelung der Materie und dadurch seiner selbst. Die sittliche Haltung, die Menschlichkeit des Menschen läßt sich an seinem Verhältnis zur Natur und ihrer Ordnung – der Kosmogonie schlechthin – ablesen (TEILHARD DE CHARDIN 1964, S. 337 ff.).

7.3 Zusammenfassung

Landschaftliche Eigenart gilt als Wert in vielerlei Hinsicht. Sie verhilft dem Menschen, der in einem bestimmten Raume lebt, zu räumlicher Identifikation, die ein Verortetsein ermöglicht; sie ist wesentlicher Bestandteil dessen, was wir »Heimat« nennen, mithin unverzichtbar für eine umfassende menschliche Entfaltung. Eigenartsschutz und -pflege haben Eingang in die einschlägige Naturschutz- und Raumordnungsgesetzgebung gefunden. Eine nähere Definition von landschaftlicher Eigenart indessen fehlt weitgehend. Es scheint noch immer eine relativistische Grundwert-einstellung zu obsiegen, nach der der Durchschnittsgeschmack des Bürgers als Maßgabe für eine evtl. Einklagung des Rechtes auf Wahrung landschaftlicher Eigenart dienen kann. Dieser Sachverhalt verkennt jedoch die tiefe wechselseitige Verbindung der Eigenart mit den sie zum erheblichen Teil bedingenden landschaftlichen Vorgaben wie Relief, Gestein, Boden, Klima, Vegetation. Zweifellos existiert ein autonomer Beitrag des Menschen bezüglich der Ausprägung von Eigenart, denn er kann als primär geistbestimmtes Wesen unter gleichen Bedingungen frei und verschieden auf die Vorgaben der Natur reagieren und agieren. Dies hat dazu geführt, daß die Bedeutung der natürlichen Grundbezüge der Landschaft und ihrer Eigenart unterschätzt und die menschliche Rolle bei ihrer Entfaltung überschätzt werden.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn weitestgehend nach der Prämisse »über Geschmack läßt sich streiten« gehandelt und so systematisch der Gleichart und landschaftlichen Monotonie der Weg bereitet wird und dies als normale Entwicklung angesehen wird.

Jeder Landschaft ist zunächst ein gewisser natürlicher Charakter eigen, der Gestaltwert besitzt, wesentlich geprägt von Wahrscheinlichkeit und Zufall. Durch das Wirken des Menschen in Raum und Zeit wird der Gestalt – durch den Symbolwert überlagert, der sich nur einer ganzheitlichen geistes-, sozial- wie naturwissenschaftlichen Betrachtung erschließt.

Da der Schwerpunkt dieser Arbeit auf dem landschaftlich-ökologischen Sektor lag, wurde demgemäß verstärkt den naturgegebenen Eigenartsfaktoren besondere Aufmerksamkeit zuteil und ihre konstituierenden Rohstoff- und Energiebezüge neben ihrer Organisation in Struktur, Raum und Zeit als wesentlich herausgestellt. Ein entsprechendes Beurteilungsschema wurde erarbeitet und exemplarisch für den relativ überschaubaren Berchtesgadener Landschaftsraum angewandt. Es kann jedoch genauso auch bei der »Eigenarts-Suche« in anderen Landschaftsräumen

Verwendung finden. In Anbetracht dessen definiert der Verfasser landschaftliche Eigenart allgemein wie folgt:

Unter landschaftlicher Eigenart wird diejenige Art und Weise verstanden, wie sich die unbelebten und belebten Landschaftsfaktoren fügen und wie sie unter Einfluß des geistbestimmten, schöpferisch gestaltenden Wirkens des Menschen in Raum und Zeit überformt und zu einem Erscheinungsganzen bestimmter Gestalt geworden sind. Eigenart deutet in der Regel auf eine spielerische Übereinstimmung menschlichen Handelns mit den landschaftlichen Vorgaben hin. Da sie darüber hinaus als Symbol gesehen Wert in sich beinhaltet, schließt sie jedoch im dialektischen Gegensatz hierzu Ergebnisse disharmonischer Landschaft-Mensch-Beziehungen nicht prinzipiell aus. Es lag in der Themenstellung der Arbeit, daß landschaftliche Eigenart »angewandt« behandelt wurde, d. h. daß Störungen angezeigt und Vorschläge zu ihrer Förderung gemacht wurden. Insonderheit traf dies für den Sektor »Haus- und Siedlungslandschaft« und für den Fremdenverkehr zu.

»Alles was geschieht ist Symbol und indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das übrige hin.« GOETHE.

Quellenverzeichnis

AGER, Th., (1968):

Aus der Geschichte der Berchtesgadener Almwirtschaft. Berchtesgadener Anzeiger, Nr. 184 vom 23.11.1968.

AIGNER, K., (1966):

Die Namen im Berchtesgadener Land. In: Altbayerische Monatsschrift, Jg. 12, H. 3, Berchtesgaden: Berchtesgadener Anzeiger.

ALBERS, G., (1966):

Chancen und Grenzen der Planung.

In: Mensch und Landschaft im Technischen Zeitalter. München: Oldenbourg.

ALBRECHT, D., (1954):

Fürstpropstei Berchtesgaden. Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Historischer Atlas von Bayern, Heft 7, München.

ALPENINSTITUT, (1975):

Bayerischer Alpenpark. Gutachten im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Landesentwicklung und Umweltfragen. München: Selbstverlag.

ALPENINSTITUT und ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR RAUMPLANUNG, (1978):

Beiträge zur Abklärung von Grundsatzfragen der Belastung und Belastbarkeit im Alpenraum, Seminarbericht I (Grindelwald). München/Wien: Bundeskanzleramt. 7-74.

AMERY, C., (1974):

Das Ende der Vorsehung. Hamburg: Rowohlt.

ATTESLANDER, P., (1971):

Die letzten Tage der Gegenwart.

Bern, München, Wien: Scherz-Verlag.

AULIG, G., HERINGER J., (1977):

Landschaftsplan Bischofswiesen, unveröffentlichter Entwurf.

BATAILLE, G., (1975):

Aufhebung der Ökonomie.

München: Rogner und Bernhard.

BERGFLETH, G., (1975):

Theorie der Verschwendung. In: Aufhebung der Ökonomie. Gg. Batailles. Das theoretische Werk, Bd 1, München: Rogner und Bernhard. 289-407.

BERGMANN, J., (1925):

Die Gestalt des Hochalpenhauses als Funktion der Landschaft. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Bd 56, München.

BERNINGER, D., (1973):

Die Landschaft und ihre Gliederung.

In: Landschaftspflege und Naturschutz in der Praxis. Hrsg.: Buchwald, K., Engelhardt, W.,

München: BLV 13-19.

BIRKNER, F., (1925):

Das Berchtesgadener Gebiet in vorgeschichtlicher Zeit.

In: Festschrift der Sektion Berchtesgaden des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, zum 50-jährigen Bestehen.

Berchtesgaden: Eigenverlag.

BORMANN, M., (1938):

Zur Bauentwicklung in Berchtesgaden. Unveröffentlichter Briefwechsel.

BOSL, K., (1949):

Forsthoheit als Grundlage der Landeshoheit in Bayern. Gymnasium und Wissenschaft, Festgabe zur Hundertjahrfeier des Maximiliangymnasiums in München.

Hrsg. Schwerd, A.

BRUNNER, J., (1976):

Alpen-Nationalpark Königssee. Naturschutz und Erholung - ein Zielkonflikt.

Dipl.-Arbeit am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der TU München/Weihenstephan.

BURCKHARDT, C.J., (1959):

Bildnisse - Gedanken über Karl V.

Frankfurt: Fischer.

BURCKHARDT, L., (1973):

Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur. Allgemeine Forstzeitschrift 12, 1117-1118.

BURGER, H., (1974):

Die liebe Heimat darf nicht teuer sein.

Süddeutsche Zeitung 14./15. August 1974, S. 3.

BUSCHE, H.v.d., (1969):

Meinungen über Urlaubsländer.

In: Motive - Meinungen - Verhaltensweisen.

Studienkreis für Tourismus E.V. Starnberg.

CHARDIN, Th. de, (1964):

Das Auftreten des Menschen.

Freiburg im Breisgau: Walter Olten.

CUBE, F.v., (1967):

Was ist Kybernetik? dtv Wissenschaftliche Reihe.

DÄUMEL, G., (1961):

Über die Landesverschönerung.

Geisenheim: Debus.

DEUTSCHER ALPENVEREIN / VEREIN ZUM SCHUTZ DER ALPENPFLANZEN UND -TIERE, (1974):

Gutachten Alpenpark Berchtesgaden. München.

DEUTSCHER WERKBUND BAYERN, (1971):

Die Zukunft der Alpenregion.

München: Eigenverlag. 39.

— (1974):

Stellungnahme zum Projekt »Bayerischer Alpenpark«. Internes Arbeitspapier, unveröffentlicht.

DÖLLGAST, H., (1938):

Von alten und neuen Bauernstuben.

In: Das Bayernland 4, Jg 49. 109-112.

DREIER, W., KÜMMEL, R., (1977):

Zukunft durch kontrolliertes Wachstum.

Münster: Verlag Regensburg.

DUDEN, DER GROSSE, (1963):

Herkunftswörterbuch. Bd 7.

Mannheim: Bibliograph. Institut.

EICHELMANN, A., (1922):

Gewerbe und Handel im alten Berchtesgaden.

Bergheimat 2. Beilage Berchtesgadener Anzeiger.

EIGEN, M., WINKLER, R., (1975):

Das Spiel.

München/Zürich: Piper.

ELLENBERGER, H., (1963):

Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen.

Stuttgart: E. Ulmer.

ENGELSCHALK, W., (1971):

Alpine Buckelfluren.

Regensburger Geographische Schriften, Heft 1.

Regensburg: Universitäts-Selbstverlag.

ENGLERT, J. Fr., (1855):

Berchtesgaden und seine Umgebung.

Reichenhall: Zugschwert'sche Buchdruckerei.

ERDMANNSDORFER, K., (1960):

Das Bauernhaus.

In: Oberbayern, Land und Leute, Bd 9, Deutsche Landschaft.

Essen: Burghard-Verlag.

- FALK, J. H., (1976):
Energetics of a Suburban Town Ecosystem.
Ecology 57. 141-150.
- FENDT, A., (1927):
Aus den Erb- und Grundbriefen der zum ehemaligen Reichstift Berchtesgaden gehörigen Lehen.
Bergheimat 17/18. Beilage Berchtesgadener Anzeiger.
- (1932):
Die Berchtesgadener Forst- und Zinswälder im Jahre 1793.
In: *Bergheimat* 14-20. Beilage Berchtesgadener Anzeiger.
- FOCHLER/HAUKE, G., (1968):
Geographie.
Fischer-Lexikon. Bd 14. Frankfurt: Fischer.
- FORSCHUNGS-AUSSCHUSS FÜR LANDESPFLEGE DER AKADEMIE FÜR RAUMORDNUNG UND LANDESPFLANZUNG, (1969):
Begriffe auf dem Gebiet der Landespflege.
In: *Natur und Landschaft* 44, Nr. 5/6. 129-134.
- FOURASTIÉ, J., (o.J.):
Des loisirs, pourquoi faire?
- FRANZEL, E., (1974):
Geschichte des deutschen Volkes.
Frankfurt: Kraft/Libri.
- FREYER, H., (1966):
Landschaft und Geschichte.
In: *Mensch und Landschaft im technischen Zeitalter*. Hrsg.: Bayer. Akademie der Schönen Künste. München: Oldenbourg. 39-71.
- FROMM, E., (1976):
Haben oder Sein.
Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- FÜGLEIN, P. H., (1903):
Joseph Konrad, der letzte Fürstpropst von Berchtesgaden.
Berchtesgaden: Vonderthann.
- GANSER, K., (1975):
Sozioökonomische Wandlung – Konsequenzen, veränderte Raumstrukturen der Trend und seine Folgen.
Vortrag, gehalten im Rahmen der internationalen Tagung: Siedlungsprobleme im Alpenraum. Juni 1975, Bozen.
- GANSS, O., GRÜNFELDER, S., (1971):
Geologie der Berchtesgadener und Reichenhaller Alpen.
Berchtesgaden: A. Plenk.
- GEBHARD, T., (1975):
Der Bauernhof in Bayern.
München: Süddeutscher Verlag.
- GEISS, J., (1975):
Obersalzberg. Die Geschichte eines Berges von Judith Platter bis Hitler.
Berchtesgaden: J. Geiß-Verlag.
- GERNDT, S., (1970):
Unsere Bayerische Landschaft – ihre Natur- und Landschaftsschutzgebiete.
Hrsg.: Bayerischer Sparkassen- und Giroverband. München: Alfred Beron.
- GESELLSCHAFT FÜR LANDESKULTUR, (1975):
Vorplanung in den ländlichen Nahbereichen des Berchtesgadener Landes.
München: Eigenverlag.
- GLASER, H., STAHL, K. H., (1974):
Die Wiedergewinnung des Ästhetischen.
München: Juventa.
- GLAUERT, G., (1975):
Die Alpen, eine Einführung in die Landeskunde.
Kiel: Hirt.
- GLIKSON, A., (1966):
Der Mensch und seine Beziehungen zur Umwelt.
In: *Das umstrittene Experiment, Modell für eine neue Welt*. München: 162-181.
- GLÜCK, A., (1977):
Die Bedeutung des Alpen- und Nationalparks Berchtesgaden.
Referat anlässlich des wissenschaftlichen Seminars Forschung im Alpennationalpark 19.-21.10.77 in Ramsau.
- GREITHER, H., (1976):
Zäune wie gewachsen.
Charivari 2. 16-22.
- GRUHL, H., (1975):
Der geplünderte Planet.
Frankfurt: Fischer.
- HABER, W., (1971 a):
Landschaftspflege durch differenzierte Bodennutzung. Bayerisches Landwirtschaftliches Jahrbuch. 20-35.
- (1971 b):
Die Zukunft der Alpenregion unter dem Aspekt eines veränderten ökologischen Gleichgewichtes.
Vortrag beim Deutschen Werkbund Bayern. Vortragsnotiz.
- (1972 a):
Grundzüge einer ökologischen Theorie der Landnutzung.
In: *Innere Kolonisation* 21. 294-298.
- (1972 b):
Naturschutz und Landesentwicklung.
München: Callwey.
- (1974):
Flurbereinigung in Gebieten ökologischer Bedeutung.
In: *Berichte der Flurbereinigung* 19, Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (Hrsg.). 34-39.
- (1975):
Entwicklungsplan für den Nationalpark Bayerischer Wald.
Institut für Landschaftsökologie der TU München-Weihenstephan.
- (1977):
Einführung in die Landschaftsökologie.
In: *Berichte aus der Flurbereinigung* 29, Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (Hrsg.). 115-122.
- HAGER, F., (o.J.):
Das Hausgartl.
In: *Heimatbuch des Landkreises Traunstein*. Traunstein. 215-219.
- HANSER, F., (1931):
Was die Berchtesgadener Totenbücher erzählen.
In: *Bergheimat* 7. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.
- (1933):
Die Zunft der Pfeifenmacher.
In: *Bergheimat* 10. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.
- (1937):
Wieviel Getreide in den Gnotschaften des Berchtesgadener Landes angebaut wurde.
In: *Bergheimat* 5. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.

- HAUBER, G., (1923):
Jagdgeschichtliches aus Berchtesgaden.
In: Bergheimat 4. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.
- (1926):
Der Rückgang der Vegetationsgrenzen in den Alpen und ihre Bedeutung für die Almwirtschaft.
In: Bergheimat 10-11. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.
- HELLPACH, W., (1965):
Geopsyche.
Stuttgart: Enke.
- HELM, A., (1929):
Das Berchtesgadener Land im Wandel der Zeit.
Teil I, Reprint 1973. Teil II und III, Reprint 1974.
Verlag: »Berchtesgadener Anzeiger«.
- HERINGER, J., SPERLING, A., PLOETZ, H. v., (1975):
Kiesleitplanung für den Landkreis Berchtesgadener Land.
Gesellschaft für Landeskultur (Hrsg.). München.
- HIRSCHBERGER, J., (1969):
Kleine Philosophiegeschichte.
Freiburg: Herder.
- HOFERER, R., (1938):
Die Bauernhausformen Bayerns.
In: Bayerland 4. Jg 49. 103-108.
- HUIZINGA, J., (1966):
Homo Ludens.
Hamburg: Rowohlt.
- HULDSCHINER, R. E., (1975):
Die Alpenregion aus Südtiroler Sicht.
In: Fremdenverkehrsentwicklung heute.
Hrsg.: Alpeninstitut.
München: Kommissionsverlag geographische Buchhandlung.
- HUSS, J., (1978):
Forstliche Forschung im Nationalpark.
In: Berichte der ANL 2.
Hrsg.: Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, Laufen/Salzach. 42-53.
- ILLICH, I., (1974):
Die sogenannte Energiekrise oder die Lähmung der Gesellschaft.
Hamburg: rororo.
- ILLNER, W., (1975):
Geschichte des Naturschutzes am Königssee.
Nationalpark 1. 23-26.
- INFAS, (1977):
Resümee einiger wichtiger Ergebnisse der Umweltuntersuchung.
Bonn - Bad Godesberg.
- JÜNGER, F. G., (1966):
Wachstum und Planung.
In: Mensch und Landschaft im technischen Zeitalter.
München: Oldenbourg. 130-157.
- JUNGK, R., (1978):
Neue Solidarität - erste Strukturen einer brüderlichen Gesellschaft.
In: Anders leben - überleben.
Frankfurt: Fischer.
- KAHN, H., (1974):
Die Grenzen des Wachstums, pro und contra.
Hamburg: Rowohlt. 51-61.
- KLIER, A., (1973):
Erschließung im Gebirge - Zukunft der Alpen.
Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing. Vortragsnotiz.
- KNECHT, Th., (1913):
Siedlungsgeographie des Berchtesgadener Landes.
Dissertation Universität München.
Bad Reichenhall: Zugschwerdt.
- KOCH-STERNFELD, J. E. v., (1810):
Salzburg und Berchtesgaden in historisch, statistisch, geographisch und staatsökonomischen Beiträgen.
Salzburg: Mayersche Buchhandlung.
- (1815):
Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden.
Salzburg: Mayersche Buchhandlung.
- KÖSTLER, J. N., (1950):
Die Bewaldung des Berchtesgadener Landes.
Verein zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere.
Nr. 15. München.
- (1970):
Waldgrenzen im Berchtesgadener Land.
Jubiläumsbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere. Bd 35, München.
- KÖSTLER, J. N., MAYER, H., (1974):
Gutachten über die zukünftige Behandlung des Waldes im Alpenpark Berchtesgadener Land.
Hrsg.: Hans-Seidel-Stiftung, München.
- KRIPPENDORF, J., (1975):
Die Landschaftsfresser.
Bern/Stuttgart: Hallwag.
- KRISS, R., (1973):
Die Berchtesgadener Tracht.
Berchtesgaden: Verlag »Berchtesgadener Anzeiger«.
- (o.J.):
Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land.
Berchtesgaden: Vonderthann'sche Buchdruckerei.
- KRYSMANSKI, R., (1970):
Die Nützlichkeit der Landschaft.
Münster: Bertelsmann Uni-Verlag.
- KTBL-Arbeitsgemeinschaft, (1976):
Brachflächen in der Landschaft.
Hrsg.: Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft e.V. Münster/Hiltrup: Landwirtschaftsverlag.
- KUSCHE, L., (1963):
Musik und Musiker in Baiern.
München: Süddeutscher Verlag.
- LANDESJAGDVERBAND e.V., (1973):
Wild und Jagd im Alpenpark.
Gutachten zur Hege und Jagd im geplanten Alpenpark.
München: Eigenverlag.
- LARVESEDER, K., (1925):
Geschichte des Augustiner Chorherrenstiftes Berchtesgaden.
In: Festschrift der Sektion Berchtesgaden des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zum 50-jährigen Bestehen.
Berchtesgaden: Eigenverlag.
- LEBLING, C., (1935):
Geologische Verhältnisse des Gebirges um den Königssee.
In: Abhandlungen der Geologischen Landesuntersuchung am Bayerischen Oberbergamt, Heft 20. 46 S.
München.
- LEMAIRE, T., (1970):
Filosofie van het landschap.
Amboboeken/Bilthoven.
- LÖTSCH, B., (1977):
Leid in der Stadt.
Nationalpark 15. 6-10.

- LORENZ, K., (1973):
 Naturschutz und Kulturwille.
 Vortrag, gehalten am 29.1.1973 im Studio Salzburg.
- LUTZ, B., (1972):
 Die Zukunft der Alpenregion unter dem Aspekt sich wandelnder gesellschaftlicher Bedürfnisse.
 In: Zukunft der Alpenregion?
 Hrsg.: Wichmann, H.
 München: Hanser. 159-165.
- MAGNUS, K., (1915):
 Die Vegetationsverhältnisse des Planzenschonbezirkes bei Berchtesgaden.
 Dissertation, Universität Zürich.
- MANN, G., (1973):
 Gegenstand und Stil in der Historie.
 In: Information und Imagination, München: Piper.
- MARGALEF, R., (1973):
 Ecological Theory and Prediction in the Study of Interaction between Man and the Rest of the Biosphere.
 In: Ökologie und Lebensschutz in internationaler Sicht. Harald Sioli (Hrsg.), Freiburg: Rombach.
- (1974):
 Diversity, Stability and Maturity in Natural Ecosystems. Proceedings of the First International Congress of Ecology.
 The Hague: Dr. W. Junk.
- MARK, D., (1975):
 Plädoyer für eine akustische Ökologie.
 In: Musik und Bildung 4, 1975. 164-167.
- MARQUARDT, K., (1977):
 Landschaftsplanung und Freizeit.
 Forschungskreis Stadtentwicklung (Hrsg.)
 Sonderheft Landschaftsplanung III, Januar 1977.
 Dornstadt-Hirschbrunn.
- MARTIN, F., (1923):
 Berchtesgaden. Die Fürstpropstei der regulierten Chorherren. Reprint 1970.
 Berchtesgadener Schriftenreihe Nr. 7.
 Berchtesgaden: M. Lipp.
- MAUERSBERG, H., (1939):
 Bevölkerungs- und Sozialgeschichte des Berchtesgadener Landes. Studien zur Volkskörperforschung, Bd 4.
 Hannover: Schaper.
- MAY, G., (1875):
 Die Viehzucht und Alpenwirtschaft im Amtsbezirk Berchtesgaden.
 München: Pössenbach'sche Buchdruckerei.
- MAYER, H., (1975):
 Die Waldgeschichte des Berchtesgadener Landes.
 Nationalpark I. 18-24.
- MEADOWS, D., (1972):
 Die Grenzen des Wachstums.
 Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- MEISTER, G., (1974):
 Landeskultur im Alpenpark.
 Hrsg.: Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, München.
- (1975):
 Demographisch-geographische Notizen, unveröffentlichte Aufzeichnungen.
- (1976):
 Nationalpark Berchtesgaden.
 Begegnung mit dem Naturparadies am Königssee.
 München: Kindler.
- MENDT, O., (1977):
 Probleme des Naturschutzes in agrarischen Intensivbereichen. Vortrag, gehalten anlässlich des Fachseminars Flurbereinigung - Naturschutz und Landschaftspflege der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege in Bad Windsheim, 4.-6. Oktober 1977.
 Vortragsnotizen.
- MERTH, R., (1933):
 Entwicklungsgeschichte des Protestantismus im Berchtesgadener Land.
 Berchtesgadener Schriftenreihe Nr. 10, Reprint 1972.
 Verlag »Berchtesgadener Anzeiger«.
- MINISTERIAL-FORST-BUREAU, Kgl.-Bayer., (1860):
 Das Kunstholzhandwerk in oberbayerischen Salinen-Forstbezirke.
 Berchtesgaden, München.
- MITSCHERLICH, A., (1968):
 Die Unwirtlichkeit unserer Städte.
 Frankfurt: Suhrkamp.
- MITTERWIESER, A., (1932):
 Das Holzgewerbe des Berchtesgadener Landes nach dem westfälischen Frieden.
 In: Bergheimat 10/1932, Beilage des Berchtesgadener Anzeigers. 46-47.
- MLINŠEK, D., (1978):
 Urwaldreste als Lernbeispiele waldbaulicher Behandlung.
 In: Berichte der ANL 2/1978.
 Hrsg.: Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, Laufen/Salzach. 67-69.
- MOHOLY-NAGY, S., (1968):
 Die Stadt als Schicksal, Geschichte der urbanen Welt.
 München: Callwey.
- MUTZBAUER, Ch., (1977):
 Die Landwirtschaft im Alpenraum und Voralpenland der Region Südostoberbayern.
 Referat anlässlich des Seminars Region 3 der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege in Laufen, 16.-18.5.1977.
- NOHL, W., (1977):
 Urlaubswünsche in niedersächsischen Feriengebieten.
 In: Landschaft + Stadt 3, 102-121.
- ODUM, E. P., (1969):
 The strategy of ecosystem development.
 Science 164. 262-270.
- (1975):
 Diversity as a Function of Energy Flow.
 In: Unifying Concepts in Ecology, The Hague: Dr. W. Junk. 11-14.
- PATELLIS, S., (1976):
 Klettnerlehen Gemeinde Ramsau, Landkreis Berchtesgadener Land.
 Erhaltung eines Feldkastens durch private Spende.
 Landesamt für Denkmalpflege Information Nr. 15.
- PIGNATTI, S., (1974):
 Italienische Nationalparke.
 In: Symposium Berchtesgaden, Leitung Prof. Köstler München: Hans-Seidel-Stiftung.
- PLETZER, G., (1976):
 Bewahrung handwerklicher Traditionen.
 Landesamt für Denkmalpflege, Informationen Nr. 14.
 München: Landesamt für Denkmalpflege.
- PLOCHMANN, R., (1975):
 Wald und Mensch im Berchtesgadener Land.
 In: Nationalpark 2, 15-18.

- PORTMANN, A., (1966):
Alles fließt (Wege des Lebendigen).
Freiburg: Herder.
- (1967):
Der Mensch im Bereich der Planung.
In: Mensch und Landschaft im technischen Zeitalter, 9–30.
Hrsg.: Bayerische Akademie der Schönen Künste.
München: Oldenbourg.
- RAMSTEDT, F. K., (1943):
Berchtesgadener in der Reichsgeschichte.
Salzburg: Kiesel.
- RANKE, K., (1929):
Die Alm- und Weidewirtschaft des Berchtesgadener Landes.
München: Universität.
- REHM, W., (1977):
Das alpenländische Volkslied und die Einflüsse der modernen Zeit.
In: Sänger- und Musikantenzeitung, 20. Jg. Mai/Juni.
- REICHENBERGER, A., (1933):
Die Almbachklamm und die Marmor-Kugelmühlen im Berchtesgadener Land.
In: Bergheimat 13/1933.
Beilage des Berchtesgadener Anzeigers, 49–51.
- REICHLE, D. E., O'NEILL, R. V., SHUGART, H. H., HARRIS, W. F., (1974):
Principles of energy and material exchange in ecosystems.
In: Proceedings of the First International Congress of Ecology, The Hague: Dr. W. Junk. 11.
- REISBERGER, Z., (1922):
Berchtesgadener und die Glaubensspaltung.
In: Bergheimat Nr. 3, 2. Jg.
- REISCHL, A., (1976):
Ein Bier wirbt für Berchtesgadener.
Erläuterungen des Marketing-Konzeptes.
In: Berchtesgadener Anzeiger Nr. 98, 24.–25. Mai.
- REMMERT, H., (1978):
Ökologie.
Berlin: Springer.
- REUTHER, H., (1975):
Berchtesgadener War.
In: Charivari 5, 21–25.
- RICHTER, E., (1885):
Der Zustand der Bevölkerung und dessen geschichtliche Entwicklung.
Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Bd 16, Jg 1885.
Salzburg: DAV-Verlag.
- RIEDL, R., (1972):
Generelle Eigenschaften der Biosphäre.
In: Belastung und Belastbarkeit von Ökosystemen. Tagungsbericht der Gesellschaft für Ökologie Giessen 1972.
Augsburg: Verlag Blasaditsch.
- (1973):
Energie, Information und Negentropie in der Biosphäre.
Naturwissenschaftliche Rundschau 10, 26. Jg.
- (1975):
Die Ordnung des Lebendigen, Systembedingungen der Evolution.
Hamburg: Parey.
- RIESEN, R., (1972):
Soziologische Aspekte der Raumplanung in Berggebieten.
Referat anlässlich der internationalen Tagung »Raumplanung in der Alpenregion«, 9.–11.6.1972 in Bozen.
- RINGLER, A., (1974):
Beitrag des »Bund Naturschutz« zum Regionalbericht, 18. Manuskript, unveröffentlicht.
München: Bund Naturschutz.
- RINGLER, A., HERINGER, J., (1974):
Vegetationsaufnahmen im Rahmen der Buckelflurkartierung des Berchtesgadener Landes.
Teilweise veröffentlicht in: Bayerischer Alpenpark, Gutachten des Alpeninstitutes München, im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Landesentwicklung und Umweltfragen 1975.
- RÖPKE, W., (1966):
Jenseits von Angebot und Nachfrage.
Zürich und Stuttgart: Rentsch-Verlag.
- ROTH, W., (1978):
Nutzbare Rohstoffvorräte für die Düngung.
Referat bei der Tagung »Umweltforschung«, Februar 1978, Universität Hohenheim.
- SAILER, L., (1894):
Berchtesgadener und dessen Umgebung.
München: Schaeffer-Verlag.
- SAINT-EXUPERY, A. de, (1953):
Carnets.
Hamburg: Rowohlt.
- SANDBERGER, A., (o.J.):
Aus der Geschichte der Landwirtschaft im ostwärtigen Chiemgau.
In: Heimatbuch des Landkreises Traunstein. 1–20.
— (1969):
Die landwirtschaftliche Betriebs- und Agrarverfassung.
In: Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd II.
Hrsg.: M. Spindler, München: Beck. 657–672.
- SANDBERGER, G. und A., (1958):
Die Landwirtschaft im westlichen Chiemgau.
In: Heimatbuch Prien am Chiemsee.
Hrsg.: A. V. Bomhard, Prien. 442–462.
- SCHLEDORN, R., (1976):
Analogien zwischen der Entwicklung städtischer Systeme und natürlicher Ökosysteme.
Diplomarbeit am Institut für Landschaftsökologie, TU München/Weihenstephan.
- SCHMITHÜSEN, J., (1939):
Wesensverschiedenheiten im Bilde der Kulturlandschaft an der wallonisch-deutschen Volksgrenze.
In: Archiv für Deutsche Landes- und Volkskunde, Bd 3, 568–575.
- SCHÖNAU, F., (1960):
Die Geschichte des Berchtesgadener Landes.
Neustadt a.d. Aisch: Degener.
- SCHÖNER, H., (1971):
Berchtesgadener Fremdenverkehrs-Chronik 1871–1922.
Berchtesgadener Schriftenreihe Nr. 9.
Fremdenverkehrsverband des Berchtesgadener Landes.
- (1974):
Berchtesgadener Fremdenverkehrs-Chronik 1923–1945.
Berchtesgadener Schriftenreihe Nr. 12.
Fremdenverkehrsverband des Berchtesgadener Landes.

- SCHÖNER-FEDRIGOTTI, H., (1974):
Hierarchie des Raumes.
Vortragsnotizen anlässlich eines Seminars des Rosenheimer Forums für Städtebau- und Umweltfragen in Weyarn (unveröffentlicht).
- SCHRANK, F. v. P., (1785):
Naturhistorische Briefe über Österreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden.
Salzburg.
- SCHREMMER, E., (1969):
Gewerbe und Handel. Handbuch der Bayerischen Geschichte.
München: Beck.
- SCHREYER, G., (1978):
Struktur und waldbauliche Behandlung von Schutzwaldbeständen im bayerischen Alpenraum.
Berichte der ANL 2.
Hrsg.: Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, Laufen/Salzach.
- SCHUHMACHER, E. F., (1974):
Es geht auch anders.
München: Desch.
- SCHULTE, J. A., (1804):
Wanderungen im Berchtesgadener Land.
In: Intelligenzblatt von Salzburg, 1. Dez. 1804.
- SCHULTZE-NAUMBURG, P., (1928):
Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen.
München: Callwey.
- SCHULZ, H., (1978):
Holz als Rohstoffreserve der Zukunft.
In: Forstwissenschaftliches Zentralblatt, H. 2, April 1978.
- SCHWABE, G. H., (1972):
Die Rolle des Menschen - Anmerkungen zu einer kritisch-angewandten Ökologie.
In: Belastung und Belastbarkeit von Ökosystemen, Tagungsbericht der Gesellschaft für Ökologie (Hrsg.) Augsburg: Blasaditsch. 239-246.
- (1975):
Menschheit am Wendepunkt?
In: Scheideweg H. 2, Jg 5.
Stuttgart: Klett.
- SCHWENKEL, H., (1957):
Die Landschaft als Natur und Menschenwerk.
Stuttgart.
- SCHWIND, M., (1964):
Kulturlandschaft als objektivierter Geist.
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- SEATTLE, (1854):
Der Hunger der Weißen wird die Erde verschlingen.
Rede des Häuptlings der Dwamish-Indianer in Washington 1854.
Zit. in: Nationalpark 13, 16-20.
- SEDLMAYR, H., (1975):
Die Bedeutung des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 für den Alpenpark Berchtesgadener Land.
AFZ 6, 606.
- (1970):
Gefahr und Hoffnung des Technischen Zeitalters.
Salzburg: Otto Müller.
- SEEBAUER, M., (1980):
Bayerns grünes Gewissen.
In: Naturschutz in Bayern. Sonderheft Bayerland, S. 58-59.
- SEIFERT, A., (1962):
Ein Leben für die Landschaft.
Düsseldorf: Diederichs-Verlag.
- SENING, Ch., (1977):
Bedrohte Erholungslandschaft.
München: Beck.
- SILBERNAGL, H., (1977):
Über d'Alma, da gibt's Kalma.
Charivari 4.
- SPAUR, F., (1815):
Die Spaziergänge in den Umgebungen Salzburgs, zweiter Band, Salzburg.
Nachdruck in: Bergheimat 8/1927. Beilage des Berchtesgadener Anzeigers.
- SPINDLER, M., (1969):
Handbuch der bayerischen Geschichte.
München: Beck.
- STEUB, L., (1860):
Berchtesgaden. Reprint 1969
Berchtesgadener Schriftenreihe Nr. 5
Verlag »Berchtesgadener Anzeiger«.
- STUTZER, D., (1977):
Das Kloster Tegernsee - Kraftfeld eines Kulturraumes.
In: Bayerland 8/1977, 79. Jg 3-54.
- TISCHLER, W., (1976):
Einführung in die Ökologie.
Stuttgart/New York: Fischer.
- TOMÁŠEK, W., (1976):
Über Beziehungen zwischen Landschaftsplanung und Ökologie.
In: Natur und Landschaft 11, 51. Jg. 309-311.
- (1977):
Landespflege und Sozialarbeit.
In: Das Gartenamt 9, 596-600.
- (1978):
Ökologische Notizen, unveröff. MS.
- TOMÁŠEK, W., HABER, W., (1974):
Raumplanung, Umweltplanung, Ökosystemplanung.
In: Innere Kolonisation 3, 67-70.
- TOYNBEE, A. J., (1970):
Der Gang der Weltgeschichte, Bd 1.
Aufstieg und Verfall der Kulturen.
München: DTV.
- TRÄNKEL, M., (1947):
Das Bauernhaus im Berchtesgadener Land.
Dissertation an der Fakultät für Bauwesen der Technischen Hochschule Aachen.
- VIERTHALER, F. M., (1816):
Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich.
Wien.
- WALTER, H., (1975):
Klimadiagramm.
Frankfurt: Fischer.
- WALTERSPIEL, G., (1976):
Der Fremdenverkehr als Gefahr und Chance für die Erhaltung der Kulturlandschaft.
In: Kulturlandschaft in Gefahr
Hrsg.: Mayer-Tasch. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. A 50.
- WEIZSÄCKER, C. F. v., (1973):
Information und Imagination.
München: Piper.
- WELZEL, H., (1907):
Einführung in die Geschichte der Naturpflege.
Veröffentlichungen des Bayerischen Landes aus München: Kastner u. Callwey.
- WENIG, B., (1925):
Aus dem bayerischen Naturschutzgebiet im Berchtesgadener Land.

In: Festschrift der Sektion Berchtesgaden des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zum 50-jährigen Bestehen.

Berchtesgaden: Eigenverlag.

WERNER, P., (1976):

Stellungnahme des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege zur Verordnung über die Errichtung des Nationalparks Berchtesgaden, Nr. 1-21241/Scht.

WESTHOFF, V., (1968):

Die »ausgeräumte« Landschaft, biologische Verarmung und Bereicherung der Kulturlandschaft.

Handbuch für Landschaftspflege und Naturschutz, Bd 2.

München: BLV

WHYTE, A., (1977):

The Role of Environmental Perception Research.

Nature and Resources, Vol. XIII, No. 4, Oct.-December 1977. 19-21.

WICHMANN, H., (1976):

Ohne Vergangenheit keine Zukunft.

Donauwörth: Auer.

ZIEGLER, W., (1977):

Energieverbrauch und Bevölkerungsdichte, Gesellschaftliche Normen und Energiestromdichte.

Vortrag an der TU München-Weihenstephan, Vortragsnotizen.

ZIEGELTRUM, U., (1977):

Mündliche Hinweise. Informant ist Archivar des Marktes Berchtesgaden und Oberlehrer in Königssee.

ZIELONKOWSKI, W., (1980):

Die bayerische Heide.

In: Naturschutz in Bayern. Bayerland Sonderheft, S. 21-25.

ZIERL, H., (1977):

Naturbeobachtungen im Volkslied des Bayerischen Waldes.

In: Nationalpark 12.

Verzeichnis der Darstellungen	Seite
Abb. 1 Hierarchie der Landschaft	9
Abb. 2 Klimadiagramm für die Station Berchtesgaden	13
Abb. 3 Klimadaten für Salzburg und Untersberg	14
Abb. 4 Landschaftliche Eigenart und Schönheit - Beurteilungshilfen	22
Abb. 5 Vegetationsaufnahmen in Buckelwiesen	48
Abb. 6 Vegetationsaufnahmen in den Ötzen, Tratten und Pfeifengras- Laubstreu-Kiefernwäldern	51
Abb. 7 Vegetationsaufnahmen in Ötzen und Pfeifengraskiefernwäldern	53

Verzeichnis der Bildtafeln

Bildzeugnisse	98
Landschaft als Prozeß	
Siedlung als Nischenbesetzung	99
Schusterlehen, Hellehen	100
Baustoffe	
Hausverkleidungen	101
Hausdächer	
Siedlungsbilder	102
Zwiehof - Getreidekasten	103
Kleinstbauten	
Kleinbauten	104
Nebenbauten	
Sakrale Bauten	105
Herrschaftsbauten	
An- und Einfügung	106
Siedlungslagen	
Hanglagen	107
Innerorts .	
Garten und Umfeld	108
Baukunst	
Türbahn und Heimgarten	
Gärten und Hofflächen	109
Platz des Hauses	110
Ortseingänge, Straßenzüge, Zwischenräume	
Zäune und Gatter	111
»Schlagbäume« - Grenzen	
Planken-, Stangen- und Drahtzäune	112
Zäunung - Urformen	
Zaundurchlässe	
Steinwälle, Zäune, Hage	113
Bäume und Gärten	114
Wahlkaser auf der Gotzenalm	115
»Blechprobleme« auf der Alm	
Almdachlandschaft	116
Almweiden	
Almpflege	117
Tourismus auf der Alm	
Handarbeitsland	118
Feinrelief	
Buckelflurzerstörung	119
Wald und Weide	
Wegedecken - Wegeformen	120
Weg und Steig	
Wege- und Straßenbau	121
Stufen und Stützmauern	
Straßeneinfassungen	122
Fremdenverkehrsverfremdungen	123
Winter- und Sommerpisten	
Parkplätze	124
Ausbeute	
Abtrag und Auffüllung	125
Energie in der Landschaft	126
Wassergebrauch	
Werksteine	127
Werkstoff - Holz	128

Alle Bilder, die keinen besonderen Quellennachweis haben, sind Fotografien des Verfassers

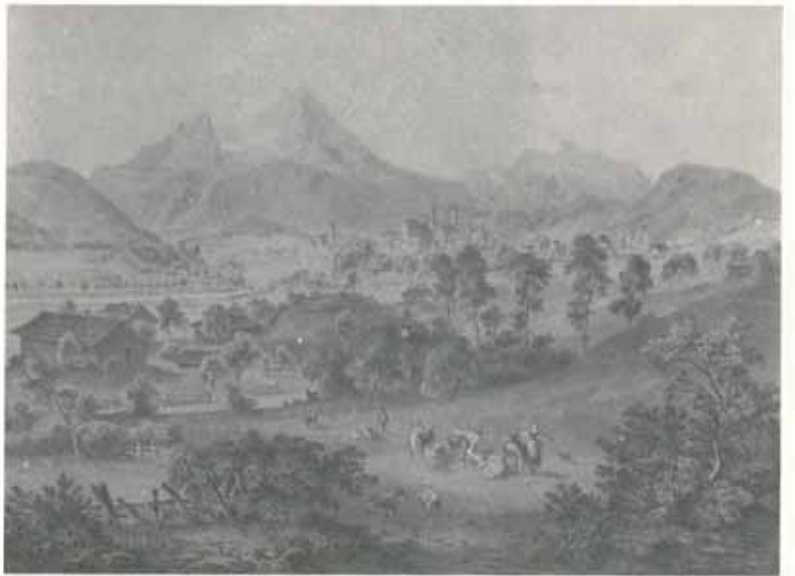
1 Baumhecken, Einfänge und Ehgärten, Tratten gemäß der Geländebeschaffenheit kennzeichnen die Bilder der romantischen Maler. Ihnen verdanken wir eine Reihe hervorragender Darstellungen der gestalthaften Blüte unserer Landschaft.



1

2 Dieses Bild aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürfte relativ realistisch die wesentlichen Elemente der Eigenart der Berchtesgadener Landschaft eingefangen haben.

Bildquelle: Archiv des Marktes Berchtesgaden

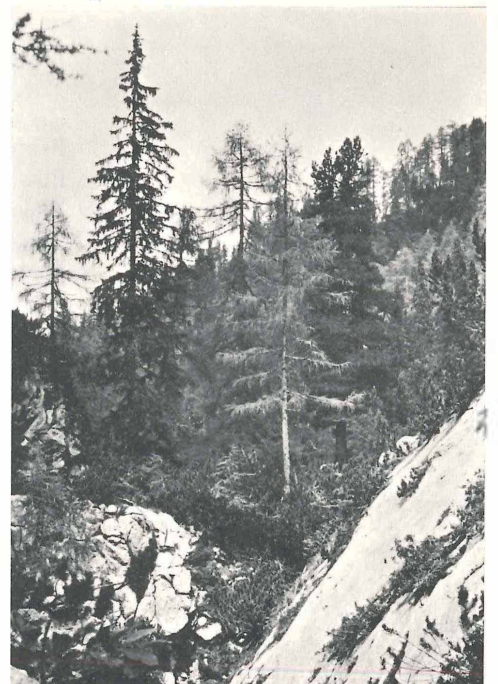


2

3 und 4 Die Dachsteinauflagen der Plateau-Gebirge sind, gefördert durch jahrhundertelange Weide- und Holzübernutzung, in starker chemischer Verwitterung begriffen. Die sichtbaren Folgen sind mehr oder weniger der ungebremsten Entropie preisgegebene Karrenfelder, dies in Lagen, die einst Sonnenlicht und Nährstoffe zum Aufbau höchst komplexer Ordnung z. B. vom Typ des Lärchen-Zirben-Waldes nutzen konnten. Franz von Paula SCHRANK beschrieb 1783 bereits in seinen »Naturhistorischen Briefen« diese Karrenbildungen, die ihm«... als deutliche Spuren gewaltiger Donnerstrahlen vorkamen«.

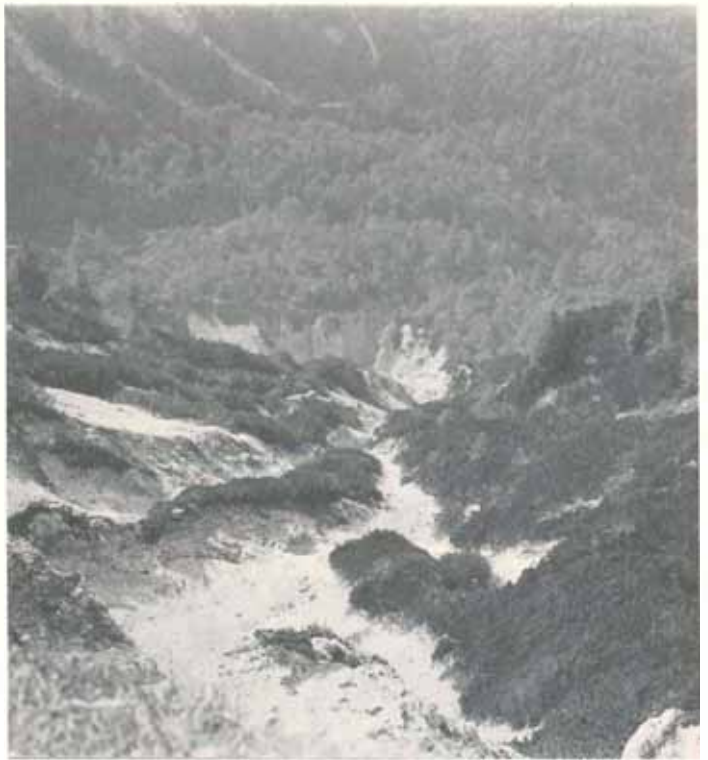


3



4

5 Die Dolomite des Lattengebirges verwittern überwiegend physikalisch und zerfallen zu Gesteinsgrus. Auf dieses Geschehen kann der Mensch ebenfalls einwirken, je nachdem, ob er die Schutzwälder und Krummholzzonen schützt oder sie z. B. durch Schafweide und zu hohe Schalenwildbestandsduldung verlichtet.



5

SIEDLUNG ALS »NISCHENBESETZUNG«

6 Die wenigen ebenen Talflächen, wie hier bei Bischofswiesen, reichen für die Besiedlung bei weitem nicht aus. So mußten die moränenüberdeckten Hänge und Terrassen der kollin-montanen Stufe größtenteils zur Besiedlung herangezogen werden. Man erkennt deutlich die Rodungsinsel der Gnotschaft Loipl mit dem Lattengebirge im Hintergrund.



6

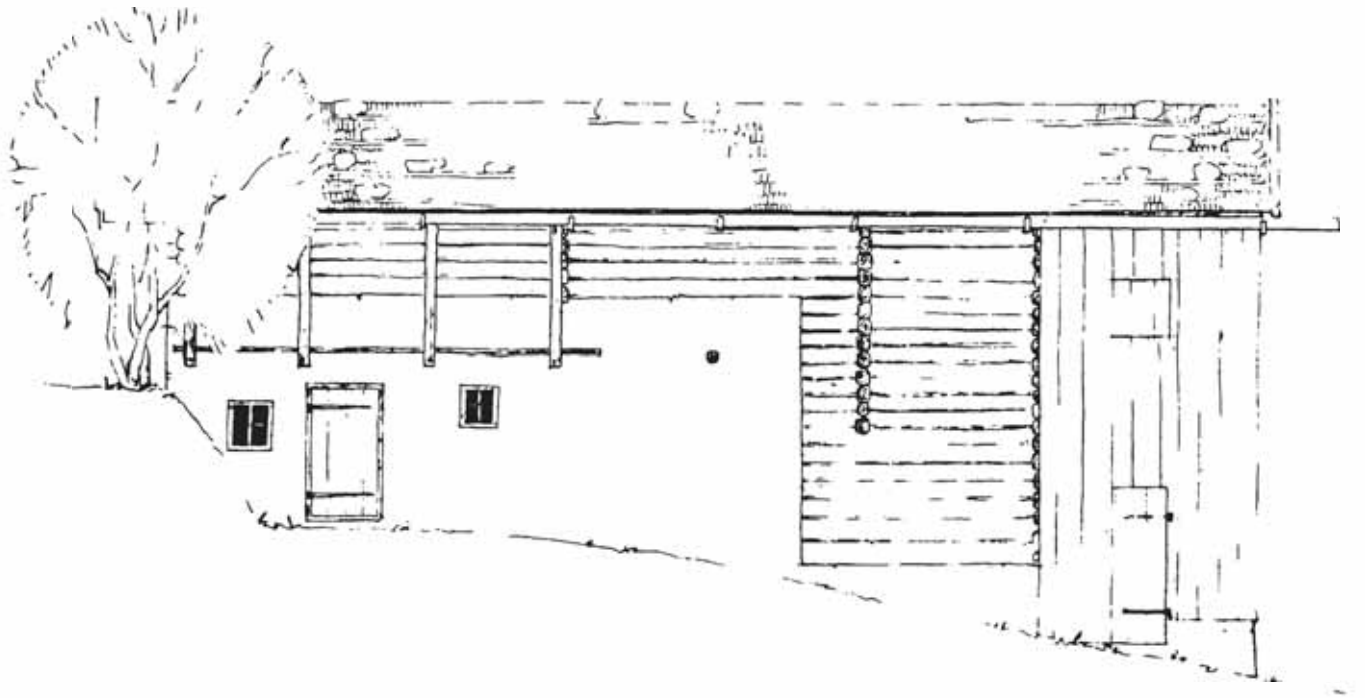
7 Wo die Geländeausformung und Bodenbeschaffenheit es erlaubten, schob sich die Streusiedlung bis in Höhen von gut 900 m vor. In der Nahsicht ist das Bergbauerngebiet Resten (mit vordringender Bewaldung), in der Fernsicht das Plateau des Untersberges mit seiner »Siedlungsetage« Ettenberg zu sehen.



7

SCHUSTERLEHEN
IN VORDERGERN LKR. BERCHTESGADEN

Bildquelle: TRÄNKEL 1947



STADEL - NORDSEITE M 1:50



AUG. 1. N. 1942

HELL-LEHEN
AM SCHWARZECK
RAMSAU, LKR. BERCHTESGADEN
WOHNHAUS: OSTSEITE

Bildquelle: TRÄNKEL 1947



M 1:50



AUFGENOMMEN IM OKTOBER 1942

TR

8 Im Berchtesgadener Land gewinnt man Kies und Schotter als Baumaterial im maschinellen Großeinsatz und baggert Stück für Stück Wiesen- und Waldland hinweg. Hinterlassen werden eine ausgebeutete Kraterlandschaft einerseits und beton- und asphaltbestimmte Siedlungsgebiete andererseits.



8

9 Das Baumaterial für Mauern, Dacheinschwerung und Wege stammte in früherer Zeit aus Wildbächen, Murgängen und kleinen Steinbrüchen. Diese Nutzung hinterließ keine Schäden, im Gegenteil, sie half sie vielfach beseitigen und formte sie in hauslandschaftliche Eigenart um.



9

HAUSVERKLEIDUNGEN

10 Das »Kleid des Hauses« wird bisweilen zum Spottgewand, wenn klimatische Extreme wie Unwetter und Hagelschlag über das Land gehen. Im nahen Chiemgau, von dem dieses Bild stammt, das aber nicht minder aus dem Berchtesgadener Land sein könnte, selektierte die Natur überdeutlich, was ihr in dumpfer Einfalt auferlegt wurde.



10

11 Eigenart kann nicht nur zerstört, sondern noch leichter verfälscht werden. Dies geschieht vor allem dadurch, daß man sie »entortet« und aus dem eigentlichen Leben verbannt und lediglich als Dekoration eine marginale Rolle spielen läßt, die heile Welt vortäuscht. Die Sehnsucht nach Eigenart und Eigenwert bestätigt sich indes selbst noch in der Perversion.



11

HAUSDÄCHER

12 Das Schindeldach mit Schwersteinen ist das unmittelbare Produkt des bäuerlich-handwerklichen Fleißes und des Rohstoffangebotes der nächstgelegenen Landschaft. Die Einbettung in eng begrenzte Material- und Energiebezüge verleihen ihm Gesicht und fügen es harmonisch in die Landschaft.



12

13 Der Ersatz des heimischen Dachmaterials durch Wellasbestplatten ist die Folge des Sprengens ökologisch sinnvoller Grenzen, die ehemals Eigenart bedingten. Die hohe Haltbarkeit des neuen Materials wiegt nicht die Nachteile auf, die erst nach und nach erkennbar werden. So bereitet gegenwärtig eine EG-Kommission Maßnahmen vor, die zur Verwendungsbeschränkung von Asbestprodukten wegen erwiesener gesundheitsschädlicher Nebenwirkung führen sollen.



13

SIEDLUNGSBILDER

14 Fast italienisch muten diese zu Straßenzügen gefügten Bürgerhäuser Markt Schellenbergs an. Das nun steingebaute Wohnhaus des Zwiehofes mit seinem alpinen Flachdach bleibt dem Prinzip nach tonangebend und verbindet so gleichsam die ländliche wie städtische Bauweise.



14

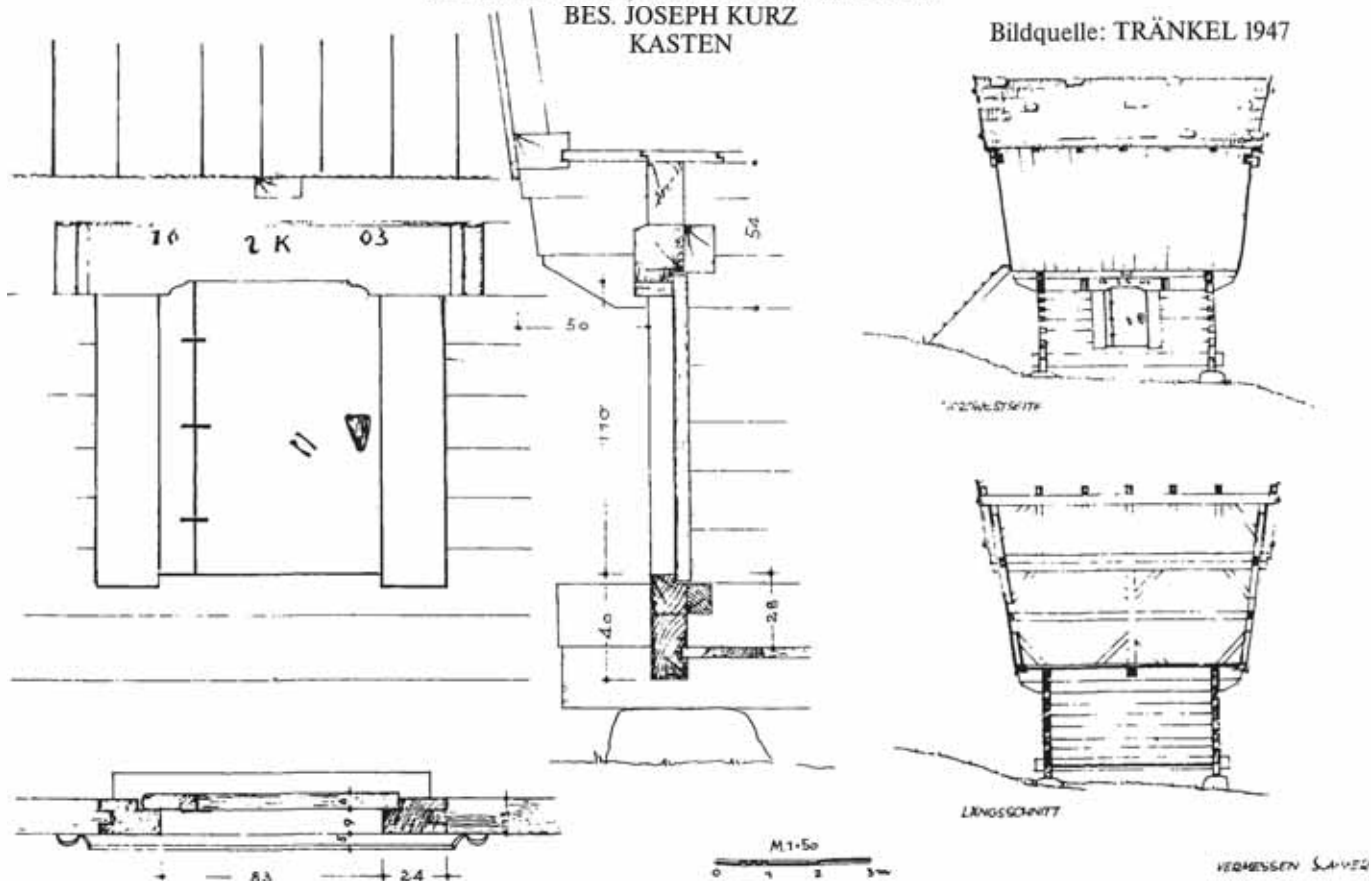
15 Das Schustererlehen in der Gnotschaft Gern ist das Beispiel eines klassischen Zwiehofes in Ausführung und Lage.



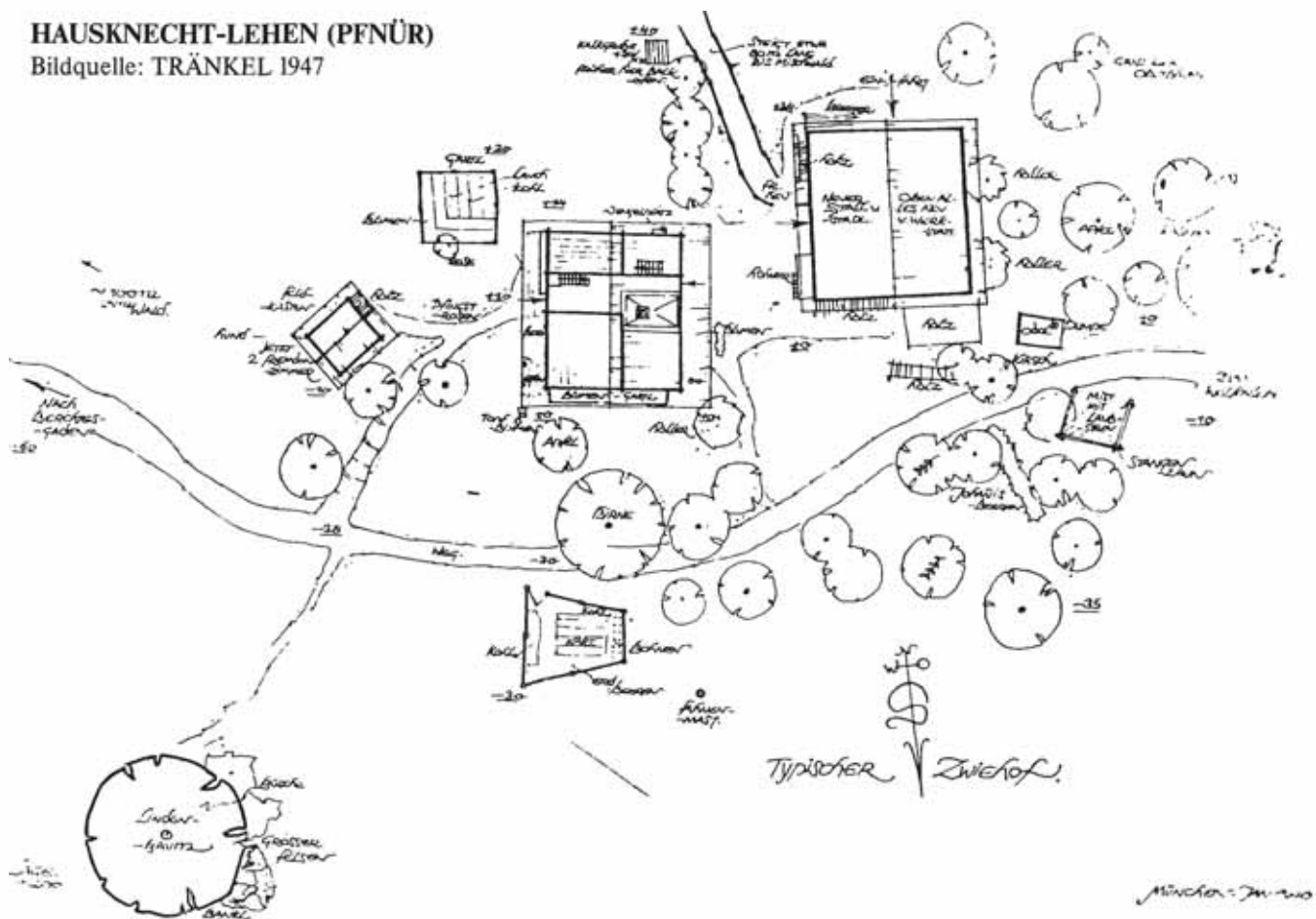
15

HOLZEN-LEHEN
 AM FASELBERG, LKR. BERCHTESGADEN
 BES. JOSEPH KURZ
 KASTEN

Bildquelle: TRÄNKEL 1947



HAUSKNECHT-LEHEN (PFNÜR)
 Bildquelle: TRÄNKEL 1947



KLEINSTBAUTEN

16 Kleinstbauten, wie dieses Wegemarterl mit dem typischen salzburgisch-berchtesgadenschen Schopfwalmdach, dienen nicht nur der Andacht, sondern auch dem Schutz bei Unwetter. Das Spiel von Zweckfreiheit, Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit zeitigte auch hier liebenswerte Zeichen am Wege.



16

17 Aus diesem Häuschen ist jegliche Poesie verschwunden. Es steht für den blanken Nutzen: Zum Abkassieren und Kartenzwicken der Ballungsraumgeschädigten, die an den Hängen des Obersalzberges einem winzigen Rest von Spiel massenhaft nachjagen.



17

KLEINBAUTEN

18 Bäuerliche Nebenbauten der Gegenwart, ob Stadel oder verkapptes Wochenendhaus, lassen zumeist jegliche Baukultur vermissen. Sie gleichen Materialansammlungen beliebiger Art - frei nach Baustoffkatalog.



18

19 Ein alter Getreidekasten wurde durch Umwidmung vor dem Verfall gerettet. Maßverhältnisse und Materialverwendung zeugen von jahrhundertelanger Bauerfahrung und verdienen, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Der Kornkasten ist wie kein anderer Bau Symbol ökologischer Unabhängigkeit.



19

20 Wenn die Energiebezüge stimmen, wird sogar das Brennstofflager, der Schuppen mit der Holzleg zur verhaltenen Zier am Rande der Hofgruppe. Energiekrise?



20

21 und 22 Die Holz- oder steingebaute Hauskapelle gehört zur baulichen Eigenart der meisten Lehen in Streusiedlungslage. Nicht landesfürstliches Edikt, sondern das »verbundene Dasein«, das intuitive Erleben der Einheit von Schöpfer-Schöpfung und Geschöpf im schicksalhaften Verbund setzte Zeichen dieser Art. Anders formuliert: der Mensch früherer Jh.e erahnte oder wußte wesentlich besser als der moderne um den ökologischen Grundsatz, daß alles mit allem verflochten ist.



21



22

SAKRALE BAUTEN

23 und 24 Das geistlich-weltliche Fürstentum, die Gegenreformation hat in typisch katholischer Weise (katholikos = das Ganze betreffend, griech.) die Landschaft, ihre Wege und Stege und markanten Punkte in ein barockes »Theatrum sacrum« miteinbezogen. Die Szene wechselte, doch viele kleine »Kulissen-Teile« sind geblieben und geben beredt Zeugnis davon, wie die Art und Weise des Glaubens die Eigenart einer Landschaft mitprägt. Die Säulen der Feldkapelle am Steig Ramsau/Kunterweg sind übrigens aus der in dieser Ecke Berchtesgadens so typischen Nagelfluh geschlagen.



23



24

HERRSCHAFTSBAUTEN

25 Außerordentlich zierliche und schmuckvolle Sakralbauten krönen selbst an entlegenen Orten die Hauslandschaft: Gebautes Gotteslob, herrschaftlich-kunsthandwerkliche Selbstdarstellung und ökologisch sinnvolle Luxurierung in einem. Wie spielerisch sich Landschaft mit Profanem und Sakralem verbindet, läßt sich auch an der Schloß-Kapelle Fürstenstein ablesen.



25



26

26 und 27 Einen Rest von Charme kann man selbst den Herrschaftssitzen der Gründerzeit nicht absprechen – doch überwiegt zunehmend die gestelzte Fremdartigkeit. Die Symbiose von Herrschaft, Landschaft, Baukörper ist verschwunden, Eigenart verlustig gegangen.



27

AN- UND EINFÜGUNG

28 und 29 Maßstabslosigkeit und Nachäffung vorstädtischer »Jodlervillen« verdrängen gradenlos das gebaute Erbe. Vom Bodensee bis zum Watzmann entsteht die gleiche bauliche Subkultur, gespeist aus den selben Quellen allmächtig scheinender Gleichmacherei.



28



29

SIEDLUNGSLAGEN

30 Das Tal von Ramsau ist für größere dörfliche Ansiedlungen viel zu eng. Der historische Ortskern besteht lediglich aus einer Handvoll Häuser, die hochwassersicher am Hangfuß kleben und die alte Paßverbindung über den Hirschbichl nach dem Pongau säumen. Die landschaftlich-topographischen Bedingungen ließen eine Dorfbildung im eigentlichen Sinne nicht zu. Die sich weitende Ortslage der Gegenwart sprengt den natürlich vorgegebenen Rahmen zusehends.



30

31 Der Name Bischofswiesen deutet auf das Flächenhafte dieses Talzugs hin. Der Versuchung, der Gunst der Lage gemäß nicht nur für den unabdingbaren Eigenbedarf, sondern auch für den fragwürdigen Fremdbedarf zu bauen, wurde nolens volens nachgegeben und das Tal in ein Siedlungsband mit immer kleineren Zwischenräumen verwandelt.



31

HANGLAGEN

32 Dieses Stallgebäude eines Zwiethofes scheint der Landschaft direkt zu entwachsen. Die ursprüngliche Hangneigung blieb voll erhalten und wurde geschickt dem Gebäudezweck dienstbar gemacht: Unten die Geborgenheit des Stalls durch Eintiefung in den Hang, oben der luftumspülte Speicherraum für Futter und Einstreu. Im Hintergrund sind deutlich die Laubrechflächen erkennbar.



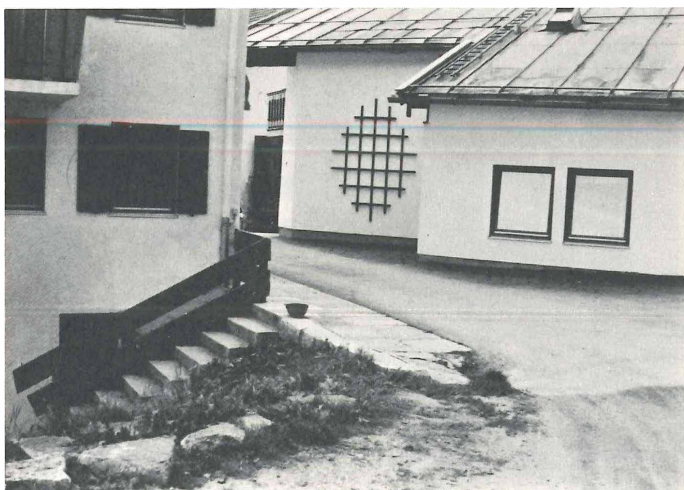
32

33 Auf einem Geländesattel im steilen Talgewände von Ober-Gernthron dieses Lehen, parkartig umgeben von Ehgartfläche und Gschnoad. Diese Handmähflächen steigerten den plastischen Gehalt der Talwand außerordentlich. Wie ein Zellkern inmitten seines Organismus fügt sich diese Hofstätte in ihren Lebensbereich.



33

34 Sterilität und uniforme Leblosgkeit kennzeichnen die »modernen« Ortslagen. Wo Asphalt und Beton den Ton angeben, wird das Unverwechselbare, wird die Eigenart, mithin die Kultur verdrängt. Material- und Energieflut schaukeln die Entropie hoch; für die feinen Formen der Reife hat das Überfluß-Milieu kaum mehr Platz.



34

35 Das alte Dorfmilieu: Die Vegetation kann ihr Schutzkleid über Hofeinfahrten und Vorhöfe legen. Weg, Böschung sind noch Teil der Landschaft und werden von ihr und dem Menschen gemeinsam getragen.



35

36 Versiegelte Hofflächen führen Wasser nicht in den Untergrund, sondern in den Kanal ab. Das Grau der Städte wandert zusehends auch aufs Land und fördert das große Einerlei, das Gegenteil von Eigenart.



36

GARTEN UND UMFELD

37 Viele neuangelegte Hausgärten sind Spiegelbilder der Garteneinheitskultur, die von der Küste bis zu den Alpen ihre Monotonie entfaltet. Pflanzen-Kretins, die die freie Natur ausmerzen würde, werden unter der Obhut des Menschen mit ihrem blauen, gelben oder roten Blatt- oder Nadelkleid zum selbstredenden Symbol der zweifelhaften Anpassung und des kulturökologischen Verfalls. Der traditionell freie Zutritt zum Hausumgriff, wesentlich für Berchtesgadens Haus- und Gartenkultur, wird durch »Koniferen-Mauern« verlegt; der Kult der Privatheit führt zur Ignorance der Landschaft.



37

38 Dieses »Häusl« mit seinem bescheidenen Garten verfügt über weniger Grün-Exoten, dafür aber sicher über mehr Kultur im ureigensten Sinn des Wortes. Die Proportionen des Hauses sind harmonisch, es besitzt noch Fenster mit allem, was dazu gehört, statt Glaswänden – und eine Baumzier, die es einbindet und gefällig macht.



38

39 Häuser wie dieses haben vieles mit einem weitgehend geschlossenen Ökosystem gemein: Obst von der Spalierwand, Gemüse aus dem Hausgarten, Brenn- und Werkholz aus dem nahen Wald, Wasser aus der Hangquelle, Abfall auf den Kompost. Sind solche Bezüge nur historische Reminiszenz ohne Belang für die Gegenwart? Die maßstabs- und grenzenlose Globalverflechtung der Gegenwart muß erst den Beweis erbringen, daß sie der Regionalverflechtung auf Dauer und nicht bloß während weniger Jahrzehnte überlegen ist.



39

40 Dieses Haus verkörpert einen Verflechtungstypus, der von der Fremdenverkehrskonjunktur genauso abhängig ist wie von der exogenen Energieversorgung. Nur auf Vegetationsflächen pflügt sich Sonnenenergie – für Mensch und Tier brauchbar – chemisch zu binden. Sie sollten deshalb nicht unnötig zu Autostellplätzen degradiert werden, die die Schmutzwasserlast und Entropie fördern und Ordnung und Sauberkeit vortäuschen.



40

TÜRBAHN UND HEIMGARTEN

41 Die Türbahn, geschützt vom breiten Vordach und Balkonvorsprung, ist die Verlängerung des Wohnraumes ins Freie. Die Hausbank, der bei Berchtesgadens Altbauten oft anzutreffende so eigenartige und lustige Klappstisch, das Kruzifix, die Blumenkästen sind Bestandteil dieser trefflichen »Naherholungsgebiete«. Hier können Abende als Feierabende im vollen Wortsinn erlebt werden, Feiertage gefeiert und Ferientage genossen werden. Der Fremdenverkehr hierzulande täte gut daran, diese Orte der ursprünglichen Gastlichkeit wieder stärker zu kultivieren und vor Waschbeton, Kübelgrün, Plastikmöbeln und knalligen Reklameschirmen zu schützen.



41

GÄRTEN UND HOFFLÄCHEN

42 Berchtesgaden ist eine gute Obstgegend, soweit man dies von dieser Gebirgslage überhaupt sagen kann. Der Obstgarten gehört zur Versorgung und zur Zierde eines jeden Anwesens. Die Obstwiese ist gleichermaßen auch Auslauf für die Hühner wie Kinder, dient der Grasgewinnung und hat in ihrer Fülle einen Hauch Paradies. Hier entstand das, was als »Heimgarten« oder »Hoagascht«, als Treffpunkt kultureller Geselligkeit bis heute, freilich »entortet«, Beliebtheit besitzt.

43 Wie hart und ungastlich doch dieses dem Fremdenverkehr dienende Bauernhaus in seiner Teerfläche steht. Man sucht vergeblich nach gewinnender Eigenart, nur die Großkulisse von Hochkalter bis Watzmann und das Schild mit dem Lehensnamen erinnern an das Berchtesgadener Land. Das kümmerliche Restgrün in der Vorplatzmitte nimmt sich aus wie eine Grabstätte der erstorbenen Schönheit der Landschaft vor der Haustüre.



42



43



44



45

44 und 45 Der Bruch der Vergangenheit zeigt sich nicht nur in der Verwendung neuer Baustoffe, Fensterformen und Dachwinkel, sondern vor allem auch in der Ignoranz der Geländevorgaben. Bauplätze werden sockelartig aufgefüllt, so daß die Bauten auf einem Podest zu stehen scheinen und die Eigenart der Geländemorphologie verfremdet wird.

46 Das Berchtesgaden der Jahrhundertwende zeigt noch hohe bauliche Geschlossenheit. Gesiedelt wurde bis dahin fast ausschließlich auf der gehobenen mittleren Talterrasse, die klimatisch günstig und hochwasserfrei war. In der Aue standen nur wenige dem Wasser zugeordnete Gebäude wie Mühlen und Salinen. Derzeit scheint es kaum mehr natürliche Grenzen zu geben, die den Siedlungskörpern Gestalt und Eigenart verleihen. Der Siedlungsbrei ergießt sich haltlos in die Landschaft.

Bildquelle: Archiv Markt Berchtesgaden.



46

ORTSEINGÄNGE, STRASSENZÜGE, ZWISCHENRÄUME

47 Ein solcher Ortseingang lädt nicht zum Verweilen, vielmehr zum Durchfahren ein. Das Gesicht eines Ortes sollte nicht durch unangemessene Werbung, Peitschenlampen und Verkehrsschilder geprägt sein. Baumgruppen, die den Eingang markieren, das Häßliche verdecken, optisch wirksam sind und das Fahrverhalten günstig beeinflussen, würden nicht nur diesem Ort gut anstehen.



47

48 Das Ortsbild von Schellenberg ist für die zwei Märkte des Berchtesgadener Landes charakteristisch. Die Knappheit an Raum, Baumaterial und Energie ließ die Bauten aneinanderrücken. So wurden nicht nur Häuser, sondern auch Straßenzüge und Plätze durch sie gebaut.



48



49

49 Das »Kleid« des Hauses mag – wenn es aus Holz ist – mit der Zeit verschlissen aussehen. Doch bleibt es reparabel, auf bestimmte Weise vornehm und letztendlich verwertbar. Holz, Bruchstein oder Ziegel sind unersetzbare Faktoren in Berchtesgadens Hauslandschaft, genauso wie die »fließenden« Zwischenräume.

ZÄUNE UND GATTER:

50 Die letzten Reste des einst im Berchtesgadener Land weit verbreiteten Kreuzstecken- oder Spälterzaunes finden sich am Hochschwarzeck.



50

51 Das selbstschließende Gatter, diese außerordentlich einfache wie formschöne Konstruktion wird immer seltener. Die Fülle der Eigenart leidet an Auszehrung.



51

52 Das Gatterl, das die Weidezäune für die zahlreichen Fußgängerverbindungen durchlässig machte, erleidet das gleiche Schicksal wie sein größerer Bruder. Die Grenzen werden härter, der Respekt vor Recht und Eigentum anderer schwindet im Maß des Verlustes der Sozialpflichtigkeit.



52



53
»SCHLAGBÄUME« - GRENZEN

53 Die Häßlichkeit im Detail nimmt im gleichen Maße zu, wie die gefällige Eigenart und Gestaltungskraft abnimmt. Nicht nur Schlösser und Kirchen, verzeichnet in jedem Kunstführer, prägen das Bild der Landschaft, sondern auch die breite Fülle der menschlichen Artefaktenwelt, wie dieser Schlagbaum mit dem Mörteltruhengewicht: Eine Demonstration der Findigkeit, aber auch Geschmacklosigkeit.

54 Wenn Bauernland in schöner Lage an finanzstarke Städter übergeht, muß man sich durch hohe Sichtschutzzäune scheinbar vor Neidern schützen. Wer fragt da nach Zaunkultur und Landschaftseigenart.

55 Formen des »multiple use«, halb Gartenzaun, halb Verkehrsleitplanke, eine geniale Lösung oder im Zusammenhang mit der Scheinzypressenbepflanzung der Bachaue eine besondere Geschmacksverirrung? Fug und Unfug wird deutlich, wenn man dies und das gleißende Blechdach unter Ökosystemaspekten zu sehen geneigt ist.



54



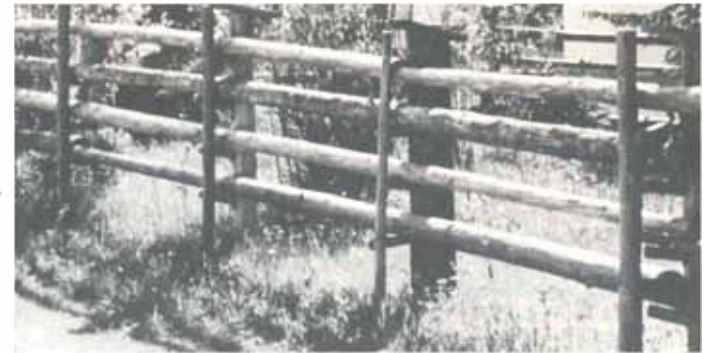
55

PLANKEN-, STANGEN-, DRAHTZÄUNE

56 Dieser Stangenzaun mit eingedübelten Trägersprossen verwendet das reichlich anfallende Schwachholz sehr geschickt. Zäune solcher Art sind nicht nur Zaun, sondern auch beliebtes Spielgerüst für Kinder.

57 Der Stacheldraht steht symbolhaft für das unterste Tief der Zaunkultur, er wird auch in der schönsten Landschaft seinen an Krieg und Gefängnis gemahnenden Charakter nicht los, im Gegenteil, dort stört er am meisten.

58 Es gibt indes gute Beispiele dafür, wie man auch heutzutage noch formschöne und funktionsgerechte Zäune bauen kann.



56



57



58



59

ZÄUNUNG - URFORMEN

59 Zaunkonstruktionen dieser Art wurden ohne Nägel oder andere Eisenteile errichtet. Eisen war als Rohstoff für solche Zwecke viel zu wertvoll. Welch ein Wandel in der Grundhaltung! Haben sich etwa die Erz- und Energielagerstätten so vermehrt, daß sie diesen abrupten Bruch im sparsamen Umgang mit den Gütern der Natur rechtfertigen?

60 Dieser Spälterzaun (die Aufnahme stammt aus dem benachbarten Österreich) ist der stabilste aller heimischen Holzzäune und von archaischer Schönheit. Der heute so häufig verwendete Jägerzaun ist nur ein kümmerlich-kitschiger Abklatsch davon.

ZAUNDURCHLÄSSE

61 Das seriengefertigte Stahlrohdrehkreuz dringt bis in die Almumzäunung hinauf und assoziiert »Durchläßerlebnisse«, wie man sie bei Supermärkten und Sportstadien gewöhnt ist.



60



61

STEINWÄLLE, ZÄUNE, HAGE

62-64 Einfänge und Abgrenzungen aus Steinen, Hölzern und lebenden Pflanzenteilen waren über Jahrtausende hinweg die unverwechselbare, lineare Spur des wirtschaftenden Menschen in der Kulturlandschaft. Der Materialreichtum der Landschaft einerseits und die findige Art des Menschen, daraus mit Konstruktionslust und Werkfreude etwas Sinnvolles zu machen andererseits, führte selbst bei gleicher Baustoff- und Zweckvorgabe nur zu ähnlichen Ergebnissen, die Freiraum für Eigenart ließen.



62



63



64

65 Weidenbäume, durch oftmaligen Schnitt skurril geformt, sind fester Bestandteil eines jeden Bauerngarten. Weiden als Palmkätzchen in den Osterbuschen, als Bienenweide und Bindemittel waren lange Zeit unentbehrlich.



65

66 und 67 Obstgärten von malerischem Wuchsbild werden immer seltener. Wer braucht noch die krummen Baumindividualisten, wenn der »Golden Delicious« in aller Munde ist und schöner aussieht, wenn das Dörrobst fürs Gletznbrot aus Kalifornien eingeführt wird und die Tischplatte nicht mehr aus Obstbaumholz, sondern aus beschichteten Preßspänen besteht?



66



67

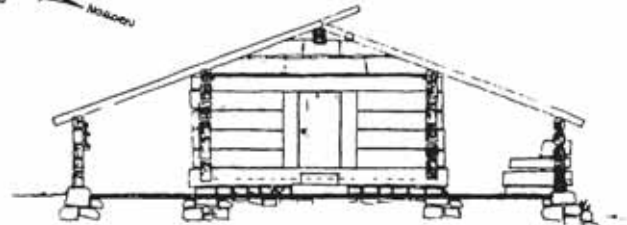
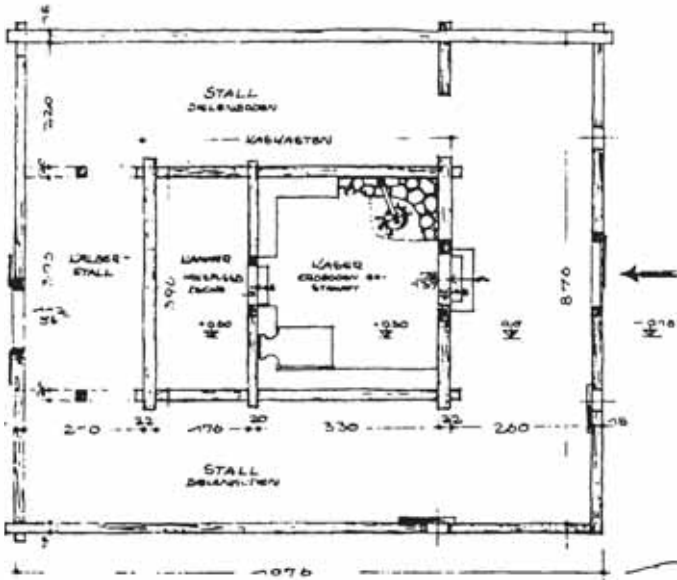
DER WAHLKASER AUF
DER GOTZENTALALM
BERCHTESGADENER LD.
BAUJAHR 1733



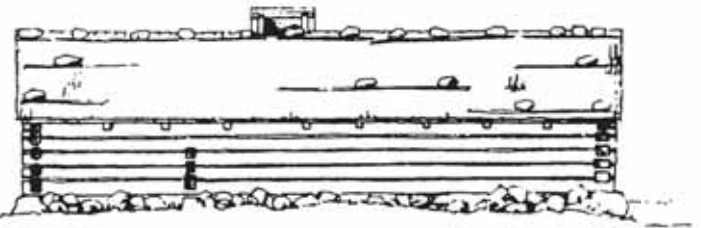
SÜDSEITE



NORDSEITE

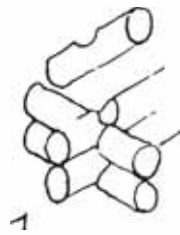


ÜBERSICHT

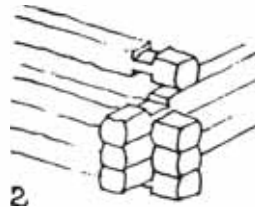


WECHSELSEITE

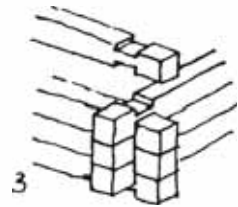
Quelle: TRÄNKEL 1947



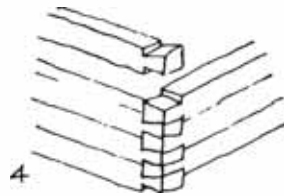
1



2



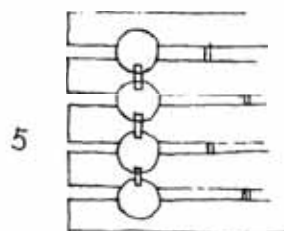
3



4

IN BERCHTESGADEN ÜBLICHE
ECKVERBÄNDE

1. HAKENBLATTÜBERKÄMMUNG MIT EINSEITIGEM AUSSCHLAG
2. HAKENBLATTÜBERKÄMMUNG MIT DOPPELSEITIGEM AUSSCHLAG BEI WALDKANTIGEM HOLZ
3. DT. OHNE WALDKANTEN
4. SCHWALBENSCHWANZVERBLATTUNG OHNE WALDKANTEN



5

5. RUNDBLOCKBAU VERDÖBELT, AN DEN ECKVERBÄNDE DOPPELTER OD. EINFACHER AUSSCHLAG.



68



69

»BLECHPROBLEME« AUF DER ALM

68 und 70 Was der Talraum nicht mehr braucht, scheint gut genug für die Alm zu sein. Die Blechwanne verdrängt mancherorts den Holztrug, teils wird sogar den Almhütten dach- und wandseits eine Metallverkleidung verpaßt. »Auf der Alm, da gibt's koa Sünd« trifft nicht nur auf dem Gestaltsektor nicht zu.

69 Der Brunnen war von jeher mehr als ein Behältnis für Wasser. Es blieb unserer Zeit vorbehalten, ihn auf die reine Funktion zu reduzieren. Sicher, Beton kann nicht verrotten wie Holz, aber auch nicht in Gestalt eines Baumes auf der Alm nachwachsen. Und was geschieht, wenn Beton oder Blech »funktionsuntüchtig« geworden ist? Gerümpelhafter Unrat auf der Alm wird auch noch der Nachwelt die Störung in der Materialbeziehung demonstrieren.



70

ALMDACH-LANDSCHAFT

71 und 72 Die traditionelle Hauptbedeutung der Almen – die Viehwirtschaft – läuft Gefahr, von den bisherigen Nebennutzungen – Tourismus, Jagd, Freizeitwohnen – in Frage gestellt zu werden, z.B. auf der Königsbach-Alm. Der aktuelle Zustand (Bild 71) und der vergangene (Bild 72, Aufnahme etwa 1944) läßt über der Verfremdung der Kaserbedachungen auch die der Funktion erkennen.



71



72



73

ALMWEIDEN

73 Nur kleine Wildgrasfluren, inselartig in die Karstflächen des Dachsteinkalkes eingestreut, lassen die einstige Almwirtschaft in diesen Hochlagen erahnen. Die letzte »abernnbare Eigenart« dieser Flächen sind der Gelbe und der Pannonische Enzian, die von Zeit zu Zeit von Wurzelgrabern gestochen werden.

74 Auf den Plateauflächen des Untersberges ist die Verkarstung infolge almwirtschaftlich-forstlicher Übernutzung soweit fortgeschritten, daß die hochwachsenden Nadelbäume gänzlich ausfallen. Das Minimalordnungsgefüge der Krummholz-Matten-Vegetation kann das Zerstörungswerk der auf Niveauausgleich drängenden Entropietendenz nicht wirksam genug abschwächen.



74



75

75 Klassische Almlandschaft zeigt das obenstehende Bild, das in den 40er Jahren von M. TRÄNKEL aufgenommen wurde. Die Dach- und Zaun-Landschaft der Almsiedlung ist der Umgebung entnommen, der Almanger gepflegt, die Almfläche weitgehend frei von touristischer Überlastung.

ALMPFLEGE

76 Nachweislich gut 700 Jahre haben die Hochlagen des Steinernen Meeres der Almwirtschaft gedient. Die Almweiden waren aus lichten Lärchen-Zirbelkiefern-Wäldern hervorgegangen, jedoch durch Überbelastung so stark degradiert worden, daß der heutige Name für dieses Gebiet in besonderer Weise kennzeichnend ist. Einmal in Gang gesetzt, läßt sich diese flächenmäßig ausgedehnte Verkarstung kaum mehr wenden, zumal der Einfluß der Schalenwildbestände den spärlichen Wiederbewaldungstendenzen entgegenwirkt.

77 und 78 Almflächen bedürfen, wenn sie auf Dauer leistungsfähig sein sollen, der temporären Pflege. Diese kann gelegentlich im Schwenden von Latschen wie im Sichern von Erosionsflächen, Wegräumen von Murgängen usw. bestehen. Landschaftliche Eigenart als kulturelles Ergebnis hält sich nirgends von alleine.



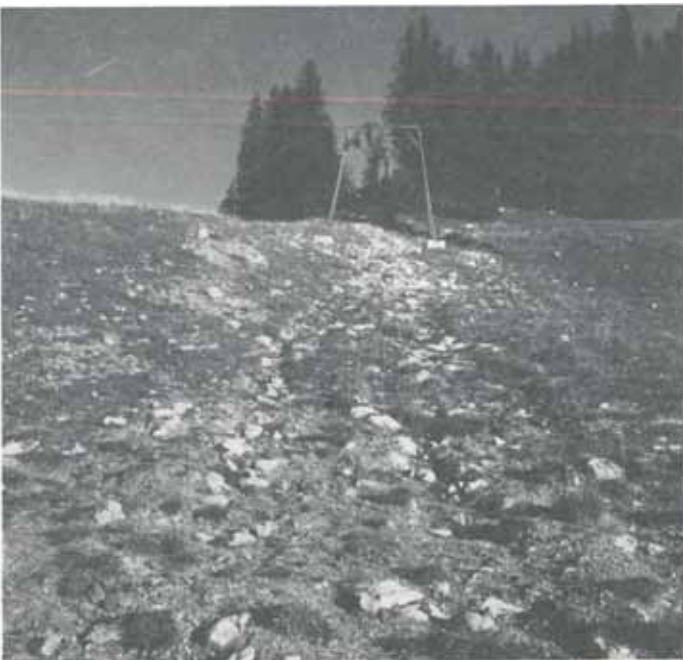
76



77



78



79

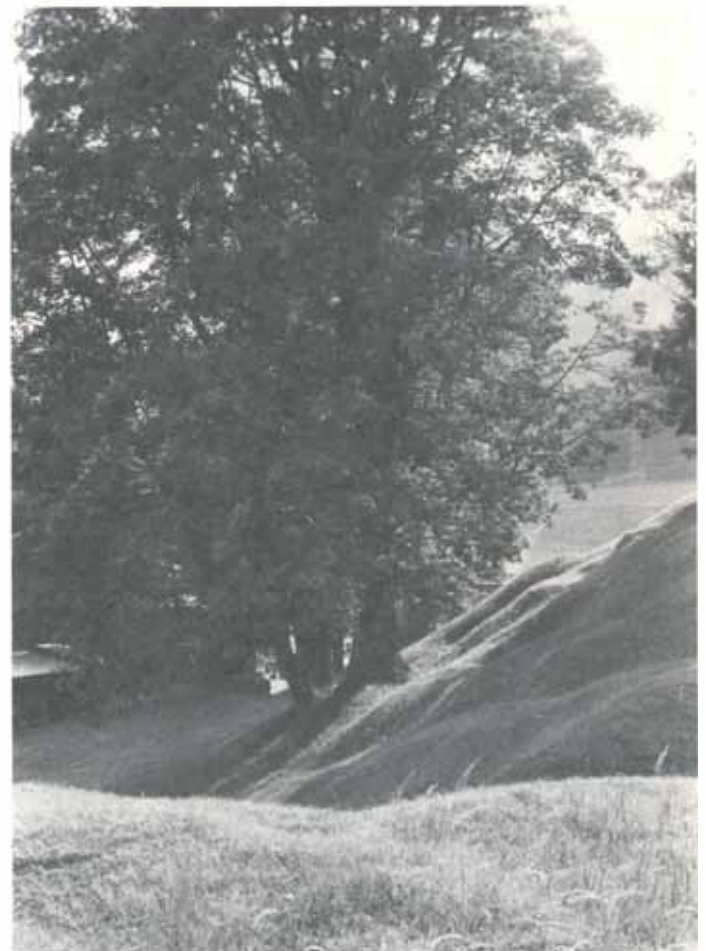
TOURISMUS AUF DER ALM

79 und 80 Wo vormals blumenreiche Almmatten sommers den Bergwanderer erfreuten, finden sich erodierte Liftpisten und glänzen Stahlgestänge mit Drahtseilen aus dem Bergwald. Der Unterschied Berg - Tal schwindet, die feine Eigenart der kulturlandschaftlichen »Nobeletage« wird durch ein sichtbares Übermaß von Energie »verheizt«.

Almen werden zu Massenausflugsstätten, aus Grünflächen werden Parkflächen, die Almkultur wird über den Haufen geschoben wie das Almgebäude, dessen Reste man im Vordergrund noch erkennen kann.



80



81

HANDARBEITSLANDSCHAFT

81 und 82 Organische Dünger wie Rindermist waren stets knapp. Die Düngung der mehrschürigen Egartflächen war nur durch die Auslagerung der »Laaber« (Laubrechflächen) und »Gschnoader« (einschürige Buckelfluren) möglich. Letztere in Intensivgrünland oder Wald umwandeln zu wollen hieße auf die wertvollsten Landschaftsteile Berchtesgadens zu verzichten. Diese Halbtrockenrasen sind es, die mit ihrer Blütenpracht, z.B. der Enzianblüte im Frühjahr, unzählige Menschen erfreuen.

83 Die nach Geländeneigung, Exposition und Erreichbarkeit gezogene, teils sehr verschlungene und daher so reizvolle Grenzziehung zwischen Intensiv- und Extensivgrünland ist mit Hilfe der Landtechnik und Agrochemie stark in Richtung Intensivierung verschoben worden. Sie hat ein kritisches Stadium erreicht, das aus Gründen der Bewirtschaftungsstabilität und der kulturellen Selbstachtung nicht überschritten werden sollte.



82



83



84

FEINRELIEF

84 und 85 Der Ackerbau überformte selbst in gut 850 m Meereshöhe, wie hier in Ettenberg, das Relief. Zweifellos ist der Bauer anonymen Landschaftsarchitekt dieser Kulturschöpfung. Sorge macht indes die Erhaltung dieses Gesamtkunstwerkes Landschaft, da die Interessen von Landschaftspflege und Landwirtschaft bisweilen stark divergieren.

86 Das Gesicht der Landschaft wird vielfach erst durch die menschliche Einflußnahme sichtbar. Die Handarbeit des Bauern legte das feine Spiel der Formen frei. Die einschürigen Buckelwiesen, die noch nie ein Pflug berührte und die in dieser Art nur durch den Sensenschnitt erhalten werden können, steigern das Kleinrelief zu rokokohafters Verspieltheit. Doch sind gerade diese Feinstformen am bedrohtesten. Energie- und Düngerzuflüsse führen allerorts zu Planierungen und zum Flächenaufdüngen, dies wiederum verringert den höchst eigenartigen Formenschatz besorgniserregend.

BUCKELFLURZERSTÖRUNG

87 Planierte und als Kiesgrube verbrauchte Buckelwiesen (Enzian-, Mehlprimel-, Orchideenstandort), verfüllte Bachtäler sind bestürzende Symptome einer bis dato unvermindert anhaltenden Landschafts- wie Eigenartzerstörung.

88 Maisanbau in den Alpentälern, z.B. bei Winkl/Bischofswiesen, Aufdüngen von Magerwiesen (Buckelflur-Halbtrockenrasen) sollen den Flächenverlust durch Kiesabbau (im Hintergrund) ausgleichen. Die modernen Landnutzungssysteme werden immer fragwürdiger, künstlicher, störungsanfälliger, belastender und grobstrukturierter.



85



86



87



88



89



90

WALD UND WEIDE

89 Der Wald – besser gesagt – die Fichte ist vielerorts auf dem Vormarsch. Es ist jedoch nicht jeder Quadratmeter steilster Mähwiese zu verteidigen – was um die Eigenart der Landschaft besorgt macht, ist die Beliebigkeit der Wiederbewaldung, die weder auf wertvolle Pflanzenstandorte, noch auf besondere Geländeformationen, noch Ausblicke, noch optische Raumbeziehungen Rücksicht nimmt.

90 und 91 Wenn die Heimweiden nicht von Zeit zu Zeit geschwendet, d.h. ihres Fichtenanflugs entledigt werden, so verändert sich ihr Bild gravierend. Die landschaftliche Dominanz der Bergahornhaine verliert sich dann im aufwachsenden Meer der »Schwarzwälder«.



91

WEGEDECKEN - WEGEFORMEN

92 und 93 Um beim Verkehrsinfrastrukturausbau im wahrsten Sinn des Wortes den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren, ist es notwendig – gerade für ein Fremdenverkehrsgebiet – den reichen Formenschatz an Wegen und Wegebelägen zu wahren. Der Erlebniswert von Bachkugelpflastern, alten Hohlwegen usw. steigt im Maße ihrer zunehmenden Seltenheit.



92

94 Der gekieste, wassergebundene Weg verdient fast unter Flurdenkmalschutz gestellt zu werden, seitdem Straßenbauprogramme jeden Feldweg erreichen. Sind erst alle Wege geteert, so hat niemand mehr Lust, auf ihnen zu wandern. Die Folge ist, daß man neue Wege baut: Einen für die Fußgänger, einen für den Radfahrer, bald auch einen für den Reiter. Die Zerschneidung und Aufrasterung der Landschaft hat ein Maß erreicht, das nicht mehr überschritten werden darf. Der »goldene Mittelweg« scheint nur schwer zu finden zu sein.



93



94

95 Weg und Steg im Gebirge werden infolge des direkten Begehens besonders intensiv wahrgenommen. Ihre Pflege verdient besondere Aufmerksamkeit. Ihre Unterhaltung obliegt nicht nur den Einheimischen, sondern auch den Feriengästen.

96 und 97 Auf solchen Steigen zu wandern macht Freude. Das gleiche kann auch das Arbeiten an solchen Felspfaden machen. Schließlich wurden die meisten der Wandersteige in Freiwilligeneinsätzen der Alpenvereine ausgebaut. Aktiven Ferieneinsatz würden viele Wege Berchtesgadens vertragen.



95



96

WEGE- UND STRASSENBAU



97

98 Wenn im künftigen Nationalparkgebiet, wie hier im Hirschbichtal, die Wanderwege mit dem Gräder oder Straßenhobel angelegt werden, kann das Ergebnis nicht sehr landschaftsschonend und angepaßt, sondern nur »gerad und gehobelt« sein. Das Sichern oder Neuschaffen von landschaftlicher Eigenart, auch der des Weges, schließt die Maschine nicht aus, verlangt jedoch stets den direkten Einsatz der behutsamen und schöpferischen »Technologie« der menschlichen Hand.



98

99 Die Bildanalyse bringt überdeutlich ans Licht, welches Erschließungsdiktat dem Bau neuer Straßen eigen ist. Solche Straßen verbrauchen nicht nur Land und zerschneiden solches, mit ihrer Erschließungswirkung hausen sie wie der »Elefant im Porzellanladen« landschaftlicher Feinstrukturen. Man denke nur an den »Skizirkus am Göttschen« und die heimliche Auszehrung der Landschaft um Loipl.



99



100

STUFEN UND STÜTZMAUERN

100 Die neue Version des Stufenbaues bei Gangsteigen bedient sich zunehmend vorgefertigter Betonteile. Ist es wirklich notwendig, solche Erzeugnisse bis in die letzten Winkel der Landschaft zu bringen und die Fichtenstangen, das Bauholz neben dem Weg, unbeachtet zu lassen? Eigenart beginnt beim Detail.

101 Unverständlich bleibt, warum im Bergland Berchtesgaden, wo Gestein allerorten ansteht, soviel Häßlichkeit in Gestalt solcher Betonstützwände das Straßenbild verunstalten muß.

102 Diese Trockensteinmauer ist zwar nicht meisterlich gefügt, trotzdem nachahmenswert. Ökologische Belange der Biotopneuschaffung ergänzen sich vorzüglich mit bauphysikalischen.



101



102

STRASSENEINFASSUNGEN

103 Wegeeinfassungen in Verbindung mit einem Hohlweg sind sehr selten geworden. Sie verdienen Schutz und Pflege. Eigenart am Wege lebt nicht so sehr vom Sensationellen, sondern von der Fülle liebenswerter Details.

104 Straßeneinfassungen aus Rundbalken sind gefällig und angemessen.

105 Die reine Funktion ist immer häßlich! Diese Stahlleitplanken sollen Autos abfangen, sonst nichts. Hat denn nur mehr die Funktion »Geschwindigkeit« ein Recht auf gestalt-hafte Verwirklichung? Straßen in der Landschaft sollten mehr sein als eine »Achterbahn« für mehr oder weniger begabte oder waghalsige Autofahrer.



103



104



105

106 Das Leben wie Wohnen in Reih und Glied macht auch vor Urlaub und Camping nicht halt. Was bleibt, ist lediglich Kulissenwechsel. Statt »Wohngebirgen« hat man Felsgebirge vor den Augen.



106

107 Freirauminfrastruktur des Fremdenverkehrs beansprucht Landschaft auf vielfältigste Art und Weise. Nur selten vermag sie gut gestaltete neue Zeichen zu setzen. Was hilft die Schindelverkleidung am Lifthäuschen, wenn es mit seinem Masten- und Seilwerkumgriff die Landschaft verunstaltet?



107

108 Bauen für den Tourismus! Die dumpfe Art, mit der ans profitable Werk gegangen wird, äußert sich an diesem Lift- und Pistenhäuschen beispielhaft. Hier nach Eigenart zu fragen erübrigt sich.



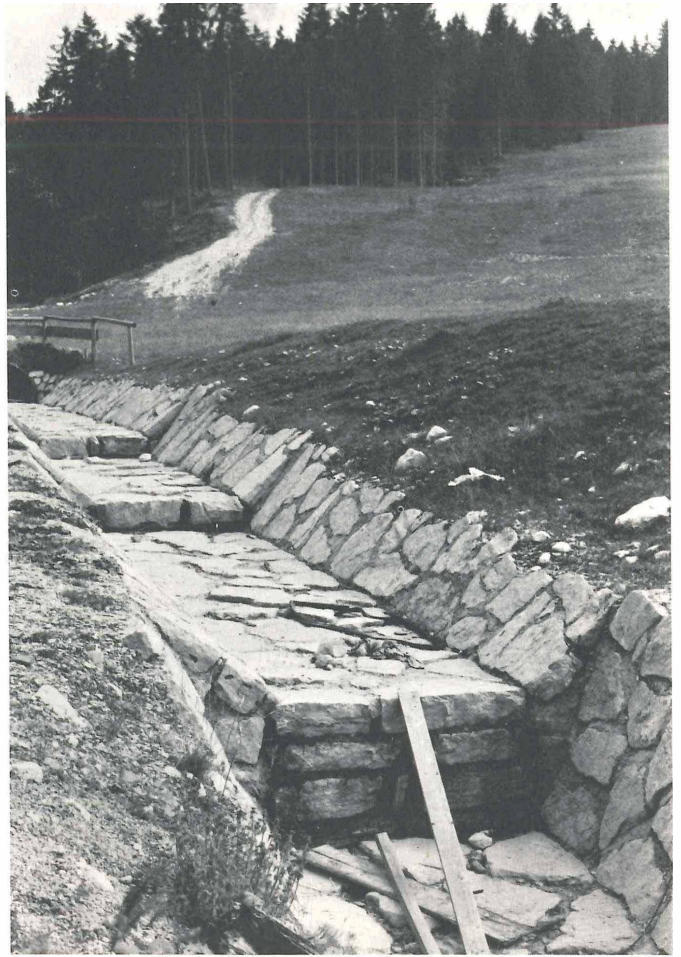
108

109 Dieses Bild spricht ohne Kommentar für sich.



109

110 Umfangreiche Wildbachverbauungen, finanziert zum größten Teil aus Steuermitteln, sollen die Sturzwasserschäden unverantwortlicher Kahlschläge im Zuge von Pistenbauten auffangen. Wo am Berg Geld lockt, setzt in der Regel ökologisches Denken aus. Nur eine Energieverknappung und -verteuerung kann uns auf Dauer vor solchem Unfug bewahren.



110

111 Nach ZECH (1978, S. 48) zeigen in bergbahnerschlossenen Almgewebieten innerhalb von 12 Jahren 44% der als »touristische Teil-Flächen« eingestuftten Bergweiden beachtliche Zunahmen des Bodenabtrages. Allein schon der Augenschein bestätigt am Jennerabstieg, daß diese Untersuchung, die an der Kampenwand gemacht wurde, für die Berchtesgadener Berge nicht minder zutrifft.

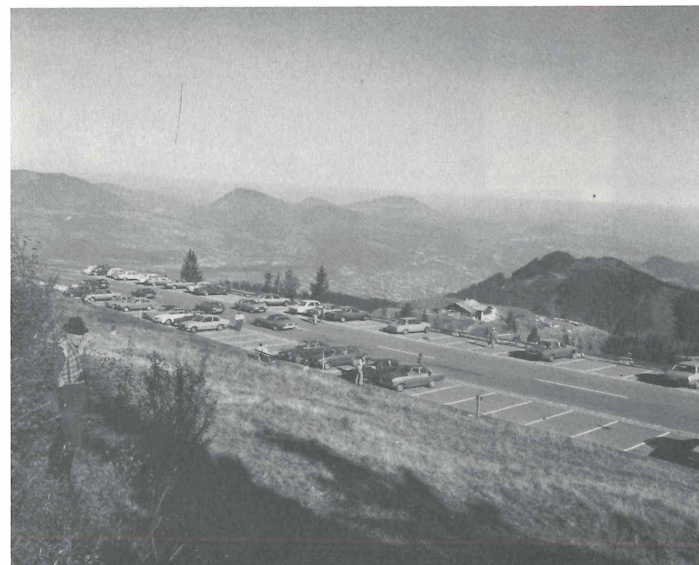


111

PARKPLÄTZE

112 Wo NS-Größenwahn die Bergwelt des Roßfeldes mit einem gigantischen Straßennetz erschloß, ergibt sich sommers wie winters eine Auto- und Menschenlawine über die Berghänge, nimmt den Weiden ihre letzten Blumen, den Tieren ihre Ruhe und der Landschaft den Rest des Besonderen. Was bleibt, ist der Blick auf Blech und Talgrund und die Illusion, Erholung gehabt zu haben.

113 Parkplätze in der freien Landschaft sollten in aller Regel eine wassergebundene, versickerungsfähige Decke haben. Schütterer Rasenbewuchs kann sich an den Rändern einstellen und schafft fließende Übergänge zu Wald und Wiese. Der Mensch bevorzugt in den meisten Fällen harte Grenzziehung, die Natur kennt fast nur weiche, ineinander verwobene Kontaktzonen. Ansprüche des Menschen und der Natur müssen sich nicht widersprechen.



112



113

114 und 115 Riesige Schotterabbaugruben lassen nicht nur Schneehaide-Kiefernwälder, Weiden und Mähwiesen verschwinden, sie verbreiten und verstreuen ihre Materialflut aufgrund von wohlfeiler Energie und Transportvermögen in Form von Hochbauten, Straßenbändern und Bauteilen bis in die feinsten Verästelungen menschlicher Aktivitäten in diesem Landschaftsraum. Der damit induzierte Stoffkreislauf führt infolge seiner Mächtigkeit zu vielfachen Stauerscheinungen, die nicht mehr ins ökologische Gefüge integriert werden können und deshalb zu Landschaftsschäden werden. Ein Materialstau übler Art ist z.B. die Maschinen-, Material- und Ausschußdeponie im wunderschönen Frechenbachtal (unteres Bild).



114



115

ABTRAG UND AUFFÜLLUNG

116 Abbruchmaterial wird in ein Niedermoor verfüllt . . .

117 Abbruchmaterial und Müll werden in einen Geländeausschnitt gekippt . . .

Das uralte ökologische wie bäuerliche Prinzip der Wiederverwertung scheint nicht mehr bekannt zu sein. Oder es wurde aufgrund des Material- und Transportenergieüberangebotes pervertiert und in eine Kampagne zur Verwertung »unnützer« Landschaftsteile umgewandelt.

118 Feuchtflächen, Quellhänge von hohem Wert für Bild und Gefüge der Landschaft gelten neuerdings als »verwildertes - unnützes« Land, das man am besten schnellstmöglich durch Drainage, Verfüllung oder Bebauung (wie hier in der Oberau) »rekultiviert«.



116



117



118



119



120

119-121 Nur mehr ganz selten läuft zu Tal drängendes Wasser über ein Antriebsrad. Die meisten Mühlbäche laufen ungenutzt durch ihr Gerinne; die alten Kraftanlagen zum Schneiden, Mahlen, Hämmern sind längst verfallen. Energie wird vergeudet, weil sie dezentral ist und gegenwärtig nicht ins Konzept paßt. Doch scheinen sich die Zeiten zu ändern. Es gilt, die Bäche wieder ins Spiel zu bringen.



121

122 Ein Holzstoß ist nichts anderes als ein chemisch gebundenes Sonnenenergie-Depot. Wie solche »Energiespeicher« schmuck sein können und zur lebenswerten Eigenart des Ortsbildes beizusteuern vermögen!



122

123 Der neuerliche Gebrauch des Wassers für azurblaue Swimmingpools im Dienste des »Feriengastes auf dem Bauernhof« befremdet mehr, als daß er zur Bewunderung anregt. Chemisch behandeltes Schwimmbeckenwasser trägt mit zur Belastung der Fließgewässer Berchtesgadens bei. Wäre ein Fremdenverkehr nach Maßgabe landschaftlicher Eigenart nicht angemessener als die fragwürdige Verwirklichung von »Riviera-Leitbildern« im Gebirge?



123

124 Wasser – gestalthaft im Holzbrunnen erlebbar – war und ist z.T. auch heute noch erfrischender und vertrauter Mittelpunkt des dem Hof zugeordneten Heimgartens. Solch ein Brunnen stimmt in seinen ökologischen Bezügen wie im freien Gestaltungsspiel dessen, der ihn fertigte: Anmutige Eigenart des Berchtesgadener Gehöft-Umfeldes.



124

WERKSTEINE

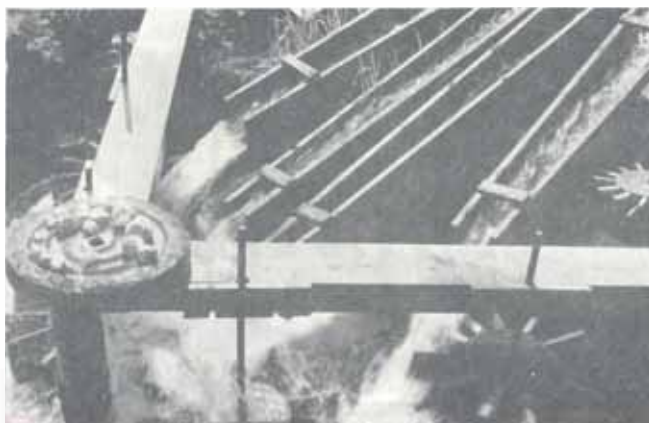
125 Vorbilder für sein künstlerisch-handwerkliches Schaffen fand der Mensch oft in der Natur selbst. Gerundete Bachkugeln und Strudeltöpfe finden sich in Berchtesgadens Wildbachtälern häufig.

126 Was Wasser, Geschiebe und Wildbach vermögen, vermochte auch der findige Mensch und seine Kunst des Wasser- und Mühlradbaues. Kugelmühlen, Relikte origineller Frühtechnik, werden mehr und mehr zur Touristenattraktion.

127 Berchtesgaden ist reich an verschiedensten Werksteinen. Ein Tourismusgewerbe, das sich auf diesen Fundus besänne und ein Werkfreizeitangebot daraus entwickeln würde, fände mit Sicherheit Anklang. Der alte Mühlstein in der Nähe der Ramsauer Steinbrüche braucht nicht zum »Eckstein« einer neuen Tourismus-Entwicklung zu werden, wohl aber könnte er im positiven Sinn der »Stein des Anstoßes« für ein Mehr an Natur und schöpferischer Werkfreude im Freizeitgewerbe sein.



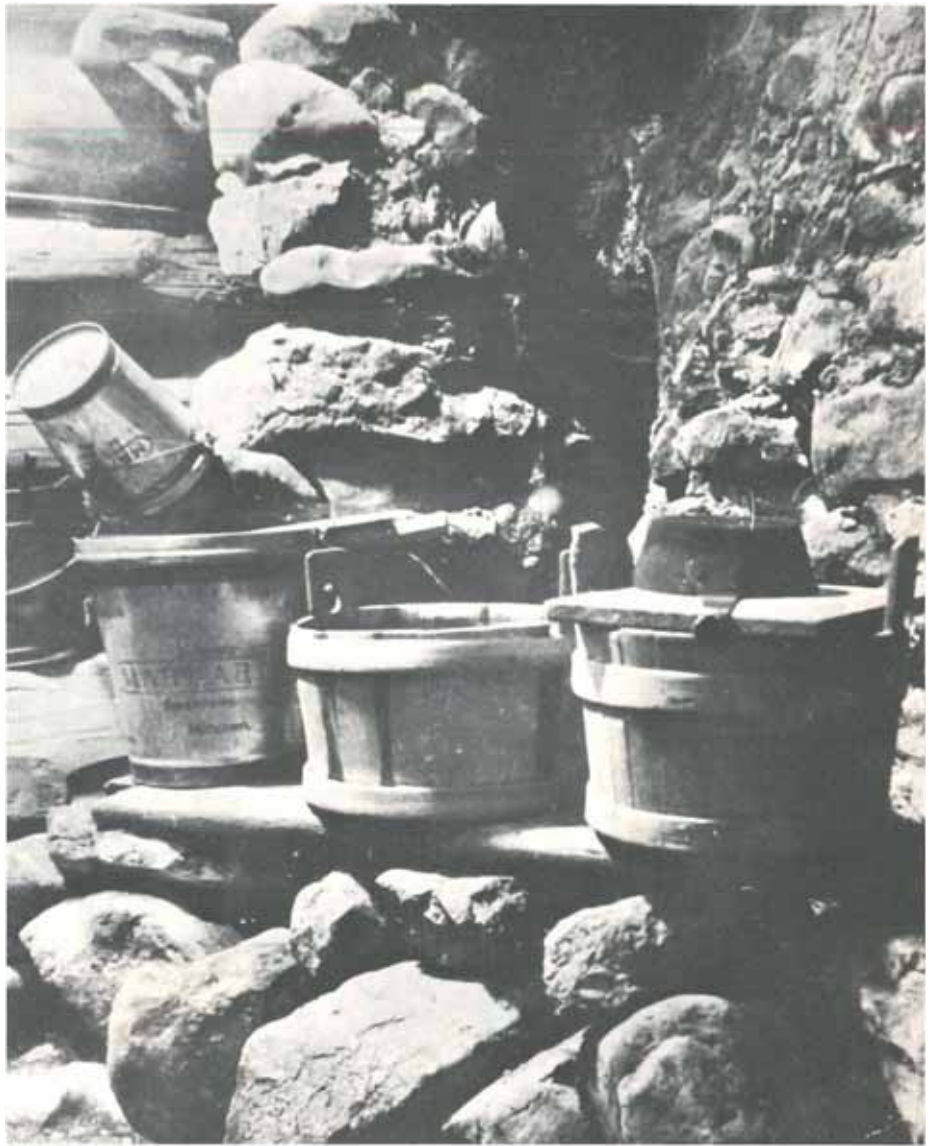
125



126



127



Quelle nebenst. Bild: TRÄNKEL 1947

128 und 129 Mehr noch als der Stein ist das Holz in seiner Vielfalt Traditionswerkstoff, der die Geschichte und Eigenart Berchtesgadens wesentlich prägte. Holzerzeugnisse können von zeitloser Schönheit sein (siehe oberes Bild). Sie regen an und vermögen bei vielen Menschen die verborgene Handwerksgeschicklichkeit zu wecken. Noch ist Berchtesgadens Holzhandwerk nicht ganz erstorben. Das Fremdenverkehrsgewerbe braucht nur den lustigen Werktsch von der Wand zu klappen und die Gäste zu bitten, auf der Bank in der Sonne Platz zu nehmen. Eigenart hält sich nur, wenn sie lebt. Sie muß durch Hand, Herz und Verstand gehen. Das »Werkholz« steht längst bereit.

128



129

